O'Brien, Richard Barry,

Ailey Moore eine Geschichte aus Irlands Gegenwart von Vater Baptist. Vom Verfasser autorisirte Übersetzung

Köln 1858

Samlung

Sammlung

unterhaltender Schriften

der

neuern englischen Literatur

für

gebildete katholische Leser.

Viertes Bändchen.

Köln 1858.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Ailey Moore.

Eine Geschichte aus Irland's Gegenwart

von

Vater Baptist.

Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.

Köln 1858.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Vorwort des Uebersetzers.

Der Verfasser von „Ailey Moore", welcher sich auf dem Titelblatt „Vater Baptist" nennt, ist ein gelehrter und verdienstvoller irischer Priester, Dr. O'Brien, Professor an dem All-Hallow's-Seminar bei Dublin. Wir können sein Werk in keiner geeignetern Weise bei dem deutschen Lesepublikum einführen als durch folgende Auszüge aus einem Artikel von Dr. Brownson in seiner 'Quarterly Review' (April 1857), worin dieser treffliche amerikanische Schriftsteller die Vorzüge und die Mängel der Erzählung sehr richtig und unparteiisch bespricht.

„Vater Baptist hat eine lebendige Phantasie, ein warmes Herz, echte Würde und eine natürliche Freude an Scherz und Witz; er ist ein Mann von großer Gelehrsamkeit, von vielseitiger Erfahrung und von ausgedehnter Bekanntschaft mit Personen und Zuständen. Aber er ist kein geübter Novellenschreiber, und es fehlen ihm einige wesentliche Eigenschaften zu einem echten literarischen Künstler. Seinen Skizzen des irischen Lebens, namentlich des Lebens der irischen Bauern, fehlt die Feinheit und Vollendung der Bilder, welche Banim, Carleton und Gerald Griffin davon entworfen haben; seine guten Leute malt er zu gut, er flicht zu viel Wunderbares ein, und ganz miß-

lungen sind, wie sich das für einen Priester schickt, seine Liebes-Scenen. Auch fehlt es seinem Werke an strenger Einheit. Es sollte mit Gerald Moore's Freisprechung schließen; die Scenen auf dem Festlande gehören in ein besonderes Werk, und einige andere, namentlich eine Scene, die zu abstoßend ist, hätten füglich wegbleiben können. Der Verfasser spricht auch zu viel von Herz und Gefühl, und während er mit Recht die frommen Armen preist, scheint er zu vergessen, daß die Armen nicht immer fromm sind. Was der Verfasser sagt, gilt von der Masse der irischen Bauern, aber nicht von den Armen überhaupt.

„Trotzdem ist ‚Ailey Moore' eine interessante Erzählung und enthält Material für ein Dutzend Romane ersten Ranges. Es ist eine wesentlich irische Geschichte — eine Geschichte von Irland's Leiden und Mißhandlung, Tugenden und Lastern, eine treue und lebendige Darstellung der Licht- und Schattenseiten des irischen Lebens. Der Verfasser ist ein echter Irländer, gleich begeistert für seine Religion wie für sein Vaterland, er schreibt kühn, warm und beredt zur Vertheidigung beider. Er sagt freilich nicht viel, was nicht schon gesagt worden wäre; aber die Geschichte der Mißhandlung Irland's und der Leiden, welche seine treuherzigen Bauern für ihre Religion und ihre Nationalität erdulden, ist eine Geschichte, die wiederholt werden kann und immer ein großes Interesse für jedes unverdorbene Gemüth behalten wird.

„Trotz allem, was von Freund und Feind darüber gesagt worden, ist es schwer, sich eine richtige Vorstellung von dem wahren Stande der Dinge in Irland zu machen. Wenn man die Schilderungen irischer Patrioten lies't oder hört, fühlt man sich versucht zu glauben, dieselben seien übertrieben und man klage die englische Regierung wegen der traurigen Verhältnisse zu hart an. Man kann sich des

Verdachtes kaum erwehren, daß an den Uebelständen die Irländer theilweise selbst Schuld seien und daß sie sich in der unbestritten sehr übeln Lage, worin sie sich befunden, nicht so benommen haben, wie sie hätten thun sollen. Der declamatorische und leidenschaftliche Stil, in welchem die irischen Patrioten von ihren Leiden und von der Ungerechtigkeit Englands sprechen oder schreiben, ist nicht sehr geeignet, auf ernste und leidenschaftlose Zuhörer oder Leser überzeugend einzuwirken. Aber die ruhige und unparteiische Prüfung der zuverlässigsten Berichte, die uns zu Gebote stehen, nöthigt uns die Ueberzeugung auf, daß es nicht möglich ist, in diesem Punkte zu übertreiben und die Mißhandlungen, welche Irland von der englischen Regierung und der englisch-irischen Partei zu erleiden gehabt hat, schlimmer darzustellen, als sie wirklich gewesen sind. Sie sind ärger gewesen, als die menschliche Sprache sie schildern kann, namentlich seit England protestantisch geworden ist!

„Die Engländer sind kein blutdürstiges und rachsüchtiges Volk und besitzen viele edele und hochherzige Charakterzüge; aber im Allgemeinen sind sie stolz, hochfahrend, anmaßend, eingebildet, engherzig und bigott. Es gibt Ausnahmen, und die Ausnahmen sind seit der französischen Revolution zahlreicher geworden, als sie vorher waren. Es gibt Engländer, welche gereis't sind und durch den Verkehr mit den Festländern ihre rauhen Ecken abgeschliffen haben, welche liberaler in ihrer Gesinnung und weniger engherzig in ihren Ansichten geworden sind, und unter diesen gibt es echte Gentlemen, welche von keinem Gentleman in der ganzen Welt übertroffen werden. Aber der echte uncultivirte Engländer ist ein Gemisch von Einbildung und Vorurtheilen, und ganz durchdrungen von der Ueberzeugung, daß er unendlich hoch über allen Menschen stehe, die keine Engländer, und über allen Dingen, die nicht englisch sind. Wir glauben

nicht, daß das englische Volk je die Absicht gehabt habe, gegen die Irländer ungerecht oder despotisch zu sein, und wir zweifeln sehr daran, ob es menschenmöglich ist, die Engländer zu überzeugen, daß sie es gewesen sind. Es ist echt englisch, zu glauben, ein Engländer könne kein Unrecht thun, und jede Klage über etwas, das ein Engländer gethan, sei schmähliche Undankbarkeit, gänzliche Verkennung des eigenen Besten, oder blinde Parteilichkeit. Der Engländer hält sich für das edelste Werk Gottes und glaubt, Gott habe sein Bestes gethan, als er ihn schuf; seine Denk- und Handlungsweise sei die rechte und die einzig rechte. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, ist er unfähig, es nur für möglich zu halten, daß man, ohne in grober Unwissenheit oder in Bosheit befangen zu sein, etwas tadeln könne, was er sagt oder thut. Der Engländer hat den Papst verworfen, weil er sein eigener Papst ist; er hat die Unfehlbarkeit der Kirche geleugnet, weil er dieselbe nicht anerkennen kann, ohne seine eigene Unfehlbarkeit zu leugnen. So muß er andere, die ihn nicht als unfehlbar und sündenunfähig ansehen, für anmaßend und eingebildet, für unerträglich hochmüthig halten, und so kommt es, daß er gehaßt wird, selbst wenn er Wohlthaten erweis't, und daß er beleidigt, wenn er mit edeln und hochherzigen Absichten handelt. Man mag die Engländer beneiden, fürchten, wegen ihrer Energie, ihres Muthes und ihres Glückes bewundern; aber geliebt und geachtet werden sie als Nation von keinem fremden Volke.

„Irland ist nun schon 700 Jahre der englischen Krone unterthan, und doch hat England in der Gewinnung der Liebe des irischen Volkes noch gar keine Fortschritte gemacht. Jeder Irländer, der noch einen Funken von Nationalgefühl hat, haßt die englische Herrschaft und verflucht die Verbindung mit England. Das irische Volk ist mit der englischen

Regierung noch gar nicht ausgesöhnt und noch nicht im mindesten gewöhnt, sich als einen integrirenden Theil des britischen Reiches, und dessen Ruhm als seinen Ruhm anzusehen. Der Haß des Kelten gegen den Sachsen ist durch die siebenhundertjährige Verbindung nur intensiver und unaustilglich geworden.

„Das ist eine merkwürdige Erscheinung. Die Römer waren große Eroberer, aber nach verhältnißmäßig kurzer Zeit verloren die Besiegten ihren Haß gegen die Sieger und wurden stolz auf den Namen Römer. Gallien wurde von den Römern mit Waffengewalt unterworfen, aber es hörte auf, die Römer als Sieger anzusehen, und war, als die Invasionen der Barbaren begannen, eben so loyal gegen das römische Reich, wie Italien selbst. Die Franzosen haben die Bretagne und Lothringen erobert und mit Frankreich verbunden, und doch sehen die Bewohner dieser Provinzen, wiewohl sie viele ihrer alten Volkssitten und Gebräuche beibehalten haben, Frankreich als ihr Vaterland an und nennen sich mit Stolz Franzosen. Worin hat dieser Unterschied seinen Grund? Nicht in der Verschiedenheit der Abstammung, — denn die alten Gallier, die Niederbretagner und die Irländer gehören nach der allgemeinen Annahme zu demselben Volksstamme; — sondern in dem verschiedenen Charakter der erobernden Völker. Der alte Römer war stolz und grausam, aber er konnte das Nationalgefühl und die Religion der besiegten Völker verstehen und achten. Dasselbe kann man von den Franzosen sagen. Die Römer ließen den Provinzialen ihre nationale Existenz und vermehrten so durch sie die Macht und Stärke des Reiches; Frankreich, der Haupterbe des römischen Reiches und der römischen Civilisation, läßt gleichfalls den eroberten Provinzen ihre Eigenthümlichkeiten, und so vermehren seine Eroberungen seine Macht. Aber England duldet

nichts Unenglisches; wo es erobert, darottet es aus, und seine Eroberungen sind immer so lange nicht vollständig, als nicht Alles ausgerottet ist. Die Engländer — und auch ihre Abkömmlinge in Amerika, also wir selbst — gehen immer, bewußt oder unbewußt, von der Voraussetzung aus, daß alles, was nicht englisch sei, eigentlich nicht existiren sollte, und daß ein Volk nicht anders glücklich, weise und tugendhaft sein könne, als auf englische, — oder, wie es bei uns heißt, auf amerikanische Weise. Sie führen einen wahren Vernichtungskrieg gegen alles Unenglische.

„Der englische Volksstamm ist in dieser Hinsicht sowohl in seinem europäischen, als in seinem amerikanischen Zweige sehr eigenthümlich. Er kann mit einem schwächern Nachbarn nie in Frieden leben. Es ist schwer zu sagen, welches das Schicksal Europa's geworden sein würde, wenn England eine Macht auf dem Festlande gewesen wäre: wahrscheinlich würde es das ganze Festland unterworfen oder selbst aufgehört haben zu existiren. Es kann keine Macht neben sich dulden, wenn es im Stande ist, dieselbe zu vernichten. Wir sehen dieses bei der Ausbreitung der englischen Herrschaft in Asien. England hat schon fast ganz Indien seinem Reiche einverleibt und ist jetzt daran, Persien im Westen und China im Norden zu erobern. Wir sehen es auch bei der Ausbreitung unserer eigenen Herrschaft auf dem amerikanischen Festlande. Wir konnten nie mit den eingeborenen Indianern in Frieden leben, wußten immer irgend welche Händel mit ihnen anzufangen, sie zu rachsüchtigen Gewaltthaten zu reizen, sie dann zu bekriegen und sie auszurotten oder aus ihrem Gebiete zu verdrängen und dieses für uns zu nehmen. Canada greifen wir zwar nicht an, denn wir würden dann mit dem Mutterlande zu thun bekommen, und dazu haben wir für jetzt noch keine Lust; aber mit unsern südlichen Nachbaren haben wir beständig Streit; Texas, Cali-

fornien und Neu-Mexico haben wir schon, und wir sind auf dem Wege, bis zum Isthmus von Darien vorzudringen. Der angelsächsische Volksstamm scheint keinen Begriff von Völkerrecht zu haben, kein anderes Recht zu kennen als das Recht des Stärkern, und zu glauben, ein Volk, welches nicht im Stande sei, sein Land zu vertheidigen, habe auch kein Recht, es zu besitzen, und das Volk, welches zu schwach sei, seine Unabhängigkeit zu behaupten, sei auch nicht berechtigt, als unabhängiges Volk zu existiren. Wie lange würde wohl die kleine Republik San Marino ihre selbstständige Existenz behalten haben, wenn sie auf den britischen Inseln oder innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten läge?

„Dieser angelsächsische Volksstamm nennt sich mit Stolz den hauptsächlichsten Beförderer der Civilisation in der neuern Zeit und verachtet alle andern Volksstämme als weniger begabt und halb barbarisch. Und doch gibt es kein Volk in der Welt, welches, wenigstens seit der normännischen Eroberung, den Waffen, den Missionären oder den Colonisten des angelsächsischen Stammes seine Civilisation zu danken hätte. Die Vereinigten Staaten sind freilich ein civilisirter Staat, während vor 300 Jahren auf demselben Gebiete nur Stämme von Wilden umherschweiften; aber dieser Staat ist nicht durch die Civilisation, sondern durch die Vertreibung dieser Wilden begründet worden. Die Colonisten brachten ihre Civilisation mit und vererbten sie, mehr oder weniger abgeschwächt, auf ihre Nachkommen, aber sie haben dieselbe nie unter den ursprünglichen Einwohnern verbreitet. Ein Volksstamm aber, welcher keine wilde oder barbarische Völkerschaften civilisirt, kann unmöglich als Beförderer der Civilisation bezeichnet werden. Der angelsächsische Volksstamm hat gute und edele Charakterzüge; er ist kräftig und energisch, kühn und unternehmend,

und England hat seine alte Verfassung reiner und lebenskräftiger erhalten, als irgend ein Volk auf dem europäischen Festlande; aber wir haben nie finden können, daß sein Einfluß, wenigstens seit es protestantisch geworden ist, andern Nationen irgendwie Segen gebracht hat. Seine Umarmung ist todbringend; seine Allianz oder sein Schutz hat noch keiner Nation genützt, und sein diplomatischer Einfluß in fremden Ländern hat den Fortschritt der Civilisation immer gehemmt. Das Einzige, was wir an der auswärtigen Politik England's zu rühmen wissen, ist dieses, daß es den Sclavenhandel, als es das Monopol desselben verloren hatte, verbot und auch andere Völker zur Abschaffung desselben zu bewegen suchte; und doch dauert der Sclavenhandel noch fort.

„Der angelsächsische Volksstamm ist also am allerschlechtesten geeignet, einen andern, weniger energischen Volksstamm zu regieren; er wird ganz ungeeignet dazu durch seinen unerschütterlichen Glauben an die eigene Vollkommenheit und durch seine angeborene Unfähigkeit, irgend eine Frage vom Standpunkte eines andern Volksstammes oder unter einem andern Gesichtspunkte, als unter dem seinigen, anzusehen. Er ist philanthropisch, — ich glaube in der That, philanthropischer als irgend ein anderer Volksstamm; aber sein starker Egoismus macht seine Philanthropie verderblicher, als die Selbstsucht Anderer. Er kann sich keine andere Weise denken, einem Volke zu nützen, als dadurch, daß er ihm seine Anschauungen, seine Religion und seine Institutionen aufdrängt. Seine Ungerechtigkeit gegen Irland ist nach unserer Ueberzeugung keine mit Bewußtsein beabsichtigte, hat vielmehr ihren Grund in seiner übertriebenen Liebe zu seiner eigenen Religion und Nationalität und in dem ehrlichen Glauben, daß man dem Irländer keine größere Wohlthat erweisen könne, als wenn man ihn

mit Gewalt zum Engländer mache. Daher das Bestreben, die irische Nationalität und die irische Religion auszurotten. England möchte den lebhaften, die Fröhlichkeit liebenden und tief religiösen Irländer, dessen Element die Gesellschaft und dessen Leben der Glaube ist, zu einem kalten, steifen, ernsten, ungläubigen, einsilbigen, protestantischen Engländer machen. Nach diesem Plane hat England, wenigstens seit der Reformation, Irland regiert oder vielmehr tyrannisirt. Um diesen Plan auszuführen, hat es die katholische und nationale Partei aller Macht, alles Eigenthums, aller Rechte berauben und all seine Gunst der englisch-irischen Partei zuwenden müssen, um durch sie seine Herrschaft und das Uebergewicht des Protestantismus sicher zu stellen. Es hat das Land zu Gunsten protestantischer Abenteurer und gemeiner religiöser und politischer Apostaten confiscirt und die Masse der katholischen und patriotischen Bevölkerung in die tiefste Armuth und in eine solche Abhängigkeit von den protestantischen Gutsherren gebracht, daß sie ohne diese nicht einmal im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod verdienen kann. Die katholischen Irländer wurden für unfähig erklärt, Grundbesitz zu erwerben; sie wurden wegen ihrer Religion vogelfrei gemacht und der Gewalt ihrer bittersten Feinde preisgegeben: der Laune des Gutsherrn, und was noch schlimmer war, den Bedrückungen und der Habgier der Agenten. Ihre Kirchen wurden weggenommen, ihre Geistlichen für rechtlos erklärt und von Soldaten niedergemacht; sie wurden ihrer Schulen beraubt; es wurde ihnen verboten, außer Landes Unterrichts-Anstalten zu besuchen und im Lande in einer andern, als einer protestantischen Schule etwas zu lernen, und so mußten sie entweder in Unwissenheit aufwachsen, oder ihre Religion aufgeben. Sie waren arm und konnten sich die Gerechtigkeit nicht erkaufen, machtlos und konnten sie nicht erzwingen.

Sie hatten kein Mittel in Händen, sich gegen Unrecht zu vertheidigen und waren jeden Augenblick und fast in jeder Hinsicht auf die Gnade ihrer bittersten Feinde angewiesen, die es sich zum Verdienste anrechneten, einen Papisten zu mißhandeln.

„Berücksichtigt man diese Thatsachen, so kann man nicht verkennen, daß die Irländer das Unrecht, welches sie von der Hand England's erduldet haben, nicht übertreiben und daß sie ihre unglückliche Lage nicht mit Unrecht größtentheils der englischen Regierung Schuld geben. Die Strafgesetze sind jetzt allerdings gemildert und die Katholiken können eben so gut wie die Protestanten Eigenthum erwerben, besitzen und vererben; aber die Gesinnungen und Gewohnheiten, welche sich während drei Jahrhunderten gebildet haben, können nicht in einem Augenblicke geändert werden, und der alte Haß dauert darum noch fort. Die Regierung sucht noch immer dem Protestantismus das Uebergewicht zu erhalten, Irland durch die englisch-irische Partei zu regieren und den Katholiken so viel wie möglich jede Macht, sich zu schützen, vorzuenthalten. Katholiken können Aemter erlangen, aber sie haben wenig oder gar keine Macht, ihren Glaubensgenossen zu nützen, und müssen, um sich ihr Amt und ihren Einfluß zu sichern, oft strenger gegen sie auftreten, als ein liberaler Protestant. In Amerika ist ein Katholik für den Katholicismus so gut wie verloren, wenn er ein Amt bekleidet; in Großbritannien und Irland wird es sich ungefähr eben so verhalten. Die Katholiken sind dort so gut wie in Amerika die schwächere Partei, und Gerechtigkeit ohne Macht wird auch dort nicht beachtet. Eine machtlose Partei aber, die ihre Schwäche fühlt, ist gewisser Maßen genöthigt, den Mangel an Macht durch Klugheit und List zu ersetzen; ihre Existenz hängt davon ab.

„Diese Erwägungen erklären den Stand der Dinge,

welcher uns in „Ailey Moore" geschildert wird, und lassen uns die Fehler einiger der darin vorkommenden irischen Charaktere milde beurtheilen. Die Tugenden der Irländer gehören ihnen, ihre Fehler haben größtentheils ihren Grund in der ungerechten und verkehrten Politik, welche England seit dreihundert Jahren gegen sie eingehalten hat.

„Der eigentliche Held unserer Geschichte ist aber nicht Gerald Moore, sondern Shaun a Dherk, der Bandmann, und die eigentliche Heldin ist eher Biddy Browne, die Bettlerin, als Ailey. Der Verfasser verdammt allerdings, wie er als Priester thun muß, das Bandmännerwesen; aber offenbar ist Shaun a Dherk ihm an's Herz gewachsen, und sein Buch würde eher Hundert zu Shaun a Dherk's machen, als Einen Bandmann für Gesetz und Ordnung gewinnen. Die augenscheinliche Sympathie, mit welcher er den Bandmann und sein Treiben schildert, schwächt sehr den Eindruck seiner strengen Verurtheilung des Bandmännerwesens. Das Buch bringt uns in die Versuchung, den Unterdrückern Irlands zu fluchen, und erweckt in uns das Gefühl, daß wir, wenn wir in Irland wären, uns dem Shaun a Dherk anschließen und mit ihm in jeder Weise gegen die niederträchtigen Unterdrücker der irischen Bauern kämpfen würden. Der Verfasser schließt zwar mit einer vortrefflichen Moral, aber diese steht in geradem Widerspruche mit den Gefühlen, Sympathieen und Leidenschaften, welche das Lesen seines Buches erregt hat.

„Indeß können wir uns leicht denken, daß ein solches Buch in Irland selbst nicht so leicht rachsüchtige Gefühle erwecken wird, als man beim ersten Anblicke meinen sollte. Die tägliche Wirklichkeit ist dort ärger, als irgend eine Schilderung sie darstellen kann. Das Buch muß denen zahm und schwach erscheinen, welche das

erdulden, was wir nur lesen! Das Lesen des Buches muß für sie lindernd sein und die Leidenschaften eher beschwichtigen, als aufregen. Der Verfasser kennt seine Landsleute besser, als wir; er weiß besser, wie er zu ihrem Herzen reden und sie lehren kann, das Evangelium zu lieben und von seinem milden Geiste sich leiten zu lassen; und an der Reinheit seiner Absichten ist nicht zu zweifeln."

Der deutsche Herausgeber hat kein Bedenken getragen, die von Brownson angedeuteten Stellen, so wie einige Abschweifungen von der Geschichte wegzulassen. Ueberhaupt hat er es für gut gehalten, nicht immer genau zu übersetzen, sondern oft frei zu bearbeiten, um das Buch, ohne an seinem Inhalte etwas Wesentliches zu ändern, für deutsche Leser anziehender zu machen. Zur Erklärung der Anlage des ganzen Werkes ist übrigens zu bemerken, daß es dem Verfasser weniger darum zu thun war, eine kunstgerechte Novelle zu schreiben, als in einer — allerdings durch den Faden der Erzählung theilweise nur lose verbundenen — Reihe von Bildern, denen, wie der Verfasser ausdrücklich bemerkt, fast ohne Ausnahme wirkliche Ereignisse zu Grunde liegen, die irischen Zustände anschaulich darzustellen. Wie gut ihm dieses gelungen ist, hat Brownson sehr schön hervorgehoben.

Erstes Capitel.

Eine Begegnung.

„Gut, daß wir uns treffen, Gerald! Von allen Menschen auf der Welt bedurfte ich Ihrer gerade jetzt am dringendsten, obwohl ich, offen gestanden, Sie am wenigsten erwartete.“

„Nun ja, ich gönne mir selten während der Arbeitstunden einen Gang zur ‚Quelle‘. — Sie sind ziemlich oft hier, glaube ich.“

„Allerdings. Ich erkenne das an. Es gibt keinen andächtigern Pilgrim, keinen eifrigern Verehrer des heiligen Senanus, als ich bin! Im zauberischen Dämmerlichte der Abendstunde, wie beim ersten Lächeln des anbrechenden Morgens, tauchen Erscheinungen vor meinen entzückten Augen auf — Engel an Schönheit! Und —“

„Bitte, mein Freund“, unterbrach Gerald den Sprechenden, mit einem Blicke kaum verhehlter Verachtung, „bitte, wählen Sie einen andern Gegenstand für Ihre leichtfertigen Bemerkungen. Es ziemt sich nicht, auch für Sie nicht, auf Kosten der Religion Possen zu treiben.“

„Auf Kosten der Religion?“

„Ja, der Religion!“

„Aber, im Namen aller Götter zumal, worin besteht denn die Religion heiliger Quellen? Pah, Gerald, Sie glauben selbst nicht daran. Religion! Einen Bündel Rosenkränze über dem Bache hinmurmeln, durch Herumrutschen auf den Knieen die jungen Gänseblümchen zerknicken und ungemischtes kaltes Wasser trinken! Gerald, Sie können nicht —“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie zum zweiten Male unterbreche. Versuchen Sie nicht Ihren Spott damit zu rechtfertigen, daß Sie zu glauben vorgeben, irgend ein Katholik theile Ihre Ansichten. Unsere Väter beteten an diesen geweihten Orten; und sprechende Beweise schlichten Glaubens sind die Opfergaben, welche die Armuth dargebracht: der Becher, aus welchem der Reisende seinen Durst löschte — die Krücke, auf welche der Krüppel sich gestützt — der einfache Streifen Linnen, welcher von einem Aste herabhängt — es sind lauter Zeugnisse aus der Vergangenheit, daß unter der Anrufung des Dieners Gottes, dessen Vermittelung hier angefleht wird, bedrängten Familien das Glück, und traurigen Herzen der Friede wiedergegeben wurde.“

„Ich will das gut sein lassen, Gerald; Ihre Strenge soll mich nicht um meine gute Laune bringen. Ich will den Weichherzigen diese Najaden-Verehrung lassen; wenn es aber mir einmal ernst um's Herz werden sollte, dann will ich wahrhaftig nur Gott selbst verehren! — nun, keine finstere Blicke, wenn Sie mich lieb haben.“

„Ignoranz, Voran — baare Unwissenheit! Es ist zum Staunen, wie aufgeklärt mitunter die Leute werden, wenn ihnen die Einschränkungen, welche der Glaube auferlegt, unbequem sind. Wer sagt Ihnen, zum heiligen Senanus oder zu irgend einem andern Heiligen beten, heiße nicht Gott selbst anbeten? Sie haben Ihren Katechismus schlecht gelernt, wenn Sie vergessen haben, daß die Heiligen verehrt werden, weil Gott auch auf solche Art verehrt sein will. Sie werden doch in der Wahl der Art und Weise, Gott anzubeten, nicht weiser sein wollen, als Er selbst!"

„Das gibt eine Controverspredigt."

„Durchaus nicht — ich halte nur der Thorheit einen Spiegel vor."

„Doch der Besuch wundersamer Quellen wurde an manchen Orten verpönt", sagte der „Aufgeklärte" etwas kleinlaut.

„Ja — weil jene Wallfahrten mißbraucht wurden, wie auch Sie die Wallfahrt nach dem Orte, wohin wir eben gehen, zu mißbrauchen scheinen."

„Nun, schließen wir Waffenstillstand! Ich weiß ja, wie abgeschmackt die Vorwürfe der Sectirer sind. Es ist mir ganz gut bekannt, daß die alten Weiber wohl wissen, man solle Gott allein anbeten, und die Heiligen seien nur gleichsam die ‚Fürsprecher beim Throne des Allerhöchsten'. Zum Beispiel weiß ich auch, daß es ihnen eben so wenig einfallen würde, zum heiligen Senanus ein Vater Unser zu beten, als zum Pastor Daly. So hat neulich die alte Biddy Browne, die Bettlerin, die Frau Pfar-

rerin Salmer niedergedonnert, indem sie sagte: ‚Ich erkläre Ihnen, Madame, Gott gebot uns, zu den Heiligen zu beten, und ich denke, Er wird dafür sorgen, daß sie uns hören; und Er wird es sicherlich eben so gern sehen, wenn ich die heilige Jungfrau Maria — gebenedeit sei ihr Name, Madame, wie der Engel sagte — bitte, für mich zu beten, als wenn Sie Herrn Salmer ersuchen, für Sie zu beten, obwohl er ein recht artiger Mann ist, wahrhaftig.' Aber glauben Sie denn, Gerald, daß die Vorsehung ihre Segnungen auf diesem Wege sendet? Haben Sie selbst jemals von einer übernatürlichen Wirkung der heiligen Quelle gehört?"

„Das habe ich."

„Sie selbst?"

„Ich selbst."

„War's ein Lahmer? — ein Kranker? — ein Blinder? — Bei meiner Seele, ich denke nicht, daß Sie leicht zu täuschen sind; Ihnen würde ich glauben."

„Es war ein Blinder!"

„Nun? Sie kennen die Person, welche blind war und hier ihr Augenlicht wiedererhielt?"

„Ich war zugegen."

„Sprechen Sie im Ernst?"

„Immer, wenn ich von den Werken spreche, durch welche die unsichtbare Welt in unserer Mitte sich offenbart — Thoren schreien, daß sie nicht sehen, und wollen doch die Augen nicht öffnen."

„Gut, Sie haben jetzt genug mit mir moralisirt — was fiel denn eigentlich vor?“

„Ein Weib, Herr, führte einen blinden Knaben zur St. Senanus-Quelle. Sie war fromm und vertrauensvoll — eine Frau, die den Glauben zur Richtschnur des Lebens nahm — keine von denen, welche auf dem Sterbebette fromm werden oder bloß jede Woche ein Mal: der Glaube beherrschte ihr ganzes Leben. Sie war sehr ergeben und geduldig, und obwohl sie mit inbrünstigem Gebete und klopfendem Herzen um die Heilung ihres Kindes flehte, würde sie Gott in ihrer Demuth auch gedankt haben, hätte er ihre Bitte nicht erhört. Die Sonne ging eben unter, als sie den geheiligten Ort erreichte, und der Knabe sagte, er fühle, wie schön der Abend sei; sein Gesicht war nach Westen gewendet, und das Licht strömte auf ihn zu, gleich einem Pfade, auf dem die Gebete gen Himmel steigen. Und die Mutter betete! Er war ihr einziger Sohn. Ich bin überzeugt, daß die Leute ringsum tiefes Mitleid fühlten; denn sie weinten, und mancher Rosenkranz wurde für das fromme junge Weib gebetet, deren Hände über dem Haupte ihres Erstgeborenen sich gen Himmel erhoben. So verging der Abend —“

„Und —“

„Der Knabe kehrte sehend zurück — die Quelle war sein Siloe!“

„Sie sagten, Sie seien selbst zugegen gewesen?“

„Das sagte ich.“

„Oh, allerdings — ja; doch bitte, sind diese Perso-

nen noch am Leben? — Haben sie greifbare, sichtbare Körper? Ich würde weit reisen, um dieses Weib mit ihrem Knaben zu sehen!"

„In der That, Sie möchten dieses Weib sehen? — Wohl Ihnen, wenn Ihnen jemals dieser Anblick wird; sie ist im Himmel!"

„Und der Knabe?"

„Ist jetzt ein Mann."

„Und —"

„Er erzählte Ihnen eben diese Geschichte, mein Herr!"*)

Gerald Moore war ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren. Er hatte eine gute, fast gelehrte Bildung erhalten, und besaß neben der Ausbildung seiner geistigen Anlagen jene Selbstbeherrschung, Klugheit und Charakterfestigkeit, welche einem so oberflächlichen Menschen, wie sein Gefährte war, immer imponiren. Dieser, James Boran, wollte sich früher dem Priesterstande widmen; allein ein kurzer Aufenthalt im Seminar zeigte Andern und ihm selbst zur Genüge, daß weder seine Talente, noch seine Neigungen dazu paßten. Er war von schwachem Charakter, streitsüchtig, seicht und anspruchvoll; er verfocht eine Ansicht eine Stunde lang, um sie in der nächsten wieder aufzugeben; er war bis zum Ekel fromm auf eine Woche, und fast ein Ungläubiger während dreier Monate darauf.

*) Sie ist ein Ereigniß aus dem Leben des Verfassers dieser Skizze.

Aeußerst eingezogen, so lange er unter strenger Aufsicht stand, überließ er sich jeder Ausschweifung, wenn er sich anmaßen durfte, selbst den Ton anzugeben, oder wenn er keine Strafe zu fürchten hatte. Er wurde wegen Ausschreitungen jeder Art, denen er die Krone aufsetzte, indem er während einer öffentlichen Andacht statt in einem Gebetbuche im „Don Juan“ las, aus dem Seminar ausgestoßen. Wir sehen in ihm einen von jenen Charakteren, für die es auf dieser Welt keinen rechten Platz zu geben scheint, die fast nur vegetiren, jedoch zu jedem Unfug, zu jeder Thorheit bereit sind, welche ihnen Unterhaltung oder Zeitvertreib verspricht. Die „heilige Quelle“ war ein von ihm häufig besuchter Ort. Er verfolgte die jungen Mädchen, welche aus Andacht dahin kamen, und log dann eine Woche lang danach von seinen Heldenthaten. Er war auf diesem gewohnten Gange, als er mit seinem Nachbar und frühern Schulkameraden zusammentraf.

Seit mehrern Jahren hatten beide wegen der gänzlichen Verschiedenheit ihres Charakters wenig mit einander verkehrt. Indeß hatte doch Voran mehr als einmal von seinem frühern Freunde wichtige Dienste begehrt. Seine liederlichen Gewohnheiten hatten ihn wiederholt aus dem Bereiche des väterlichen Daches getrieben, und, mit Recht oder Unrecht, auf seinen Namen den Verdacht der Theilnahme an Thaten gewälzt, die seine Ehre und seine Sicherheit gefährdeten. Der Pfarrer des Dorfes war eine Zeit lang ein williger Vermittler zwischen ihm und seinem Vater — einem sparsamen und, wie die böse Welt

sagte, hartherzigen Manne. Die häufigen Rückfälle des Verschwenders erschöpften jedoch die Geduld des guten Geistlichen, und nach seiner entschiedenen Weigerung, abermals zu vermitteln, war Gerald Moore als Bürge und Fürsprecher für Voran eingetreten. Die Worte, mit denen der junge Mann die Unterhaltung eröffnet hatte, spielten darauf an, daß Gerald neuerdings seinen Einfluß bei dem Pfarrer geltend machen sollte. Voran hatte nun acht Tage oder darüber „unter den Nachbaren" gelebt, das heißt mit den Bösewichtern, welche ihn als Werkzeug gebrauchten, und mit den Unglücklichen, welche theils fürchten mußten, als Opfer zu fallen, theils auf Vergeltung hofften, wenn er mit seinem Vater wieder in gutes Einverständniß käme.

Während eine neue Versöhnung besprochen wurde, und Voran sein Anliegen mit Versprechungen von Besserung, mit Betheuerungen, wie zerknirscht er sei, und mit Anklagen seines Vaters und ältern Bruders ausschmückte, welchen letztern er einen eisernen Teufel nannte, gelangten sie zu einer Biegung der Straße. Hier barg sich eine Quelle, der ein Bächlein seinen Ursprung verdankte; ein alter Fliederbaum breitete wie ein Schutzgeist seinen Schatten darüber. Rings um die Quelle zog sich eine verfallene graue Mauer und verdeckte zur Hälfte die große dunkele Gestalt eines Mannes, welcher in gebückter Stellung da stand. Der Schall von Fußtritten erregte die Aufmerksamkeit des Fremden, und er erhob den Kopf. Seine verschmitzten Augen funkelten; er drückte den abgetragenen Filzhut in die breite, kräftige

Stirn, und in einem Augenblicke stand seine riesige Figur mitten auf der Straße. Eingehüllt in einen großen Mantel, der eine Last für einen gewöhnlichen Menschen schien, und leicht auf einen Stock gestützt, welcher die Spuren langen Dienstes trug, erwartete er die Annäherung der beiden Schulkameraden.

Gerald war fest überzeugt, daß er den Fremden nie zuvor gesehen. Er betrachtete den Mann aufmerksam, während derselbe seinem forschenden Auge mit der ruhigen Sorglosigkeit eines Menschen begegnete, welcher gar nicht weiß, daß er der Gegenstand der Beobachtung ist. Und doch war etwas in der ganzen Erscheinung, was bei dem Beobachter Verdacht und Besorgniß erregte, — das unerwartete Zusammentreffen, der kecke, selbstvertrauende Blick, die muskulöse, sehnige Gestalt und selbst die Kleidung des Fremden. Noch einige Tage nachher lag dieser Eindruck, wie Gerald selbst sagte, ihm im Sinne.

„Ein schöner Morgen, meine Herren, und viel Volk an der Quelle unten", sagte der Fremde, indem er zum Gruße an das Ding griff, welches einen Hut vorstellen sollte.

„Ein schöner Morgen", entgegneten die jungen Leute zugleich.

„Nächstens werden, wie man sagt, in dieser Gegend große Veränderungen vorgehen. Der neue Gutsherr wird in ein paar Wochen sein Besitzthum antreten, und da dürfte mancher alte Pächter sich einen neuen Kirchhof suchen müssen."

„Ihr scheint gut unterrichtet, Freund“, sagte Gerald und heftete abermals einen fragenden Blick auf ihn.

„Allerdings, Herr. Wenn man viel herumkommt und mit vielen Leuten zusammentrifft, so lernt man jedes Ding von beiden Seiten kennen“, antwortete der Landmann. „Doch darf ich fragen, meine Herren, welcher von Ihnen Herr Boran ist?“

Boran erbebte bis in die Tiefen seiner Seele. In den Augen des geheimnißvollen Mannes meinte er sein Todesurtheil zu lesen.

„Herr Boran“, fuhr dieser fort, — „James Boran, der früher Student war.“

Boran nickte, und murmelte Etwas vor sich hin, was wohl andeuten sollte, er sei der Gesuchte und wünsche die Veranlassung zu dieser Frage zu wissen.

„Oh, es freut mich gewaltig, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr. Ich habe ein Wörtchen mit Ihnen allein zu sprechen. Wollen Sie mit mir kommen?“

Bei diesen Worten zeigte er nach der Richtung, aus welcher Boran eben gekommen war.

„Redet immerhin, guter Mann; ich habe vor meinem Freunde hier“ — diese Worte kamen zögernd über seine Lippen — „kein Geheimniß.“

„So? wirklich? — Nun ja; aber Sie wissen, Geheimnisse bleiben doch Geheimnisse, und das meinige ist nur für James Boran“, entgegnete der Fremde und richtete auf den Angeredeten einen so durchdringenden Blick, daß es selbst Gerald dabei unheimlich wurde.

„Ich will nicht stören", sagte dieser; „der Mann mag Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen haben."

Gerald entfernte sich. Während er an dem Fremden vorüberging, bemerkte er sein Lächeln — ein Lächeln selbstbewußter Macht — und ein Feuer in seinem gebieterischen, düstern Auge, das nicht bloß von Autorität, sondern von absoluter Gewalt zeugte. Voran folgte dem unerwarteten Besucher wie ein Mensch, den ein Zauber gefangen hält. In einigen Minuten fand er sich wieder ein und sagte: der Mann habe Recht; Geschäfte von großer Wichtigkeit riefen ihn in die Nachbarschaft; bei seiner Rückkehr hoffe er Gerald seines halb gegebenen Versprechens eingedenk zu finden; er seinerseits sei entschlossen, für die Zukunft ein Leben zu führen, welches alle Thorheiten der Vergangenheit gut machen würde. Gerald wünschte ihm guten Morgen und verfolgte seinen Weg.

Dieser Morgenspaziergang hatte ihm viel Stoff zum Nachdenken gegeben. Es war ein prächtiger Sommertag, und die hoch am Himmel stehende Sonne schaute auf die üppigen Kornfelder und das reiche Laubwerk herab mit dem feuerigen Blicke eines Künstlers, der ein gelungenes Werk seiner Hände betrachtet. Die Straße zog sich längs der Höhe eines Hügels im Südwesten von Irland hin und gewährte den Ueberblick auf einen prächtigen Strich wohlbebauten Flachlandes, so wie eine Fernsicht auf die See. Wir wollen diesen Ort Kinmacarra nennen. Die glücklichen Wohnstätten genügsamer Landleute waren über die Ebene zerstreut; hier und dort

erhoben sich Wohnungen reicherer Leute, entweder unter Bäumen halb versteckt, oder von den weißen Mauern eines freundlichen Pachthofes umgeben, und die Behaglichkeit und Sicherheit bekundend, welche zunehmender Wohlstand mit sich bringt. Zahlreiche Bächlein bewässerten die Ebene, und während sie geräuschvoll im Glanze der Sonne dahineilten, schienen ihre kleinen Wellen zu lächeln inmitten all der Schönheiten, welche die Natur so verschwenderisch hier ausgestreut hatte.

Die guten Bewohner von Kinmacarra waren ein getreues Spiegelbild ihrer Besitzungen. Selten hatte sich Zwietracht bei ihnen eingeschlichen und ihre Ruhe gestört. Der protestantische Geistliche, der noch nicht lange bei seiner Gemeinde war, suchte allerdings den jugendlichen Eifer seiner ersten geistlichen Wirksamkeit durch Ausfälle auf Rom kund zu geben; aber der vor Kurzem verstorbene alte Gutsherr hatte stets die Kälte sectirerischer Strenge mit einem gutmüthigen Humor zu lösen gewußt, der in den glücklichen Herzen der Anwohnerschaft den besten Widerhall fand. So oft Pfarrer Salmer einen Angriff auf die Gewissen der katholischen Pächter beabsichtigte, machte der gute „alte Herr" seinem Plane mit den Worten ein Ende: „Um des Himmels willen, Herr, nehmen Sie Vernunft an! Lassen Sie die Sache beruhen. Sie werden nur die Sensen der Nachbarschaft schärfen, daß die Leute einander die Hälse abschneiden! Sie werden die ganze Umgegend in Aufruhr bringen, wenn Sie auf diesem Wege fortfahren! Der gute Priester liebt seinen katholischen Glauben, und die

Seelen der Menschen dazu; das sah ich in mancher Stunde, wenn verheerende Seuchen wütheten. Der alte Vater Quinlivan und ich, wir lebten und liebten uns in Kinmacarra sechszig Jahre lang, als Knaben und als Männer, und keiner von uns will in's Grab steigen mit einer Verwünschung gegen den Andern auf den Lippen; — ich will gehängt sein, Freund, ehe ich das thue. Zudem ist er ein Mann, dessen Bekanntschaft ich gern drüben erneuern möchte, auf mein Wort!"

Ob es jetzt so bleiben würde, — darüber dachte Gerald nach. Der Gutserbe war, wie das Gerücht sagte, ein Aristokrat in der schlimmsten Bedeutung des Wortes, und vom abstoßendsten Fanatismus beseelt. Was sollte bei seiner Ankunft aus dem stillen Glücke werden, das hier seit hundert Jahren seiner jetzigen Reife entgegengeblüht hatte? Sollten alte Familien sich neue Kirchhöfe suchen müssen, wie der Fremde gesagt hatte, und nicht hoffen dürfen, in der Kirche die letzte Ruhe zu finden, in welcher alle die Ihrigen schlummerten? Wie sollte es Gerald's Vater selbst gehen? — wie Ailey, seiner holden Schwester? — Und was mochte aus dem hübschen Hause im Thale werden? Der junge Mann schauderte. Er wußte, daß seine Familie einen Nachlaß von dem im Vertrage festgesetzten Pachtschilling genoß, und daß sie für die Fortdauer dieser Ermäßigung keine andere Gewähr hatte, als das Herkommen unter dem alten Gutsherrn und die von ihr gemachten, großartigen Verbesserungen des Bodens. Nichts konnte vor der Forderung der vollen Pacht sie schützen,

als das Gefühl der Gerechtigkeit. Und durfte man darauf rechnen?

Es war seltsam, daß unter Gerald's Phantasiebilder sich immer und immer wieder die Gestalten der Boran's mischten. Erst der „alte Geizhals" Daddy Boran, einem Kobold ähnlich mit seiner krausen Flachsperücke, seiner Habichtsnase und seinen kleinen grauen Augen, die eine gewaltige Neigung verriethen, zu einander überzuspringen und sich einen Besuch abzustatten. Dann sein älterer Sohn Mick, der „eiserne Teufel", seinem Vater so erschreckend ähnlich, daß Leute, welche beide nach einander sahen, anfangs dachten, sie sähen den Teufel, der zu irgend einem diabolischen Zwecke das eine Mal sich verjüngt habe. Auch James Boran, der Verschwender, und der Mann, welcher auf dem Morgenspaziergange in so sonderbarer Weise mit ihm zusammentraf, — das scharfe Auge und die durchdringende Stimme dieses Mannes, die weder Einrede noch Verzug zu dulden schien — Alles dieses erregte bei unserm Wanderer so viele Vermuthungen und widerstreitende Gefühle, daß ihm vor Aufregung fast der Kopf schwindelte.

Gerald mußte über seine eigenen Einbildungen lächeln, und mit einiger Anstrengung gelang es ihm, alle die Phantasiegebilde, welche seinen Geist umlagerten, von sich abzuschütteln. Die christliche Lebensweisheit gebietet uns, gewissenhaft, ruhig und ausdauernd unsere Pflicht zu thun, den Erfolg unserer Bestrebungen aber Gott anheimzustellen. Wir dürfen unserseits nichts unterlassen, was uns zum Ziele führen kann; ob wir es erreichen, das liegt

in Gottes Hand; bleibt unser Streben erfolglos, so müssen wir das demüthig und bereitwillig ertragen; denn es ist Gottes Wille. Diese Grundsätze waren Gerald durch seinen alten Lehrer, Vater Quinlivan, schon in der Jugend eingeprägt worden; er hatte sich seitdem beharrlich bestrebt, sie zur Richtschnur seines Lebens zu machen. Darum war er thätig, muthig und ausdauernd, dabei jedoch stets gefaßt und ruhig; seine Ruhe war aber nicht die Ruhe des Stoicismus oder der Gefühllosigkeit, sondern die Ruhe des Christen, — eine Ruhe, welche durch keinen Vorfall und keine Besorgniß dauernd gestört werden kann. So währte es denn auch jetzt nicht lange, bis er seine gewohnte Fassung und Heiterkeit wieder gewann.

Gerald's Aufmerksamkeit wurde bald durch die Nähe der „Quelle" und die Menge von Wandergenossen erregt, welche, weniger von ihren Gedanken in Anspruch genommen, als er, rasch vorüber gingen. Ailey Moore, seine einzige Schwester, die er fast zu sehr liebte, harrte dort seiner Ankunft und hatte vielleicht schon einige Zeit auf ihn gewartet. An ihm vorbei zogen mit Stroh gefüllte Wagen, auf denen Preßhafte gefahren wurden; dann ein bequemeres Fuhrwerk, auf dem eine alte Frau, die ihren Rosenkranz betete, in Federbetten lag. Männer jeden Alters, von der Last der Jahre gebeugt oder von Unglücksfällen betroffen, bewegten sich langsam auf ihren Krücken fort, und oft bekundete ein plötzliches schmerzliches Aufblicken zum Himmel oder ein krampfhaftes Zucken der Lippen Erschöpfung oder Schmerz;

junge Mädchen im Feierkleide mit freudeblickenden Augen und fröhlichem Lächeln, die für irgend einen alten Verwandten zu Hause, oder eine einsame verlassene Freundin, vielleicht für einen Verstorbenen oder Kranken den Bittgang machten, — Alle verfolgten denselben Pfad. Zu Zeiten wich ein unfolgsames, störriges Pferd von der Mauer ab und lief quer über den schmalen Weg, was eine große Störung unter den andächtigen Pilgern veranlaßte, während die Knaben darüber in lautes Gelächter ausbrachen und durch eine lautes „Pfui, alte Mähre!“ oder ähnliche Bemerkungen die Störung noch größer machten. Hier und da sah man, wenn man der heiligen Quelle näher kam, in einem heimlichen Winkel einen herumziehenden Pfeifer, der seine Bitte um eine fromme Gabe in die Welt hinausblies, oder einen verkrüppelten Bettler, welcher, mit eisernen Lungen begabt, von der Aufzählung seines Elends und von seinen Gebeten das Thal erdröhnen ließ, wie nicht minder von seinen Segenswünschen, wenn christliche Liebe seiner Noth ein Almosen spendete.

Zweites Capitel.

Die heilige Quelle.

Die Quelle des heiligen Senanus befand sich an einem Punkte, wie ihn wohl ein frommer Einsiedler für seine Zurückgezogenheit gewählt haben würde. In geringer Entfernung von der Straße, welche erst neuer-

dings gebaut worden war, erhob sich eine Anhöhe, von alten Buchen umgeben, und in einem stillen Thälchen entsprang die gesegnete Quelle: es war, als hätte der Hügel sich neben ihr zur Ruhe legen wollen. Ein riesiges Steinkreuz breitete auf dem höchsten Punkte seine Arme aus, und bis zu demselben hinauf führte eine Reihe roher Stufen, auf deren jeder die Pilger innehielten, um ihr Gebet zu sprechen. Rings um den ganzen eingefriedigten Platz lief ein rauher, doch schattiger Pfad, auf dem die Wallfahrenden mit bloßen Füßen und gemessenen, andächtigen Schritten die „Runden" machten, denen zum Schlusse die Anwendung des heilenden Wassers folgte.

Am Tage der Ereignisse, welche wir schildern, — es sei hier bemerkt, daß wir eine wahre Geschichte schreiben — hatte Glaube und Hoffnung eine größere Menschenmenge als gewöhnlich zur Quelle geführt. Innerhalb der Mauern des geweihten Platzes befand sich eine bunte Versammlung aus fast allen Klassen, und außerhalb sah man eine große Anzahl von Menschen, welche theils aus Neugierde, theils zur Belustigung, oder auch des Bettelns wegen gekommen waren.

In unmittelbarer Nähe des Einganges, und zwar auf der Innenseite, saßen zwei Weiber mit einem Knaben. Die ältere trug einen dermaßen zusammengeflickten Rock, daß man nicht sagen konnte, wie viele Jahre und wie viele verschiedene Stoffe zu seiner gegenwärtigen Gestalt beigetragen haben mochten. Ihr von der Sonne gebräuntes Gesicht zeigte tiefe Furchen, lebhafte graue Augen und dicke

Lippen; ihre Züge hatten einen gebietenden Ausdruck. Ihr Haar war vollkommen weiß, und als Schluß ihrer Lumpensammlung trug sie ein erstaunlich nettes, reines Häubchen, reichlich mit Bändern versehen. Neben ihr lag ein Quersack unter der Obhut des Knaben. Dieser war augenscheinlich mit ihr verwandt; und obwohl sein zerzaustes Haar und seine schläfrigen Augen — grau, gleich denen seiner Beschützerin — dem Beschauer die Meinung beibrachten, er habe einen Blödsinnigen vor sich, so verriethen doch, wenn der Bursche sich die Mühe nahm, seinen wirren Geist zu beherrschen (was er allerdings selten that), seine Blicke und Worte so viel Verstand, daß man über die Veränderung staunen mußte. Es mag erwähnt werden, daß der Junge Lesen und Schreiben gelernt hatte, und daß durch seine Jacke und Hosen von grobem Baumwollenzeuge — es waren eigentlich nur Fragmente dieser Kleidungstücke — ein Hemde hervorschaute, das eben so erstaunlich weiß war, als das Häubchen der alten Frau. Es war Eddy, der Enkel der alten Bettlerin Biddy Browne.

Wie Biddy Browne zu einem Enkel kam, darüber konnten sich die Leute, welche sie zum ersten Male sahen, nicht genug verwundern. Denn die Alte besaß jene entschiedene, mannhafte Denk- und Handlungsweise, welche den Herren der Schöpfung durchaus nicht gefällt, außer an sich selbst; und als sie die „bessere Hälfte" eines jungen Burschen wurde, da lag die Vermuthung nahe, daß sie das Ganze des Hauses sein, daß sie nämlich alle Ansprüche auf ehelichen Gehorsam zu Nichte machen

würde. In der That trugen auch Alle, die sie kannten, Hohe und Geringe, durch ihre Furcht vor ihr, oder, wie sie es hießen, ihre Zuneigung — jeder in seiner Weise — dazu bei, sie zu verwöhnen und eigenwillig zu machen.

Nichts desto weniger war die Alte nicht immer so mürrisch gewesen, und selbst jetzt gab es zuweilen Augenblicke, wo ihre Lippen sich öffneten, ihre starren Züge sanfter wurden und ihr feuchtes Auge bekundete, daß tief in ihrem Innern eine Quelle des Gefühls sprudelte. Sie war Weib, Mutter und Wittwe gewesen. Wohl hatte sie niemals viel besessen; allein ihren Gutsherrn gelüstete auch nach dem Wenigen, das ihr eigen war, und sie wurde von Eddy's Mutter, ihrer Tochter, abhängig. Der Letztern Mann ward zuerst durch Verfolgungen zu Excessen getrieben, und dann des Landes verwiesen, weil er sich erkühnte, Gefühl zu haben. — Das Gerücht sagte, daß er in Folge einer Beleidigung, die er einem „feinen Manne" zufügte, der Theilnahme an einer That, von welcher er gar Nichts wußte, beschuldigt und deshalb verurtheilt worden sei. Die alte Geschichte von einer jungen Frau, welche darbt und stirbt, von einer alten Frau und einer Waise, die hülflos zurückbleiben, wiederholte sich in der Familie Biddy Browne's. Ihr Herz war verbittert, und wo nicht ihr Interesse oder ein tieferes Gefühl in's Spiel kam, war sie scharf wie ein zweischneidiges Schwert. Doch sie liebte den Knaben, und er liebte sie auf's zärtlichste; oft ruhte sein Auge, nachdem es über die Landschaft oder die versammelte Volksmenge hingeschweift, mit einem überraschen-

den Blicke tiefen Gefühles auf ihren Zügen, der jedoch, kaum erschienen, schon verschwand.

Von der Stelle, wo sie saß, konnte die alte Bettlerin das Innere der Einfriedigung und die Straße zugleich überblicken. Ihre Aufmerksamkeit war in der erstern Richtung gefesselt; sie schien eine ihrer Anwandlungen von Gefühl zu haben, denn ihre Augen schwammen in Thränen, obwohl sie die Lippen fest zusammenpreßte. Alle Besucher, welche an der Quelle ihre Andacht verrichteten, mußten der Reihe nach sich ihren Blicken zeigen. Denn nach vollendeter „Runde" durch den Baumgang und über den Hügel, stiegen die Pilger hinter dem Kreuze zur Quelle hinab, tauchten aus dem Hintergrunde wieder auf und kamen dann mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen nahe an dem Eingange vorüber.

Ein bleiches junges Weib mit einem lieblichen Kinde auf dem Arme kam eben aus dem Hintergrunde hervor und schlug den Weg nach dem Aufgange zum Steinkreuze ein. Sie war es, mit welcher die Gedanken der alten Frau sich beschäftigten; und als das Weib Schritt vor Schritt langsam hinaufgestiegen war, dann am Fuße des erhabenen Symbols das kleine Geschöpf auf die Kniee setzte und ihm die kleinen Händchen faltete, aufwärts zeigend, während des Kindes Augen dieser Richtung folgten, — da schien Biddy Browne ganz Weib — die „Fluth der ebbelosen Zeit" war zurückgerollt, und mitten unter wachgerufenen Erinnerungen „fühlte sie, wie sie gewohnt gewesen, zu fühlen."

„Ach seht, wer ist dies?“ fragte die andere Frau, deren Gegenwart der Leser wohl schon vergessen haben mag — „wer ist dieses liebe junge Mädchen? Sie ist doch nicht die Mutter des Kleinen? Gott segne sie! Wie sie betet! Möge Gott sie erhören!“

Biddy wurde durch diese Worte im Vollgenuß überströmender Gefühle, worin die Seele so gern schwelgt, unterbrochen, und wandte sich mit einem Anflug ihrer gewohnten Härte gegen die Fragende; allein nicht sobald hatte sie dieselbe angeblickt, als der Ausdruck ihres Gesichts ein ganz anderer wurde. Die Frau schien eine Fremde zu sein; ein Mantel mit Kapuze verhüllte sie vollständig. Sie war todtenbleich und weinte. Die alte Bettlerin sah, daß sie Kummer erlebt hatte, und fühlte Mitleid mit ihr.

„Wer sie ist, Madame? 'S ist ein Nachbarskind, eines von denen, welchen die Kinder des Teufels das Blut aussaugten. Peggy Hynes ist es, ehrlicher Eltern Kind und 'ne gute Tochter, die wie ein Engel über die alten Leute gewacht hat, bis sie ihnen die Augen zudrückte. — O, Gott meinte es gut mit ihnen, daß er sie hinwegnahm, gewiß! O, liebe Mutter Maria! Jetzt bringt sie ihr Kleines noch 'mal zur alten Quelle, um für den Vater zu beten, bevor sie geht.“

„Geht? Wohin?“

„Wohin? In's Armenhaus, natürlich. Wohin sollte sie sonst gehen, meine Liebe? O, der böse Blick auf den Agenten! — er fand das Stückchen Land ganz nach seinem Geschmacke und das nette Häuschen und die Einzäunung, und — O, der Vagabund! Des Kindes

Gebet wird Feuer vom Himmel herabrufen, — das wird es."

„Wo ist denn ihr Mann?" fragte die Fremde sanft.

„Wo ihr Mann ist? Bekam er nicht vierzig Shillinge für das Haus, das prächtige Haus, in welchem sein Weib geboren worden — ein Preis, den man für 'ne Hütte bezahlt — und ist er nicht nach 'Merika gegangen!"

„Und wird er ihr Kind aus dem Armenhause nehmen?"

„Sein Kind aus dem Armenhause nehmen! Sehen Sie, Madame, Peggy's Mann wird seine Knochen verschleißen und sein Mark verkaufen, um nur seine Lieben über die See holen zu können und sie an's Herz zu drücken! Oh, und ich hörte die Leute wohl sagen, er sei faul — der böse Blick auf sie!"

„Sieh da! Sieh da, Großmutter! — Wer ist dort, wer ist dort?" schrie Eddy, so laut er konnte, sprang voll Entzücken empor und deutete auf einen Punkt, wo das Licht durch die Zweige auf den Bach fiel, der aus der Quelle entsprang.

„Bst, du Tölpel! Still!"

„O, Großmutter, die Blume des Thales — unsere liebe Ailey Moore — ist sie's nicht?"

„Halt dein Maul, Dummkopf; hab' ich dir nicht tausend Mal gesagt: Fräulein Ailey?"

„Ach, plagt mich nicht, Großmutter. Ich habe sie so genannt — das that ich, und ich sagte ihr, daß Ihr mich immer auszankt, wenn ich sage: unsere liebe Ailey.

Da hat sie ihre weiße Hand mir auf den Kopf gelegt, und ‚guter Eddy' zu mir gesagt. Und es wäre ihr Name, hat sie gesagt: — unsere liebe Ailey; und ich sag' Euch, Großmutter, sie ist unsere liebe Ailey!"

„Nun ja. Still jetzt, Kind, sie wird dich sonst hören — Bst!"

„Ja, Großmutter, aber sie ist doch unsere liebe Ailey —

O, hörtet ihr niemals von süß Ailey Moore?"

Eddy würde zur Erbauung aller Anwesenden den so begonnenen Gesang fortgesetzt haben, hätte die Großmutter ihm nicht einen Blick zukommen lassen, den er verstand, und einen Puff, den er fühlte.

Auf dem vorhin beschriebenen Wege kam ein junges Mädchen daher — ein Dame in Haltung, Antlitz und Gestalt — ungefähr neunzehn Jahre alt. Sie war von mittlerer Größe und überraschend schön, doch von jener Schönheit, welche mehr das Herz empfindet, als das Auge sieht. Sie hatte einen durchscheinenden Teint, dunkeles Haar, eine klare Stirn, schön geschwungene Brauen und ein entschieden alt-irisches Profil. Den Hut hatte sie abgenommen, und ein weißer Schleier verhüllte nur theilweise ihr Gesicht. Ihr Kleid war von hellblauem Musselin. Sie erschien an diesem verborgenen Orte gleich einem Engel, der zum Genesareth der Armen herabsteigt. Wie sie so dahinging, die vollen Lippen halb zum Gebete geöffnet, das Haupt ein wenig erhoben, und die schönen kleinen Hände fromm vor der

Brust gefaltet, flößte sie ein Gefühl ein, das an Verehrung grenzte.

Das war das Mädchen, welches Eddy in der Begeisterung, die das freundliche Benehmen Höherstehender stets in dem Herzen des Niedrigen entzündet, seine liebe Ailey Moore nannte.

Hinter, beinahe neben Ailey, ging ein Mädchen, ungefähr desselben Alters, welches Ailey's Hut trug. Sie war von gutem, sehr blühendem Aussehen, und wäre hübsch zu nennen gewesen, wenn nicht ein Ausdruck von Mißvergnügen in Blick und Miene den allgemeinen Eindruck ihrer regelmäßigen Züge gestört hätte.

Gar Manche noch kamen nach ihnen, Alt und Jung, welche durch die „Gemeinschaft der Heiligen" mit Verstorbenen und Entfernten verkehrten, oder in kindlicher und elterlicher Frömmigkeit auf Väter, Mütter oder Nachkommen Gottes Segen herabflehten. Der Krüppel und der Blinde lagen bei der Quelle des heiligen Senanus, wie einst die Siechen am geheimnißvollen See von Judäa; allein man konnte nicht sagen, daß sie „Niemand hatten, sie hinabzuführen in die Wasser"; zärtliche Freundschaft half ihnen glaubensvoll die Hände gen Himmel erheben und betete für ihre Wiederherstellung ein „Vater Unser".

Wir wollen uns nicht damit aufhalten, die moralischen und physischen Wirkungen, welche aus dieser schlichten Andacht erfolgten, zu untersuchen. Zweifelsüchtige würden unsere Ueberzeugung nur belachen, und für die Frommen wäre es überflüssig. Derselbe Gott, der an den Schatten Seiner Diener eine heilende Kraft band,

kann gewiß, wenn Er will, auch einen Engel der Heilung in die Wasser der „heiligen Quelle" hinabsteigen lassen und Seine Güte in einer Weise kundgeben, die Seine Barmherzigkeit so schön darthut. Ueber die Möglichkeit einer solchen Vermittelung die Nase zu rümpfen, sich dem Glauben an derartige Fügungen Gottes ganz zu verschließen, weil man andere Ansichten über die Wege der Vorsehung hat, ist mit einer gänzlichen Leugnung der Offenbarung gleichbedeutend. Auch wäre es wohl sehr gewagt, solche Zeugnisse von der unmittelbaren Einwirkung der göttlichen Gnade, wie sie uns zu Zeiten entgegentreten, ohne Weiteres verwerfen zu wollen. Freilich, seit der „Reformation" glauben in England und Irland viele Leute so wenig als möglich, und fahren mit Verminderung dessen, was sie glauben, so lange fort, bis sie gar nichts mehr glauben. Sie urtheilen nach menschlichen Begriffen und lassen sich so sehr von menschlichem Vorurtheile beherrschen, daß ihnen die höhere Welt nur mehr wie ein Gebilde der Phantasie erscheint. Gewisse beweisende Thatsachen sehen diese Leute niemals und würden, wenn sie dieselben sähen, in Folge ihrer Sinnesart sie ohne Prüfung verwerfen. Ihre Schlüsse in Bezug auf Gegenstände aus dem Gebiete der Wunder sind eben so klug, als die eines Bauers, welcher die Bewegungen des Mercurius und der Venus betrachtet.

Ailey Moore und ihre Begleiterin nahmen kurze Zeit darauf ihre Plätze am Fuße des Steinkreuzes ein. Ihnen zunächst saß das junge Weib mit ihrem Kinde; ein alter Mann von ehrwürdigem Aussehen kniete am Fuße des

erhabenen Zeichens; ein sonnengebräunter Soldat in mittlern Jahren kniete bei der Quelle. Die Procession rings um die Einfriedigung der geweihten Stätte hatte noch nicht abgenommen.

Biddy, die Bettlerin, begann die fremde bleiche Frau mit günstigen Augen zu betrachten. Letztere hatte wenig gesprochen; sie blickte nach allen Ankommenden und beobachtete aufmerksam Jeden, der kam und ging. Sie schien ängstlich nach Jemanden zu suchen, und zwar vergebens. Inzwischen horchte sie auf der alten Biddy Geschwätz, und Vieles, was sie von ihr hörte, schien sie zu interessiren, besonders, was auf die Familie Boran Bezug hatte. Da diese aber nicht zu den Lieblingen der Alten gehörte, — sie haßte das ganze Geschlecht, „Kind und Kegel" — so läßt sich denken, daß sie von dem „alten Daddy" sowohl, wie von „Nick dem Teufel" und James, wenig Schmeichelhaftes erzählte.

Eine Bewegung in der unmittelbaren Nähe der Quelle, ein halb unterdrückter Schrei und das Rasseln von Wagenrädern erregte die Aufmerksamkeit des müßigen Theiles der Besucher. Man spitzte die Ohren und reckte erwartungsvoll die Hälse; die bevorstehende Ankunft des Lords Kinmacarra, die schon in nächster Zeit erwartet wurde, brachte die Landleute auf den Gedanken, er möchte der Ankömmling sein.

Eddy, der Enkel der alten Bettlerin, hatte das schärfste Auge und Ohr in der ganzen Baronie; folglich war er der erste, welcher die Ankommenden erkannte. Er sprang auf, holte ungewöhnlich tief Athem und er-

leuchtete sofort den Verstand aller Anwesenden durch den Gesang:

„Tally high ho! fett' Schweinefleisch am Freitag!
Tally high ho! der Teufel hat das aufgebracht!"

Dabei hüpfte der Bursche im Tacte dieses eigenthümlichen Productes ländlicher Poesie von einem Fuße auf den andern, bis er sich nach und nach in eine unbezähmbare Raserei hineingearbeitet hatte. Sein Kopf wackelte von einer Seite zur andern; er knackte mit den Fingern und geberdete sich so ausgelassen, daß an der St. Senanus-Quelle die Andacht gewiß selten geworden wäre, wenn solche Musik immer die Luft erfüllt hätte. Die Großmutter dachte jedoch, es sei hohe Zeit, dazwischen zu treten; denn sie wußte wohl, auf wessen Ankunft dies deutete. Wie sie, erkannten Alle, die bei der Quelle waren, aus Eddy's Gesang, daß sie Herrn oder Frau Salmer, oder beide zugleich zu erwarten hätten. Biddy war dem protestantischen Geistlichen nicht sonderlich gewogen, obwohl sie zuweilen sich herabließ, von seiner Frau ein Almosen anzunehmen; sie meinte aber, daß es zu nichts nutze, ihn oder sie unnöthiger Weise anzugreifen, und darin hatte sie Recht.

Der würdige Pfründenbesitzer und seine Frau wurden kurz darauf sichtbar, und ihr Anblick rief manchen zweifelhaften Gruß hervor; jedoch ließ Keiner einen solchen laut werden, wenn er ihn auch herzlich meinte, da es wohl bekannt war, daß Salmer mit dem neuen Gutsherrn auf dem besten Fuße stand. Alle ergingen sich jedoch in scherzenden oder verdrießlichen Bemerkungen

über den Besuch des frommen Mannes und seiner noch frömmern Gehülfin am Wallfahrtsorte.

„Auf mein Wort, er ist wahrhaft 'ne Schönheit!"

„Und sie eine Venus durch und durch!"

„Meiner Treu! ich glaube, es ist wahr, was man sagt."

„Was denn?" fragte ein Anderer.

„Nun, es ging 'ne alte Prophezeiung in ihren beiden Familien, daß nur Einer auf der ganzen Welt zu finden wäre, der ihn oder sie heirathen möchte."

„Still!" riefen mehrere mit kicherndem Gelächter.

Der Wagen fuhr vor dem Brunnen an.

Frau Salmer war ganz das Bild einer Frau nach dem Evangelium, und Herr Salmer das Muster eines solchen Mannes. Beide waren der Ansicht, daß seit mehrern Generationen in Kinmacarra die Seelsorge vernachlässigt worden sei, und Frau Salmer insbesondere hatte den festen Glauben, daß ihre Vorgängerin auf der Pfarre wünschen müsse, mit einem ungewöhnlichen Maße von Nachsicht beurtheilt zu werden, weil sie nur so wenig Seelen zur „wahren katholischen Kirche" übergeführt habe. Das menschenfreundliche Paar hatte ein dialectisches und sociales System zusammengebaut, das vollkommen ausreichte, ein ganzes Königreich zu „evangelisiren"; beide bedauerten, daß die protestantische Propaganda in Irland bisher so mangelhaft gewesen sei, und strebten daher, durch ihr Beispiel sie zu erneuter Thätigkeit anzueifern. Herr Salmer sah im Geiste schon den Tag, an welchem die „Gesellschaft

zur Verbreitung der Heiligen Schrift" ihm für die „erstaunlichen Erfolge seiner Hirtenthätigkeit in Kinmacarra" einstimmig ihren Dank ausdrücken würde, und Frau Salmer erwartete, daß ihrem Gemahl zum Lohne seiner ausdauernden Bemühungen unter den Katholiken dereinst ein Bischofssitz zu Theil werden würde.

Es ist in neuerer Zeit bei den Erzählern Sitte geworden, die Personen ausführlich zu beschreiben; wir halten dafür, daß diese Gewohnheit einem Mißbrauche des Schriftsteller-Privilegiums ziemlich nahe kommt, wenn sie es nicht wirklich schon ist. Allein da selbst der Philosoph sich dem Gebrauche fügen muß, so wollen auch wir, obwohl ungern, aus Rücksicht für den Geschmack unserer Leser der herrschenden Unsitte bis zu einem gewissen Grade fröhnen.

Der ehrwürdige Joram Salmer war ein Mann von vier- oder fünfunddreißig Jahren, hätte aber für fünf oder auch zehn Jahre älter gehalten werden können. Er war groß und mager; seine Arme baumelten, wenn er ging, hin und her, als wüßten sie gar nicht, wie sie an ihren Ort gekommen wären, und als möchten sie gern die Verbindung mit ihrem Besitzer aufgeben. Eine untadelhafte Cravatte vom blendendsten Weiß stützte sein Kinn. Seine kleinen schwarzen Augen machten vergebliche Anstrengungen, unbefangen drein zu schauen; sie hatten eine entschiedene Neigung, andächtig zum Himmel zu blicken. Sein Mund war nicht sehr klein, seine Nase stark, das ganze Gesicht bleich und von krankhafter Farbe.

Frau Joram Salmer, von welcher wir mit großer Achtung und Ehrfurcht sprechen — denn Jedermann fürchtete Frau Salmer — Frau Salmer war bezüglich ihrer körperlichen Vollkommenheit eine würdige Gefährtin des Herrn Pfarrers. Sie war ebenfalls von schlanker Gestalt und hatte in den Gesichtszügen eine allgemeine Aehnlichkeit mit ihrem Gemahl. Ihre Augen waren jedoch sehr groß und von einer Farbe, die bis jetzt noch keinen Namen hat; sie befanden sich immerwährend in einer gewissen zitternden Bewegung. Frau Salmer pflegte den Mund fest geschlossen zu halten, und wenn sie sprach, so zeigte die Unterlippe die Spuren der strengen Disciplin, unter der sie gestanden hatte. Ihr Gesicht war von einer fein gefältelten, eng anliegenden, feinen Musselinkrause umgeben, über der ein großer cylinderförmiger Hut sich emporthürmte. Herrn Salmer gefiel seine Frau in diesem Kopfputze, und damit war seine Bestimmung erfüllt.

Gar oft schon war der Geistliche mit seiner Frau an schönen Sommer- und Herbsttagen an der Quelle vorbeigefahren. Wenn auch der Pfründner bei solchen Gelegenheiten den Kopf abzuwenden und eine stichelnde Bemerkung nicht zu unterlassen pflegte, so wußten die Umstehenden doch sonst wenig von seinen Ansichten über ihren Patron und ihre andächtigen Gebräuche; sie dachten nicht im Entferntesten, daß sein Benehmen an diesem Tage anders sein könne, als sie es seit einigen Jahren gekannt hatten. Als daher die glänzende Equipage donnernd die Straße herunterfuhr,

theilte sich, wie sonst, die Menge, um sie durchzulassen; mit dem größten Staunen aber sah man den Kutscher am Eingange halten. Man drängte sich augenblicklich von allen Seiten heran; die Bauern blickten bald die Pfarrers-Familie, bald einander an, sahen in der Gegend umher und nach der Quelle, gleichsam um zu fragen, was das bedeute; ihr Gebahren sprach dies so klar aus, als Worte es vermocht hätten. Inmitten ihrer Zweifel und Vermuthungen stieg Herr Salmer mit seiner Frau aus dem Wagen, und beide betraten den geweihten Grund.

Niemals war an diesem Orte eine solche Verwirrung gewesen; die Einfassungsmauer war im Nu schwarz oder vielmehr grau und weiß von Menschen. Innerhalb der Einfriedigung hatte alle Andacht aufgehört. Die Kinder, welche fühlten, daß es nicht geheuer um sie her sei, fingen an zu schreien, als drohe ihnen Gefahr; die Mädchen zogen sich erschrocken in die Ecken zurück; die alten Weiber sammelten sich um die heilige Quelle, und die jungen Männer aus der Pfarrei, denen ein ein kleines erheiterndes Intermezzo stets gelegen kam, drängten sich durch die Pforte und um den kleinen Hügel.

Eddy sträubte sich mannhaft unter den Händen seiner Großmutter: sie hatte ihn beim Schopfe genommen und hielt ihm den Mund zu. Auf seine Bitten ließ sie ihn los; kaum jedoch hatte er den Mund frei, als das unvermeidliche Lied:

„Tally high ho, fett' Schweinefleisch am —“

unaufhaltsam hervorbrach. Obschon die Alte ihm sofort wieder den Mund stopfte, verfehlte es nicht, die Heiterkeit der Dorfbewohner zu erwecken.

Der ehrwürdige Herr stieg die Treppe zum Steinkreuze hinan, indem er in seiner ganzen Haltung die Gefühle von Mitleid und Verachtung kund gab, welche ihn beseelten. Seine Frau, die um eine oder zwei Stufen hinter ihm zurückblieb, zog er an der Hand nach. Sie blickten um sich gleich Leuten, welche das Schicksal von Nationen lenken und im Begriffe sind, das Tribunal zu besteigen, um Recht zu sprechen. Augenscheinlich wollte Herr Salmer eine Rede halten, und Frau Salmer sie geziemender Maßen anhören und mit ihrem Beifall begleiten.

Nachdem er seine Füße und seine Frau zu beiderseitiger Zufriedenheit, oder vielmehr zur Zufriedenheit aller drei Theile — nämlich seiner Frau und seiner beiden Füße — in Position gesetzt hatte, begann er, die Anwesenden seiner glühenden und ängstlich besorgten Liebe zu versichern, worauf von allen Seiten die Antwort erschallte: „Kein Zweifel!" was so viel heißen sollte, als daß seine Liebe ganz außer Frage sei. Es wurde dies allerdings in einer Weise gesagt, die nicht vollständig bündig klang, allein die Bauern sagten doch: „kein Zweifel" und sogar: „ganz gewiß." Herr Salmer kündigte dann an, daß der neue Gutsherr bald kommen würde und daß die Bauern seine Ankunft mit Freude zu begrüßen hätten, weil er seine Pächter glücklich machen und das Licht der wahren Religion unter ihnen verbreiten würde. Bei

diesen Worten entstand einige Unruhe. „Der frühere Eigenthümer“, fuhr er fort, „hat nicht wie ein Mann Gottes gelebt.“ Lautes Murren ertönte, und ein Stück Rasen flog an Herrn Salmer's Kopf vorbei. „Ich hoffe“, hieß es weiter, „es ist Niemand hier“ — eine Stimme ergänzte: „welcher Freitags Schweinefleisch ißt“; ein Anderer rief: „Frisch, Eddy: Tally high ho, fett' Schweinefleisch“. — „Es ist ein Glück für euch, wenn ihr die heidnische Unterscheidung der Speisen, welche Paulus im Briefe an Timotheus unter den Greueln der letzten Zeit nennt, verlasset und euch frei machet von dem Joche“ — eine Stimme: der Prediger — „von dem Joche des Aberglaubens und erlanget die Freiheit“ — dieselbe Stimme: vom Zehnten! — „des Evangeliums. Das Land leidet schwer unter“ — Stimmen: unter dem Zehnten! — „Nein; der Zehnte ist ein Gesetz des Staates; aber das Land leidet schwer unter der Herrschaft des Irrthums, der Verehrung von Holz und Stein“ — hier gerieth Herr Salmer in eine ganz prophetische Begeisterung — „und der Weiber-Anbetung, dieser neugebackenen Lehre des römischen Abfalles!“

Eine verhängnißvolle Stille war eingetreten, welcher ein noch verhängnißvolleres Geräusch folgte. Die hinten Stehenden drängten sich näher, während die vorn Stehenden roth wurden und vor Ingrimm keuchten. Bei dem Ausdrucke „Weiber-Anbetung“ gerieth der ganze Haufe in Bewegung und eine weibliche Stimme rief: „Gebenedeit sei die heilige Jungfrau!“

Es war jetzt augenscheinlich ein entscheidender Augen-

blick für den Redner gekommen. Schon bei den ersten Schmähungen waren einzelne Rasenstücke, Erdschollen und etliche schwarze Kartoffeln um ihn herumgeflogen; aber ein wahrer Sturm von Wurfgeschossen derselben ungefährlichen Art umbrauste ihn, sobald er sein Lieblingswort vom „römischen Abfall" gesprochen hatte.

Er hielt Stand, und Frau Salmer schaute ganz entschlossen aus ihren großen Augen; doch hatte ihr Gesicht etwas mehr Farbe bekommen.

Der Prediger fuhr mit noch größerer Kraft fort, bis er die Menge zu einem furchtbaren Grade von Erbitterung aufgeregt hatte. Seine Stimme wurde durch den Lärm übertäubt, und seine Gestalt durch die Menge der Wurfgeschosse fast verhüllt. Allein noch immer schwang er die langen Arme, noch immer bewegten sich seine Lippen, und die kleinen schwarzen Augen schienen Nachlaufen zu spielen.

Frau Salmer wurde jetzt ängstlich und klammerte sich an ihn.

Der alte Mann, von dem wir erwähnten, daß er auf der ersten Stufe des Aufgangs saß, hatte sich bisher nicht geregt. Jetzt stand er majestätisch auf, breitete vor der Menge seine Arme aus und wies sie mit feierlichem Anstande zurück.

„Rührt ihn nicht an, Jungen, — rührt ihn nicht an! Befleckt nicht den Namen des ehrwürdigen Ortes, wo euere Großväter schon gekniet und gebetet haben! Herr Salmer", sagte er dann, indem er sich an den

Prediger wandte, „Sie sind ein Fremder in dieser Gegend, aber, glauben Sie mir, so ganz unbekannt nicht, als Sie vielleicht meinen. Nehmen Sie daher den Rath eines Graukopfes an und gehen Sie mit Ihrer Frau nach Hause. Jungen, macht den Weg frei!"

Salmer schaute den Sprecher scharf an, jedoch keineswegs mit dankbarem Ausdrucke. Dann antwortete er: „Ich thue das Werk Gottes und werde als Martyrer sterben, wenn es sein muß!"

„Viel besser für Sie, Herr Salmer, Sie sterben als Bischof, — gewiß, es ist besser! Hören Sie, Herr! Der Schweiß dieser Leute schaffte heute Butter und Brod auf Ihren Tisch, während sie selbst Maisbrei und Kartoffeln mit Salz aßen; und sie gaben Ihnen dies, ohne daß Sie, Herr Salmer, etwas dafür thaten. Nun sei'n Sie vernünftig! Sie thäten besser, damit zufrieden zu sein, daß Sie in einem Wagen fahren können, den Sie mit dem Gelde dieser armen Leute gekauft haben, als über ihre Religion zu schmähen."

„Ich muß ihre unsterblichen Seelen retten."

„O, was das angeht, machen Sie sich nicht lächerlich! Wenn Sie Seelen retten wollen — Sie sagen ja, Sie wären aus England zu uns herüber gekommen — drüben gibt's Seelen genug zu retten. Geh'n Sie in die Kohlengruben, wo man den Namen Gottes nicht kennt; geh'n Sie zu den Fabrikarbeitern, die nicht ein Mal wissen, was Tugend ist; geh'n Sie zum Landvolke in England und unterweisen es über das christliche

Gesetz der Ehe. Oder versuchen Sie sich an den frommen und gelehrten Geistlichen von Ihrer eigenen Farbe, die hageldicht zur alten Kirche zurückkommen! ‚Jeder ist sich selbst der Nächste,' das wissen Sie, Herr Salmer. Ich habe Ihnen nun gezeigt, wo es Arbeit für Sie gibt; aber ich weiß wohl, Sie wollen sich einen Namen machen, indem Sie in Kinnacarra den Frieden stören!"

„Joram, mein Theuerer, verlasse diesen Unglücksort", flehte Frau Salmer.

„Niemals!" sagte Salmer; „ich weiche diesem Agenten des Pfaffenthums nicht!"

„Nehmt den Rath Euerer Frau an", riefen mehrere Stimmen. „Geht heim, Ihr habt genug!"

„Tally high ho, fett' Schweinefleisch am Freitag!" johlte Eddy.

„Die katholischen Geistlichen —" versuchte Herr Salmer fortzufahren.

„Geht heim", schrie die Menge,

„Die katholischen Geistlichen, sage ich —"

„Haltet das Maul", brüllte das Volk.

„Ich muß und werde —"

Jetzt war die Menge nicht mehr zu halten; sie drängte sich mit Ungestüm um den Unglücklichen. Er wurde an Schultern und Füßen ergriffen, aufgehoben — — und hinausgetragen, gefolgt von seiner Frau, welche man mit aller Höflichkeit hinter ihm drein führte. Niemand kann jedoch sagen, was das aufgereizte Volk in

Antwort auf seine fortdauernden Schmähungen vielleicht gethan hätte, wenn nicht ein Mann erschienen wäre, dessen Gegenwart Freunde und Feinde zu beherrschen vermochte.

Gerald Moore trat heran. Ein Augenblick genügte ihm, sich durch die Menge Bahn zu machen, und er stand neben Salmer.

„Wie? Was?" rief Moore, „wollt ihr euch selbst entehren, indem ihr euch an einem Einzelnen, an einem unbewaffneten Manne vergreift?"

„Er hat unsere Religion geschmäht!"

„Schlimm genug, wenn Einer sich als Narr benimmt! Ihr aber solltet die Nächstenliebe nicht vergessen, wenn auch er sie verletzt hat! Laßt den Mann los!"

„Junger Mann", begann Salmer, „Sie haben Ausdrücke gebraucht —"

„Herr Salmer, ich denke, Sie thäten klüger, nach Hause zu gehen. Hier ist Ihr Wagen. Sie sehen, Niemand hat ihn berührt. So, mein Herr, das ist viel besser. Steigen Sie gefälligst ein, Herr Salmer. Und nun, werther Herr, beruhigen Sie sich. Vorwärts, Kutscher. Leben Sie wohl!"

Und der Wagen fuhr dahin unter dem Zischen, Lachen und Schreien der mehr und mehr angewachsenen Volksmenge.

„Ihr Name ist Gerald Moore, Herr?" fragte der Soldat, welcher sich während des Gedränges ganz theil-

nahmlos verhalten, allein seit Gerald's Ankunft kein Auge von ihm gewendet hatte.

„Ja, mein Freund, das ist mein Name."

„Sie sind ein guter Mensch, Herr!"

„Ich wollte, ich wär' es. Ich bemühe mich wenigstens, rechtschaffen zu sein."

„Haben Sie einen Feind — einen erbitterten Todfeind?"

„Der Mensch, den ich mit Wissen und Willen beleidigt hätte, ist noch nicht geboren."

„Und dennoch gibt es einen Menschen, vielleicht zwei oder drei, welche auf Ihr Verderben sinnen und die Macht zu haben scheinen, es herbeizuführen."

„Fürwahr, das ist ein Unternehmen, das kaum der Mühe werth wäre."

„Und auf das Verderben Ihrer Familie!"

Gerald schrack zusammen.

„Ja, auf das Verderben Ihres Vaters und der guten jungen Dame, welche ich von den armen Landleuten ‚unsere liebe Ailey Moore' nennen hörte."

Ailey näherte sich in diesem Augenblicke, und der Veteran blickte mit thränenvollem Auge nach ihr.

Drittes Capitel.

Die Bandmänner.

Wir erdichten nicht, noch auch schmücken wir unsere Erzählung aus, indem wir dieses dunkele Gemälde menschlichen Unglückes und menschlicher Verkommenheit aufzeichnen. Weit entfernt davon, sprechen wir vielmehr nur von dem, was wir aus tausend Quellen wissen, welche dem Fabrikarbeiter im Romanfach stets unzugänglich bleiben. Wir haben die Hand auf das Herz des Unglücklichen gelegt und die schweren Schläge desselben gefühlt; wir haben beobachtet, wie die glühende Thräne der Schuld und des Elends auf jugendlichen Wangen Furchen zog und das Leben des vorzeitig Gealterten aufzehrte. Wir haben den Kampf zwischen Leidenschaft und Reue gesehen, wie er geführt wurde auf feuchtem Stroh und hartem Boden, wohin gesetzlich erlaubte Grausamkeit und Spitzbüberei silberhaarige Greise in ihren letzten Tagen, und, ach! auch die harmlose Unschuld der Jugend geführt hatte. Während wir unsere Thränen mit denen der zur Abhängigkeit verurtheilten Unglücklichen vermischten, mußten wir die Vorsehung Dessen segnen, Dessen heiliges Gesetz in so vielen Fällen die Tyrannen vor der Rache des Unterdrückten schützt.

Weit drinnen im Gebirge, etwa acht Stunden von Kinnacarra, liegt eine alte Burg, einer jener festen Sitze des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts,

die gleich Meilenzeigern der Zeit dastehen, die Entfernung messend, welche sie seit der Erbauung derselben zurückgelegt hat. Es ist keine vollständige Ruine. Das Erdgeschoß, oder wie man es nennen will, zeigt noch Spuren des schweren Estrichs, auf welchem vor Zeiten der Raubritter im Bewußtsein seiner Stärke die Zehnten der Hörigen oder einen reichen Fang verpraßte, den er dem vorbeiziehenden Kaufmanne abgenommen. Die Ringmauer überragt einen noch wohl erhaltenen, zu Zeiten mit Wasser gefüllten Graben; aus schweren, mit Mörtel fest verbundenen Steinen aufgeführt, bietet sie nur eine schmale Oeffnung als Eingang. Ueber dem Laufgange schaut Fenster an Fenster, oder vielmehr Oeffnung an Oeffnung, gleich den augenlosen Höhlen eines ungeheuern Gerippes auf die rauhen Felsen nieder, auf denen die Fundamente ruhen.

Nach dieser alten Burg, auf welche der Bauer, wenn er des Abends vorüber geht, kaum einen flüchtigen Blick zu werfen sich getraut, lenkten im Zwielicht mehrere Männer, einzeln und in bedeutenden Zwischenräumen, ihre Schritte. Es war fast Nacht; das Schaf stutzte, blieb stehen und floh aus ihrem Wege; die Rinder brüllten, und die wilden Vögel flogen schreiend von ihren Ruheplätzen bei den Felsen auf, wenn der Widerhall der Fußtritte ihre Ruhe störte. Ein heftiger scharfer Wind pfiff über die Weideplätze, die trotz der Sommerzeit spärlich genug aussahen; mächtige schwarze Wolken verbargen die ersten Strahlen des wachsenden Mondes. Selbst ein starker Geist und ein muthiges Herz mußte

an einem solchen Abende und in solcher Umgebung feierlich gestimmt werden.

Ein kräftiger Mann in Wohlstand verrathender Kleidung kam des Weges; er blieb stehen und lauschte einen Augenblick — schaute dann nach der Burg hin und untersuchte ruhigen Blickes die Gegend umher. Plötzlich stutzte der späte Wanderer. Mit einem Sprunge setzte er über eine niedrige Hecke und verschwand hinter einem nahen Felsenstücke.

Zwei Männer näherten sich, einer etwas vor dem andern gehend. Der erstere war eine stark gebaute Figur mit elastischem Schritte und kecker Haltung; er trug einen eng anliegenden Leibrock, einen hübschen, wenig getragenen Hut, kurze Hosen und Strümpfe. Sein Gefährte hatte kaum mittlere Größe und sah ganz wie ein Bursche aus, welcher nach dem Volksausdrucke „das Leben hinter sich geworfen hat," so wenig Leben schien noch in ihm zu sein. Nur mit Anstrengung schleppte er sich fort.

„So kommt doch — was, zum Henker, ist mit Euch los? sagte der erstere.

„Ich versichere Euch, Herr, ich thue mein Möglichstes!" war die Antwort.

„Ja, wahrhaftig, mein Junge, die Bergluft macht Einen stark, — nicht wahr?"

Der Sprechende machte Halt, gerade gegenüber dem Verstecke des ersten Wanderers. Er wandte sich gegen den Felsen — betrachtete ihn aufmerksam, — zog eine Pistole aus der Tasche, — und unmittelbar darauf hörte

man das kurze, scharfe Knacken, welches das Spannen des Hahnes verursacht.

„Wartet einen Augenblick," sagte er, indem er die Pistole richtete, doch mit einer solchen Veränderung der Stimme, daß Niemand ihren natürlichen Klang hätte wiedererkennen können. „Wartet einen Augenblick, bis ich den Schuft, der da hinter dem Felsen steckt, kalt gemacht habe. Ich wollte wetten, 's ist ein Spitzbube, ein Landstreicher; einer von denen, welche die Gegend unsicher machen."

„Halt!" rief der Bedrohte mit Donnerstimme, und mit einem einzigen kecken Sprunge war er neben dem Bewaffneten und im Begriffe, ihn zu packen. Doch mit einem Male fuhr er zurück und schaute seinem Gegner in's Gesicht; — beide Männer brachen in ein lautes Lachen aus.

„Ah, Ihr seid es, Shaun!" rief der, welcher sich versteckt hatte. „Ihr seid der leibhaftige Teufel! Wie Ihr Euere Stimme verstellen könnt! Wahrhaftig, es fehlte wenig, so hätt' ich Euch bei der Gurgel gepackt und erdrosselt."

„Hättet's wohl bleiben lassen, wenn meine Kugel Euch das Gehirn zerschmettert hätte. Aber wie pfiffig Ihr heute seid, euch gerade vor meinen Augen zu verstecken, — wahrhaftig, fast schlau genug, um Räuber oder Friedensrichter zu werden!"

„Ihr habt da einen feinen Herrn bei Euch, wie ich sehe."

„Ja; 's ist Einer unserer Freunde, ein kreuzbraver,

beherzter junger Mann. Er wird noch hoch steigen in der Welt, denk' ich."

Der junge Mann zuckte schaudernd zusammen.

„'S ist Herr James Boran" fuhr er fort, den jungen Mann vorstellend. „Was nun Euern Namen betrifft", setzte er lachend hinzu, „so habt Ihr deren so gewaltig viele, daß es wenig nutzt, Einen davon zu nennen."

„Daddy Boran's Sohn?"

„Ja wohl!"

„Der junge Geistliche?"

„Ja freilich, oder der junge Prediger, wenn Ihr wollt; Herr James nimmt's nicht genau."

„O, bitte!" rief James Boran dazwischen, denn dieser vortreffliche Herr war es in der That.

„Nun, kommt nur mit. Thut Ihr Euere Schuldigkeit, so wollen wir Euere Seele schon retten, indem wir Euch vor Pfarrer Salmer bewahren. Wir werden, denk' ich, 'nen tüchtigen Mann aus Euch machen, und das will was heißen. Nicht wahr mein Junge?" fragte Shaun mit dem ihm eigenen sarkastischen Nachdrucke.

Boran biß die Lippen über einander und erröthete, wenn man es auch in der Dunkelheit nicht sah. Er folgte dann dem sonderbaren Menschen, in welchem der Leser bereits den Bettler vom Morgen wiedererkannt haben wird.

Die drei Männer schritten schweigend auf das Schloß zu — Shaun a Dherk, seinen Gedanken nachhängend, Boran, sich oder seine Begleiter tausend Mei-

len weit wegwünschend, und der Dritte, anscheinend zu viel mit sich selbst beschäftigt, als daß er zu einem Gespräche aufgelegt gewesen wäre. Sie kamen an eine Straßenkrümmung, von der seitwärts ein Feldweg abbog, rauh, uneben und ausgefahren. Nachdem sie eine Strecke auf demselben fortgeschritten waren, gingen sie querfeldein und langten in kurzer Frist vor der Ruine an.

Hier blieb Shaun stehen, wandte sich gegen Boran und schaute ihm mit jenem durchbohrenden Blicke in's Gesicht, der seinen Augen eine zauberähnliche Macht verlieh; zugleich legte er beide Hände auf die Schultern des jungen Mannes, der bei dieser Berührung vom Kopfe bis zu den Füßen erbebte.

„Pfui," sagte Shaun, „wovor fürchtet Ihr Euch? Wir sind an dem Orte angekommen, wo Ihr die einzige gute Handlung in Euerm Leben begehen sollt, seit Ihr das Seminar verlassen habt. Erschreckt darum nicht, mein Sohn!" Dann blickte er um sich, wie nachsinnend, während seine Hand auf Boran's Schulter ruhte. Endlich sagte er, ihn wieder voll anblickend: „James Boran — ein böser Mann muß ein Herz von Eisen haben, ein Herz wie der Felsen, auf dem die Burg da steht, — ob ein Kind spielt auf ihm, oder ob er herabstürzt und einem Kerl von schwarzem Herzen das Gehirn zermalmt, er sieht ein Mal aus wie das andere Mal! Boran, Ihr seid ein schlechter Mann, und dazu eine Memme — das ist eine armselige Empfehlung."

Shaun wandte sich zu dem andern Manne und hieß ihn weiter gehen.

„Jetzt hört, Boran! Ihr seid in meiner Gewalt,“ sprach er dann, „und das in mehr als einer Beziehung, wie Ihr wißt. Euer Leben hängt von Euerm Benehmen in dieser Nacht ab.“

„Ich bin bereit. Ich folgte Euch nicht acht Stunden weit hierher für Nichts und wieder Nichts.“

„Keck gesprochen, Herr James — keck gesprochen. Gewiß, Ihr folgtet mir nicht umsonst. Mord und Todtschlag! Ha, wie wäre es, wenn ich Euch angäbe wegen der gemeinen Dieberei, bei der ich Euch erwischte, oder wegen der Fälschungsgeschichte, oder wenn ich Euere schändlichen Reden mit dem protestantischen Prediger unter die Leute brächte, oder“ — er zog ihn näher an sich, und zischte ihm in's Ohr — „die Schliche, durch die Ihr der Wittwe einziges Kind in's Verderben gestürzt habt! Ja, Herr Boran, Ihr mögt eine Miene aufsetzen können nach Gefallen, aber ihr habt nur Ein Herz, — und ein recht schlechtes! Alle Menschen, von der Mutter, die Euch unterm Herzen trug, bis zu dem armen Mädchen, das Euch vertraute, habt Ihr für nichts geachtet; nur für Euern Magen und Eure schmutzigen Gelüste habt Ihr gelebt! O ja, nicht umsonst seid Ihr mir gefolgt! Ihr seid mir gefolgt, um Euern Hals und Euern Namen zu retten; Ihr seid mir gefolgt aus Eitelkeit und Rachsucht, und,“ fügte er in leisem, kaltem Tone hinzu, „um meiner Pistole willen. Ha, ha, ha —

meiner Treu, 's ist wohl wahr, daß Ihr mir nicht umsonst gefolgt seid!"

„Habt Ihr denn all Euere Versprechungen vergessen, Shaun?" stammelte sein zitterndes Opfer. „Sind das die —"

„Oh, seht doch, wie er zappelt!" spottete Shaun. „Seht Ihr denn nicht ein, Ihr Dummkopf, daß ich das Mögliche thue, indem ich Euch davor bewahre, Euere Seele dem Teufel zu verkaufen. Und was die andere Sache betrifft — "

„Ihr habt aber gesagt — — "

„Ich sagte Euch, Ihr solltet Euer Glück bei ihr versuchen, und falls sie Euch geneigt wäre, solltet Ihr auf mich zählen dürfen."

„Wenn sie mir geneigt wäre!"

„Freilich! Denkt Ihr, ich möchte das reine Herz eines Engels in Finsterniß begraben und wider ihren Willen sie unglücklich machen, Voran?"

Voran heftete einen leeren Blick auf den Fragenden.

„Verderben dir, Hund!" brach Shaun los. „Was denkst du dir? — Doch halt, mein Lieber," sagte er, in einem Augenblicke Stimme und Geberde zur Ruhe zwingend, in dem herben spöttischen Tone, den man an ihm gewohnt war; „kommt nur mit — und macht Euer Geschäft ab — 's ist ein gutes und verdienstliches, obschon Ihr damit zu thun habt. Kommt!"

Beide traten in eine Art von Höhle oder geräumigem Gewölbe; ein Torf-Feuer loderte in der Mitte, und an einem Tische saß ein junger Bauer, mit dem Lesen

eines Briefes beschäftigt. Zehn bis zwölf Andere lagerten abseits auf Stroh oder großen rohen Steinblöcken, die zerstreut umher lagen. Alle waren jung, kräftig gebaut, und meist von interessanten Gesichtszügen. Wie es schien, hatten sie in schweigender Erwartung des Kommenden geharrt; sie erhoben sich sämmtlich, ihn und seinen Begleiter zu begrüßen.

„Guten Abend, Jungen," sagte Shaun a Dherk, nachdem er denen, die zunächst am Eingange standen, die Hand geschüttelt. „Freut mich, daß ihr Alle pünktlich da seid. So ist's recht!"

„Ihr selbst" erwiderten Zwei oder Drei, „verfehlt ja niemals die Zeit, eben so wenig wie den rechten Mann."

„Nun ja, ich habe mich als alter Soldat bis hierher durchgebettelt; und wenn 's auch das Bettlerhandwerk erschwert, für viele Mäuler sorgen zu müssen," sagte er, auf die Mündungen der Pistolen in seiner Brusttasche deutend, „so bracht' ich mich doch leidlich durch. Ich hatte eine lange Unterredung mit dem neuen Gutsherrn von Kinmacarra, müßt ihr wissen."

„Hört, Hört!" riefen die Anwesenden.

„Ja, und ich hab' tüchtig dazugethan, das Land mit Friedensrichter Hängalles auszusöhnen. Doch, um kein Staatsgeheimniß zu verrathen, muß ich schon meine Rede schließen und euch mit Herrn James Boran bekannt machen. Der gute Mann ist sehr begierig, mit euch gemeinsame Sache zu machen, besonders wenn es Gefährliches zu thun gibt."

„Willkommen"! antworteten Alle.

„Noch muß ich euch sagen, daß der junge Herr von Kinmacarra leere Häuser und gebrochene Herzen machen will, Jungen", fuhr Shaun fort. „Ganz besonders hat er es darauf abgesehen, nach Pfarrer Salmer's Vorschrift die Seelen der Pächter zu retten. Die Pachtcontracte sollen abgefaßt werden, je nachdem die Leute fleißig die Bibel lesen und sich verstellen, und je nachdem sie sich willfährig zeigen, die Seelen ihrer Kinder zu verkaufen."

„Mord und Todtschlag!" schallte es einstimmig aus dem Kreise der Zuhörer.

„Ja, meiner Treu! Und er will vermögende Leute auf seinen Gütern haben, und die Pachthöfe sollen stattlich und groß werden, und — bei meiner Seele! er will alle Hütten niederreißen, und er wird jeder Mutter Kind eine Pfundnote geben, wenn 's sein Haus niederreißt und dann fortgeht."

„Wohin?" fragte die Versammlung einstimmig.

„Oh, an einen recht guten Ort — in den Himmel, wenn man geduldig genug ist, zu verhungern; — in's Armenhaus, wenn man dazu Lust hat, oder in den Tagelohn, oder zum — T....l."

„Ein schlimmer Tag für Kinmacarra!" riefen Alle.

„Und ein schlimmer Tag für den Mann, der so handelt," sagte Shaun, indem sich die kräftige Stirne runzelte und seine Augen Zornesblicke schossen.

„Doch unser Geschäft für heute Nacht?" fragte der am Tische sitzende, junge Mann und erhob sich sofort, als ob in seiner Seele neues Leben erwacht wäre. Es

war ein prächtiger Junge; er mochte etwa zwei und zwanzig Jahre zählen. Seine Augen und Haare waren von heller Farbe, sein Arm aber kräftig und seine Brust breit wie ein Schild.

„Ja, unser Geschäft für heute Nacht!" wiederholte Shaun und fuhr nach kurzem Stillschweigen fort: „Dunkel, schwarz, verflucht möge das Ende des Mannes sein, der die Geschöpfe, die Gott in seine Hand gegeben, an Leib und Seele zu Grunde richtet! Und der mag immerhin sein letztes Gebet hersagen, der Feige, welcher sich weigert, einen Schurken aus dem Wege zu schaffen, wenn er dazu ausgesandt wird." Dabei zog er eine fein gearbeitete Pistole aus der Tasche und hielt sie in die Höhe. „Möge der Schöpfer des Landes und des Meeres mich strafen hier und jenseits, mögen die Lebenden mich mit Füßen treten und auf mich spucken, und die Todten mir das Gras unter den Füßen verdorren machen, — — oh, oh, Fluch über mich," rief er mit schrecklicher Wildheit, indem er den Lauf des Mordinstrumentes küßte, „Fluch über mich, wenn ich nicht, selbst am Fuße des Kreuzes unseres Herrn, den Mann tödte, der vor der Erfüllung seiner Pflicht zurückweicht!"

„Amen!" antwortete die Versammlung insgesammt.

„Sollte nicht die Wittwe hierherkommen?" fragte Einer der Männer den jungen Burschen, der am Tische gesessen hatte.

„Sie sollte kommen und ist gekommen," gab der Gefragte zur Antwort und verließ die Höhle.

„Armer Mick!“ jammerte Shaun, „das war ein trüber Tag für Euch!“

„Hast recht gesprochen“, erwiderte ein Mann, dessen Aussprache verrieth, daß er aus weiter Ferne gekommen war. „Ich kannte das Mädchen gut und ihn ebenfalls. Noch nie beschien die Sonne ein Paar, das mehr dazu geschaffen war, ein Herz und eine Seele zu sein. Sie hingen Eines am Blick des Andern, als wollte Beider Leben sich vermischen, als wollten ihre Seelen dem Körper sich entringen, um einander zu küssen. Am Sonntag Morgen hörten sie zusammen die Frieden spendende heilige Messe, und Seite an Seite sah man sie knieen, wenn sie zu Weihnachten oder Ostern ihre christliche Pflicht erfüllten. Nun, Gott der Herr ist gütig! — Mick Dowling wird noch Frieden haben, und den Ryans soll Gerechtigkeit werden.“

„Bst, Bst!“ flüsterte die ganze Gesellschaft mit jenem Zartgefühle, welches dem irischen Bauer so eigenthümlich ist: „Sie kommt schon.“

Ueber die Thürschwelle wankte ein Weib, nicht alt an Jahren, wenn auch ihr Haar gebleicht war — man erzählte sich, sie sei binnen Monatsfrist ergraut.

Mick Dowling führte sie an der Hand; nur mit seiner Hülfe hielt sie sich aufrecht. Die Kraft, die sie bis dahin sich erhalten, schien sie zu verlassen; ihre Lippen zitterten merklich und ihre Augen waren feucht. Den armen Mick Dowling umschwebten liebliche und herbe Erinnerungen; und die lieblichen waren es, die seinem männlichen Gesichte in diesem Augenblicke den sanften

Ausdruck verliehen. — Nicht ein Wort wurde gesprochen. Man gab der Frau den einzigen Stuhl, den die Versammlung besaß, und Dowling stellte sich hinter sie.

Die Wittwe Ryan war sehr dürftig gekleidet. Ihr Gesicht war bleich und abgemagert; ihr Haar hatte sich gelöst und hing über das Gesicht herab. Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken, als schwände ihr das Bewußtsein. Der junge Mann trat näher an sie heran, während jedes Auge mit Rührung auf dieser Ruine menschlicher Hoffnung und Glückseligkeit ruhte. Tiefes Schweigen herrschte und brachte einen fast peinlichen Eindruck hervor. Das leise Knistern des Torfes auf dem Heerde war deutlich zu hören. Nichts störte den zwischen den Seelen vor sich gehenden Austausch des gemeinsamen Gefühles. Selbst Boran ward von der Strömung des Mitleides ergriffen, und Thränen flossen über seine Wangen.

Endlich rief Shaun das arme Weib bei ihrem Namen: „Frau Ryan!"

Sie schrak zusammen, blickte auf und schaute Einen nach dem Andern an, schien aber Niemanden zu erkennen. Ihr Kopf senkte sich wieder; da trat Dowling vor sie hin, — ihn betrachtete sie sorgfältig, wie Einen, den sie zu kennen glaubte, ohne sich recht besinnen zu können. Nach einer Weile schwand das gleichsam kindische Staunen aus ihrem Blicke — ihre Augen gewannen Feuer; sie fuhr auf und fragte, Dowling beim Arme fassend, mit flüsternder Stimme: „Wo ist Mary?"

„Setzt euch, Frau Ryan. Bleibt sitzen; Ihr seid

schwach und erschöpft. Ihr seid unter Freunden und Nachbaren" sagte Shaun der Bettler.

Dowling war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„Ich will Euch sagen — Ach, Mick, Mick! — ach Mick Dowling! Leise — kommt her! Mary, Mary! oh, Schmach über Euch! — gedenkt Ihr dessen nimmer, wie ihr treues Herz so freudig bewegt war, und das rothe Blut in ihr hübsches Gesicht schoß, beim Namen Mick Dowling? Oh, Schmach! Geht mir aus den Augen! Mary Ryan ist nicht das Mädchen für Euch! Bst! Nur ein leises Wörtchen, Mick — gewiß ist Mary todt. Todt? O nein, sie ist nicht todt! Meinen Fluch über Jeden, der sagt — — Ach, Gott verzeih' mir, weshalb sollte ich Jemanden fluchen? Bin ja selbst eine Sünderin." Hier hielt sie inne.

„Mick," hob sie wieder an, „ich wollte Euch nicht fluchen. O, nein; Mary ist vielleicht in der Nähe, und ach, sie vermöchte ja einen Fluch nicht zu ertragen — Ihr alle kennt ja meinen Liebling, unsere liebe Mary? Ach, Mick, sie ist so blaß geworden! Die Kälte durchdrang ihre Glieder, Mick, und sie hatte nicht einen Bissen zu essen. Da verkaufte sie Alles, und während sie vorgab selbst zu essen, steckte sie es ihren Geschwistern zu, ihrem kleinen Bruder — wißt Ihr — dem braven Buben, den Ihr so gut leiden mochtet, und den helläugigen Mädchen. O, Mick, acushla [wörtlich: mein Puls], Mary ernährte sie alle und wachte bei ihnen, als sie am Fieber daniederlagen. Kalt und einsam — kalt, einsam und hungernd war das Mädchen,

das Euch liebte! Man sagte von Euch, Ihr wäret nach England in Dienst gegangen, und Mary war froh, daß Ihr nicht saht, wie sie Mangel litt. Mick, guter Mick, kommt her zu mir; ich that Euch Unrecht, — nur dachte ich, daß Ihr es nicht thun würdet — aus Rücksicht für meines Herzens Leben. Verzeiht mir, um Mary's Willen!" Sie blickte wild um sich.

„Oh, wie sie die kleinen Engel hinaustrug, da sie doch selbst so blaß und schwach war! Und wie sie dieselben niederlegte auf den grünen Kirchhofrasen, während ich nicht fähig war, mich vom Strohlager zu erheben! — — Und wie blaß sie heimkehrte! — Und sie hatte weder Feuer noch Licht, Nichts als das kalte, kalte Wasser! Wie ist mir denn? Sagt mir, Mick, ist denn Mary gestorben, ist sie vor Hunger und Elend umgekommen? Nein, nein; das ist eine Lüge! Wir waren keine Pacht schuldig — der andere Mann war's — sein Name stand im Contracte. Ach! mich auszutreiben aus dem Hause, das mein Vater gebaut — wo mich der Vater meiner Kinder zuerst liebte, wo er mich geliebt hat, bis er starb! Mich wegzutreiben — weg von dem Plätzchen, auf das die Lebenden und Verstorbenen so viel Arbeit und Mühe verwandt! — Mich und Mary auszutreiben, hinaus in die Welt, um hinter der Hecke zu sterben! Oh, oh, möge der Fluch Gottes und die Rache Seiner heiligen Mutter — — —"

Vernichtet von dem tiefsten Seelenschmerze sank die Wittwe Ryan zur Erde.

„Wohlan, Männer!" sprach ruhig Shaun a Derk,

auf die Unglückliche hinzeigend. „Wer ist der Mann, Skerin zu tödten? Wer will die Hand der Gerechtigkeit an des Mörders Haupt legen?“

Er schaute im Kreise herum seine Gefährten an — und Alle riefen einstimmig: „Ich! Ich! Ich!“

„Nein, es muß das Werk eines Einzigen sein... Hört mich an! — Ich kenne den Weg, den er morgen machen wird; ich weiß, wo er morgen um Mitternacht sein wird, — ich könnte seinen Schatten im Voraus auf den Boden malen. Es wird ihn da ein Mann erwarten mit einer Büchse, die noch nie ihr Ziel verfehlte — er kann dem Schufte die Mündung auf den Hals setzen.“

„Hurrah!“ riefen die Bandmänner voll Begeisterung.

„Mögen die Gräber der drei schuldlosen Kinder und das Kind eines wackern Nachbars — möge das gebrochene Herz des armen Weibes, das hier vor euch liegt, jenem Manne vor Augen sein!“

„Ja, ja, ja!“

„Weder Furcht noch Erbarmen, weder Todte noch Lebende werden euch von euerm Wege abwendig machen?“

„Nein, nein, nein!“

„Knieet denn um die Mutter der Todten und reicht euch die Hände, beim Blute der Gemordeten zu schwören.“

Sie thaten es.

„Und der Fluch des Herrn möge die Seele des Feiglings brandmarken, der zurückbebt vor der That, wenn sie ihm aufgetragen wird, — der schwankt an dem Tage, wo die Gerechtigkeit seinen Arm waffnet!“

„Amen.“

„Verzeiht, Shaun", sagte Mick Dowling aufstehend. „Meine Aufgabe sollte es sein! Skerin hat getödtet, was mir auf Erden das Liebste war; er hat mein Herz gebrochen. Mir gehört der Posten an der Landstraße!"

„Nein", entgegnete Shaun.

„Ich habe ein Recht darauf", sagte Dowling.

„Es kann nicht sein", beharrte Shaun. „Auf Euch würde zuerst der Verdacht fallen. Ihr müßt leben und noch manches gute Werk thun; hier würdet Ihr Euer Leben um Nichts hinopfern."

„Ich mache mir nichts aus dem Leben."

„Euere Freunde wissen das besser zu beurtheilen, — und denkt, Ihr habt geschworen. Seht hier, Jungen, das ist der Mann, der das Werk vollbringen soll. Um meine Gründe wird mich Niemand fragen. Ich habe gute Gründe; ihr wißt, ich habe euch nie getäuscht. Kommt also her, James Voran. Kommt, Herr, Ihr seid der Mann, den Schurken Skerin zu tödten."

„Ich?"

„Ja, Ihr! Und bedenkt — um Euer Leben ist's geschehen, wie um das der armen Mary Ryan, wenn an dem Mörder nicht Gerechtigkeit vollzogen ist, ehe morgen die Mitternachtstunde schlägt! Ich selbst würde Euch eine Stelle unter den Todten anweisen, — ich werde da sein und auf Euch Acht haben."

So sehr kann sich der Mensch verirren, daß ihm ein Mord nicht bloß als ein erlaubter Act der Rache oder Selbsthülfe, sondern als eine That der Gerechtig-

keit erscheint! Selbst in dem katholischen Irland war es trotz allen Anstrengungen der Geistlichen bei der Partei der „Bandmänner“ so weit gekommen.

Viertes Capitel.

Ein Gesellschaftabend zu Kinmacarra.

Lord Kinmacarra war endlich aus England herübergekommen. Er wünschte für einen guten Nachbarn zu gelten und bat daher am dritten Tage nach seiner Ankunft eine große Gesellschaft auf seinen Edelsitz zu Gaste. Seine Herrlichkeit hatte die Herablassung, sich um „Popularität“ zu bewerben; darum war auch Herr Snapper, der nur Landagent und Rechtsanwalt war, mit eingeladen. Nach Absprache brachte er — da Gesetzkunde und Heilkunst von Rechtswegen immer zusammen gehen — den Landarzt Dr. Creamer in seinem Einspänner mit. Prediger Salmer erschien frühzeitig im Gesellschaftzimmer, um zu thun, was als Gast und Pfarrer seines Amtes war. Da die Eigenheit des Herrn Salmer, sich nie von seiner Gefährtin zu trennen und kein geselliges Vergnügen ohne sie zu genießen, bekannt war, hatte auch Lord Kinmacarra diese eheliche Anhänglichkeit geehrt und Frau Salmer in die Zahl derer eingeschlossen, die das Erscheinen des hochedeln Erben im Westen Irlands sollten feiern helfen. Lord Kinmacarra hatte überhaupt Alle, welche einigermaßen vorstellungsfähig und nicht von unzulässigen Ideen angesteckt waren, n Einer Gesellschaft vereinigt; — der Einfluß der

Zweckessen auf die Befestigung und sogar auf Erweckung gesunder Ansichten ist ja hinlänglich anerkannt. Wir wären wenigstens bereit zu wetten, wäre das Wetten nicht zu gemein, daß mancher äußere Schein von Frömmigkeit und mancher erhabene politische Grundsatz bei solchen „Feiertags-Gesellschaften" oder sogar bei ganz harmlos aussehenden Familienfesten durch die Macht des guten alten Weines gefallen ist, — was gerade einen Grund dafür abgibt, ministerielle Diners und Lordmayors-Feste zu geben.

Jedoch war Lord Kinmacarra ein eben so kluger als vornehmer Mann und hatte keine Lust, sich näher mit dem gemeinen Volke einzulassen, welches er gnädig in seinen Sälen duldete. Seine Herrlichkeit hatte einen kleinen, aber gewählten Kreis von Gästen aus England mitgebracht. Diese Auserwählten waren entzückt über die Gelegenheit, hier das Leben der Irländer von seinen verschiedenen Seiten durch den Augenschein kennen zu lernen und so den rechten Standpunkt zu erlangen, um Reisebeschreibungen, Erzählungen aus Irland und andere dergleichen Werke kritisiren zu können. Es ist in Wahrheit eine angenehme Sache, in das Volksleben — selbst das irische Volksleben — Einsicht zu gewinnen, vorausgesetzt jedoch, daß man es nicht durchleben muß. Die Leute sprechen davon und schreiben darüber; — da muß man doch mitreden können. Wir möchten daher allen jungen Herren von Ton und allen Damen von entschiedenem Schriftsteller-Talent empfehlen, Irland zu sehen, — wenn sie nämlich den Muth dazu haben.

Das Gesellschaftzimmer war, wie sie alle sind. Es enthielt reiche und glänzende Geräthe; die Stühle, Sopha's, Ottomanen und Sessel waren mit schweren Seidenstoffen überzogen; die Tische trugen viele eben so prachtvolle als unnütze Dinge, so kostbar, daß sogar manche Anwesende, denen dergleichen Gegenstände nichts Fremdes waren, dadurch in Erstaunen versetzt wurden. Von der getäfelten Decke hingen drei künstlich gearbeitete Kronleuchter herab, und darunter bewegte sich das Gedränge der Gäste. Sie sahen sich in zwei ungeheuern Spiegeln vervielfacht, was alle gutgekleideten jungen Herren und Damen in eine ungemein selbstgefällige Gemüthsstimmung versetzte.

Ein Herr beugt sich über die Lehne eines seltsam geschnitzten Stuhles in antikem Styl, auf welchem eine seltsam anzuschauende antike Dame sitzt. Dieser Herr trägt viele Ringe an der Hand, und diese funkeln, wenn er den Schnurrbart dreht, der höchst wahrscheinlich mit der Zeit auf seiner Oberlippe wachsen wird, — mit der Zeit, sagen wir, denn Zeit erfordern alle Dinge, besonders alle großen Dinge. Der junge Mann ist der hochwohlgeborene Herr Hyacinth Wilkins. Augenscheinlich ist er sehr nahe daran gewesen, ein großer und stattlicher Mann zu werden; ein stattlicher Mann ist er wirklich, wenn auch nicht groß. Sein Oberkörper ist nämlich von den Hüften an lang aufgeschossen, jedoch nach unten zu hat er sich nicht ebenmäßig gestreckt; er ist daher ein kleiner Mann mit langem Körper, hat ein fahles, mürrisches Gesicht und ein schielendes Auge.

Die Dame ist ebenfalls von Stande und heißt Fräulein Felman. Ihre Kleider bilden ein wahres Bollwerk um sie, so daß Niemand nahe kommen kann; die Seide umwogt sie wie ein kleines Feld, welches natürlich Niemand betreten darf. Daß sie selbst nicht darauf tritt, ist ein Wunder zu nennen. Sie zählt erst dreißig Jahre — ein Alter, in welchem sie wohl seit mehrern Jahren schon steht. Dies kann uns jedoch nicht wundern, wenn wir bedenken, daß ja auch die Sonne und andere Gestirne auf einem gewissen Punkte ihres Kreislaufes stehen zu bleiben scheinen. Fräulein Felman ist eine sehr schlichte Persönlichkeit mit sehr dünnem Haare, welchem der Haarkräusler ein wenig durch falsche Flechten aufgeholfen hat; sie hat etwas herbe Gesichtszüge und ein Stumpfnäschen. Die gute Dame ist seit einiger Zeit in eine Art von Menschenhaß verfallen, — das heißt in eine Abneigung gegen Menschen und Dinge im Allgemeinen. Sie hat die ernstliche Absicht, sich Fräulein Sellon, der protestantischen „würdigen Mutter" anzuschließen, und blickt daher recht mitleidig auf die Schwächen der Welt und mit Verachtung auf den hohlen Glanz des vornehmen Lebens herab. Etwas der Art hatte sie eben Herrn Hyacinth versichert, indem sie gleichzeitig das spitzenbesetzte Kleid vor der gefährlichen Annäherung seines verliebten Stiefels zurückzog. Er versicherte ihr jedoch, wie einst Leicester der Königin Elisabeth, daß die feine Welt ihren Mittelpunkt verlieren würde, wenn sie dieselbe verließe, und daß es eine Ungerechtigkeit gegen das Gemeinwesen sei, vor den Menschen ihr strahlendes

Angesicht zu verbergen. Das würdige Fräulein lächelte — doch nicht ungläubig — und nannte den jungen Mann einen Schmeichler, — was, Alles in Allem genommen, wohl richtig sein mochte.

Auf einem Sopha in der Nähe des Fensters saß eine wirklich junge Dame, und neben ihr stand ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, welcher, wenn er überhaupt verwundbar ist, in großer Gefahr zu sein scheint. Denn die Dame, Fräulein Tyrrell, besaß einen wundervoll geformten Kopf und Gesichtszüge gleich denen, von welchen Petrarca geträumt hat. Wer Engel kennt, das heißt die Engel Rafael's und Domenichino's, würde sagen, Cecily wäre für Maler und Bildhauer das schönste Modell zu einem Engel aus dem Chore der Cherubim. Vor Allem fesselte der seelenvolle Ausdruck, der in ihren großen schwarzen Augen lag und ihre edele Haltung durchdrang. Untergeordneten Geistern schien ihre Miene stolz, und gemeine Naturen, welche das Großartige ihres Aeußern fühlten, suchten vergeblich sie nachzuahmen. Ihre Wangen waren wenig oder gar nicht geröthet, was jedoch ihrer blendenden Schönheit keinen Eintrag that; denn ihr Lächeln und ihre Anmuth wirkten zauberhaft, — wenigstens sagte man das —; ihre Milde gewann die Herzen, und durch Geist wußte sie dieselben zu fesseln. Und doch liebte Cecily Tyrrell die weiten Kleider und den Ueberreichthum von Falbeln nicht, trug ihren Hut auch nicht hinter dem Kopfe und konnte nie dazu vermocht werden, ein Gerüst von Stahlfedern oder steifen Wollseilen unter den Klei-

dern zu tragen. Natürlich fanden andere junge Damen, welche diese Dinge liebten, Fräulein Tyrrell überspannt und eigenwillig — Fehler, welche diese jungen Damen natürlich gewissenhaft vermieden.

Cecily sah bleicher als gewöhnlich aus, und der schöne Cavalier lächelte bedeutungsvoll, als er dies bemerkte. Es war wirklich ein schöner junger Mann, ganz das männliche Ebenbild seiner — Schwester, groß, mit schwarzem Haar und schwarzen Augen wie sie. Er hatte denselben Mund, dieselbe ruhige, selbstbewußte Miene, dasselbe einnehmende Wesen, — kurz, war ganz sie selbst, mit Ausnahme einer unbeschreiblichen Hoheit, welche nur ihr eigen war.

Mancher Leser dachte gewiß, wir würden zu einer Liebesgeschichte ansetzen; wir hoffen, er wird, da er seinen Irrthum jetzt eingesehen hat, in Zukunft besser von uns denken und uns mehr Vertrauen schenken.

Lord Kinmacarra war natürlich aller Orten im Gesellschaftzimmer; er verweilte mehr als ein Mal in der Nähe der „reizenden Cecily“, wie Seine Herrlichkeit sie zu nennen beliebte; auch bei dem ehrenwerthen Herrn Hyacinth fand er sich auf Augenblicke ein. Da er jedoch sah, daß er zur Glückseligkeit des wohledeln Fräuleins Felman, seiner Schwester, nicht unbedingt nothwendig sei, ließ er sich zwischen dem Agenten und dem Prediger nieder, neben dem, wie sich von selbst versteht, Frau Salmer saß. Seine Herrlichkeit war ein vollkommenes Exemplar aus dem Geschlechte der „Land-Junker“; er maß fünf Fuß elf Zoll, hatte eine statt-

liche Figur, blaue Augen und ein frisches Aussehen; sein üppiges braunes Haar trug er sorgfältig gekräuselt.

Der Prediger sprach eben von den „Fortschritten der evangelischen Lehre" an allen möglichen Orten, wo seine Zuhörer niemals gewesen waren. Herr Hyacinth pflegte das Wachsthum seines Schnurrbarts und stieg immer mehr in der Gunst seiner schönen Nachbarin. Frank Tyrrell und seine Schwester betrachteten die am Rande des Oceans untergehende Sonne, welche über den alten Herrensitz der Felman's, deren Haupt Lord Kinmacarra jetzt war, eine Fluth goldigen Glanzes ausgoß.

Frank liebte seine Schwester Cecily so sehr, daß Fräulein Felman, deren Urtheil ohne Zweifel richtig war, seine Anhänglichkeit an sie lächerlich fand. Gewiß wäre es vernünftiger gewesen, er hätte Fräulein Felman's Reize so zu würdigen gewußt, wie Herr Hyacinth, der mehr als ein Mal an diesem Abende dieselben geschildert hatte, sie also auch entdeckt haben mußte.

Doch Frank saß ruhig bei seiner Schwester. In dem Lichte, das auf ihre edele Gestalt fiel und die Umrisse ihrer regelmäßigen Züge hervorhob, erschien sie wie von einem Heiligenschein umgeben, so daß Frank wohl mit Recht auf seine Schwester stolz sein mochte.

„Du siehst bleich aus, Cecily", bemerkte er.

„Wirklich?" antwortete sie; „ich hatte niemals weniger Grund dazu. Die Bergluft war frisch und duftig, und die Aussicht wundervoll."

„Nun gestehe nur, Cecily, daß du erschrackst, als das Pferd scheu wurde."

Cecily lächelte. „Schon wieder dieses Thema", sagte sie, „zum hundertsten Male! Ei, Frank, ich fange an, um dich besorgt zu werden."

Und sie lächelte abermals.

„Wie schlau du bist!" flüsterte der Bruder freundlich. „Aber du mußtest doch den jungen Mann bewundern, Cecily? Ich habe in meinem Leben keine solche Unerschrockenheit gesehen, wie er sie entwickelte, als das Pferd auf die kleine Brücke zusprengte."

„Gewiß, ich bewundere ihn", war die rasche Antwort. „Ich sah niemals feinern Anstand mit echtem Muthe gepaart. Wir schulden ihm viel, vielleicht unser Leben!"

„Unzweifelhaft", versicherte Frank, „ganz unzweifelhaft! Hätte er das Thier nicht gehalten, so wären wir zerschmettert worden; wäre er ihm aber in den Weg gesprungen, so mußten wir aus dem Wagen geschleudert werden: die Geistesgegenwart, mit der er die Zügel faßte, und, mit der rasenden Schnelligkeit des Thieres Schritt haltend, neben her lief, rettete uns das Leben."

„Und glaubst du, daß er dabei selbst in großer Gefahr gewesen ist?" fragte Cecily.

„Freilich!" antwortete ihr Bruder. „Er ist gewiß nicht ohne Verletzung davon gekommen und hat ohne Zweifel sein Leben auf's Spiel gesetzt."

„Das würde er gewiß für jeden Menschen thun", sagte Cecily mit Wärme; „er ist ein edeler junger Mann!"

„Wer?" fragte Lord Kinmacarra, der sich den Spre-

chenden genähert hatte, ohne daß sie es bemerkten. „Cecily, ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich anfange, auf alle edeln jungen Männer eifersüchtig zu werden. Ich bedauere ungeheuer — ungeheuer, ich versichere Sie, daß — hm — Wie heißt er, Snapper?" fragte er den Landagenten, welcher näher getreten war, offenbar begierig, an der Unterhaltung Theil zu nehmen.

„Sein Name ist Moore", entgegnete Fräulein Tyrrell in ihrer ruhigen Weise; „Gerald Moore. Seine Familie soll hier in der Nähe wohnen."

„Die Moore's haben ein beträchtliches Stück Landes von Euer Herrlichkeit Eigenthum in Pacht", sagte Snapper mit einem tiefen Bückling gegen den Gutsherrn und einem noch tiefern gegen Cecily und ihren Bruder.

„Was für Leute sind sie, diese Moore's?" fragte der Lord.

„Es ist eine alte Familie, gnädiger Herr, und ungemein stolz. Hätten sie nur die Hälfte des Geldes gespart, welches sie verschleudert haben, um ihre Tochter zu einer feinen Dame zu machen — —"

„Mein Herr, ich bitte Sie", sagte Frank, leicht erröthend; „ich bitte, gefälligst — —"

„Es ist servirt, gnädiger Herr!" rief eine Gestalt in Gelb, Blau und Weiß, welche an der Thüre erschien, mit ehrfurchtvoll sanfter Stimme.

Der Gutsherr bot Fräulein Tyrrell höflich den Arm und lachte:

„Bei meinem Leben, Cecily, ich versichere Sie, wir entgingen gerade noch zur rechten Zeit einem — hm —

nun, wie sagt man doch? — Snapper hatte ganz — hm — ganz vergessen, oder wußte vielmehr nicht — hm, hm — welche hübsche Dinge Frank von dieser jungen Person und ihrem Bruder eben erzählt hatte. Ich denke — hm — wir — entgingen — oder vielmehr Snapper entging einem — Dings da!" — Seine Herrlichkeit fuhr mit den Fingern durch Locken und Bart.

Wir haben noch nicht gesagt, daß Lord Kinmacarra Wittwer und von Neuem mit einer Cousine Cecily's verlobt war.

Die Gesellschaft bei Tische war sehr zahlreich, und alle Gäste ließen der guten Küche Gerechtigkeit widerfahren. Die Unterhaltung wollte nicht so recht allgemein werden — die Gesellschaft war zu groß und zu sehr durch Rangunterschiede getrennt. Die Damen zogen sich daher bald in das Gesellschaftzimmer zurück, und der Lord und der Doctor, so wie Hyacinth und Frank erschienen dort genau zur rechten Zeit und genau nach der rechten Rangordnung. Wir brauchen den Prediger nicht besonders zu nennen, weil er selbstverständlich immer in der Nähe seiner Frau sich befindet. Der Advocat blieb mit einigen Gästen, welche etwas Stärkeres als Wein trinken wollten, im Speisezimmer zurück. Seine Herrlichkeit hatte absichtlich den Platz geräumt, um diese Herren nicht zu geniren, und deshalb dem Landagenten aufgetragen, die Honneurs zu machen.

Cecily war am Piano und Doctor Creamer stand bei ihr. Herr Salmer nebst Gemahlin saß mit Frank Tyrell nahe bei Doctor Creamer, und Herr Hyacinth hatte

sich neben Fräulein Felman niedergelassen. Offenbar waren sie gegenseitig ihrer Gesellschaft noch nicht überdrüssig, denn die Dame war in den letzten zwei Stunden nicht mehr auf die protestantische „würdige Mutter" zu sprechen gekommen.

Lord Kinmacarra stand Frank gegenüber; er hielt die Hände in traulicher Verschlingung unter den Schößen seines Fracks, und wenn er sich beim Gespräche gegen Frank hinneigte, folgte die ganze Fülle seiner Haarlocken in anmuthigem Schwunge dieser Bewegung.

„Salmer — hm — sagte eben", begann der edele Lord, „daß — hm — ich versichere Ihnen, es ist recht hart — die Unwissenheit dieser Leute — Salmer meint, Frank, wir müßten sie zur Staatskirche bekehren."

„Gewiß", bemerkte Herr Salmer.

„Der Weg der Gottlosen ist dunkel," fügte Frau Salmer bei.

„Und sie wissen nicht, wo sie stürzen," ergänzte der Pfarrer.

„Aber" meinte Frank, „sind Sie denn so gewiß, sie bekehren zu können? Und wissen Sie, ob die Bekehrung sie besser machen wird? Der Erfolg der Bekehrungsversuche scheint sehr langsam zu kommen, und die bis jetzt dabei geärnteten Früchte sind kaum der Art, daß man darauf stolz sein könnte. In England wenigstens schreckt jeder Ehrenmann zurück, wenn er mit einem von den sogenannten ‚Bekehrten' zusammentrifft. Sie sind fast Alle dem Trunke ergeben, Herr Salmer, und manche von ihnen —"

„Ich bitte um Vergebung, mein Herr", unterbrach Salmer sanft. „Hunderte und aber Hunderte der armen Römlinge in den Grafschaften Connaught und Kerry haben das Licht erkannt, und den Trost empfunden, der da kommt von dem heiligen Buche. Sie haben erduldet ein Martyrthum für ihre Standhaftigkeit, und die Wüste ist geworden ein Garten durch ihren Fleiß."

„Ein bewässerter Garten" verbesserte Frau Salmer.

„Richtig, meine Liebe," bestätigte der Prediger.

„Also — hm — hm — Sie begreifen, Frank" begann seine Herrlichkeit wieder, „daß wir diese Leute auf den rechten Weg bringen müssen — hm — daß wir —"

„Ihnen die Bibel geben müssen, gnädiger Herr", vollendete Salmer.

„Das Wort Gottes, welches schärfer ist denn ein zweischneidiges Schwert", ergänzte Frau Salmer.

„Ganz richtig", sagte der Doctor lächelnd — er lächelte stets, wenn er von Hause weg war. Der Doctor hatte sehr kleine, schwarze, stechende Augen und eine gelbe Hautfarbe; er trug einen für seine kleine schmächtige Figur viel zu weiten Anzug.

„Ah, Doctor," bemerkte Seine Herrlichkeit, „Sie besitzen wohl einige Kenntniß von diesen — hm — Verhältnissen, nicht wahr?"

„So ziemlich. Jüngst kam ich auf einer Reise durch jene ganze Landschaft, deren Herr Salmer und seine Frau Gemahlin eben Erwähnung gethan, und fand in der That, daß die Bibel sich dort als ein zweischneidiges Schwert erwiesen hat." Bei diesen Worten lachte der

Doctor, daß er die Zähne zeigte, in dem Bewußtsein etwas sehr Witziges gesagt zu haben.

„Die Bibel hat also diese Leute wirklich gebessert?“ forschte Frank.

„Ja, wenn Sie sagen: diese Leute“, erwiderte der Doctor, „so werden Sie eine beträchtliche Zahl meinen; aber unsere Geistlichkeit war leider nicht im Stande, solche Wunder zu vollbringen. So hat z. B. die Baronie Dingle etwa 80,000 Seelen; der ‚Bekehrten' aber sind — Männer, Weiber und Kinder zusammengerechnet — nicht über dreihundert. Noch geringer ist das Verhältniß der Uebertritte in Connaught, und aller Orten werfen sich die Unglücklichen ihren alten Geistlichen wieder in die Arme.“

„Sie sahen aber doch die Reinlichkeit ihrer Häuser, ihren Wohlstand, ihre Betriebsamkeit“, bemerkte Herr Salmer.

„Wenn nicht der Herr das Haus baut — Sie kennen die Stelle“, sagte Frau Salmer.

„O nein! Ich versichere Ihnen,“ sagte Creamer, „die Uebergetretenen bilden die Hefe der Bevölkerung, sie sind durchweg entsittlicht. Aller Sinn für Thätigkeit ist unter ihnen verschwunden, ihre äußere Erscheinung ist unsauber und Jeder von ihnen zeigt ein Gepräge in seinen Zügen, das ihn eben so deutlich kennzeichnet, wie den Juden sein Nationaltypus. Niemand hat Zutrauen zu ihnen. Mit einem Worte, Herr Salmer, diese Convertiten kommen uns auf nahezu Tausend Pfund den Kopf zu stehen; aber höchstens von ihrer Nachkommen-

schaft ist etwas zu hoffen — die Bibel war bei diesen Unglücklichen wirklich von tiefer einschneidender Wirkung als ein ‚zweischneidiges Schwert'; sie hat sie selbst zu Grunde gerichtet und alle Eintracht unter den Bewohnern jener Gegenden zerstört."

„Doctor", sagte Frank, „Sie bestätigen hier Ansichten, welche jedem vorurtheilfreien Manne unwillkürlich sich aufdrängen. Der Umstand, daß wir die edelsten Charaktere aus unserer Geistlichkeit und unserm Adel an die katholische Kirche verlieren und dafür nur die verworfensten und niedrigsten Glieder der Gesellschaft von ihr zurückempfangen, findet einzig darin eine vernünftige Erklärung, daß wir die Leidenschaften der Menschen erkaufen, während Rom ihre Ueberzeugung gewinnt."

„Aber Frank, ich bitte Sie!" rief Lord Kinnacarra.

„Herr Tyrrell!" mahnte der Pfarrer.

„Ich habe Jakob geliebet," schaltete Frau Salmer mit verweisendem Tone ein, „aber Esau habe ich gehaßt."

„Ich bedauere, sagen zu müssen," erklärte der Doctor, „daß in Herrn Tyrell's Bemerkung viel Wahres liegt. Allein wir dürfen nicht verzweifeln. England war einst auch römisch-katholisch, und ist jetzt frei und glücklich: sollen wir nicht hoffen, daß in gleicher Weise auch Irland derselben Segnungen theilhaftig werde?"

„Ganz richtig", ließ sich Salmer vernehmen; „man betrachte nur die päpstlichen Länder —"

„Mit Verödung ist das ganze Land verödet", fiel Frau Salmer dazwischen.

„Ich war im Begriffe zu sagen", fuhr Herr Sal-

mer fort und warf seiner Frau verstohlen einen halb ängstlichen, halb vorwurfsvollen Blick zu, „ich wollte sagen: man betrachte nur ihre Knechtschaft — ihre Erniedrigung — ihre Armuth, — ihre Unwissenheit, — ihre —"

„O, bitte, Herr Salmer", wandte Cecily vertheidigend ein, auf ihrem Sitze am Piano sich umwendend — „bitte, sprechen Sie nicht so wegwerfend von den katholischen Ländern. Sie sind gewiß gar nicht dort gewesen — oder haben sie nicht genau kennen gelernt."

„Ei, Fräulein Tyrrell, Jedermann kennt —"

„Nicht doch, Herr Salmer; nicht Jedermann nimmt sich die Mühe, sie kennen zu lernen," fiel Frank ein. „Sie sprechen von Knechtschaft — ist der Italiener nicht frei? Mein Diener hat hier vollkommene Freiheit nach dem Gesetze, darf aber nicht Gebrauch davon machen, wenn es darauf ankommt; in Italien hat ein Bedienter gesetzlich keine Freiheit, und doch hemmt keine Schranke sein freies Handeln."

„Welche Freiheit meinen Sie?" fragte der Doctor.

„Ei", antwortete Frank, „die einzige Freiheit, welche für die Masse der Menschen einen Werth hat: die Freiheit, sich denen gleich zu fühlen, welche reicher sind; die Freiheit, zu fühlen, daß Armuth keine Schranken zwischen ihnen und den Höherstehenden aufstellt, den Verkehr mit letztern nicht hemmt; daß sie trotz ihrer bescheidenen Stellung in allen Dingen denen, welchen sie dienen, gleich sind."

„Und Sie sagen," bemerkte der Lord, — „Sie sa-

gen also — hm — hm — vornehme Leute, und — hm — gemeines Volk wären in Italien gleich? Ei, Frank!“

„Ich sage, Niemand fühlt dort in der Armuth eine Schande oder Demüthigung“ entgegnete Frank; „ich habe dort alle Wirkungen der Freiheit ohne ihre Theorie gesehen, und hier finde ich die Theorie mit nur wenigen ihrer Wirkungen für die Masse des Volkes.“

„Aber die Leute sind doch erschrecklich arm?“ fragte der Doctor.

„Arm!?“ rief Cecily aus. „Allerdings haben sie nicht viel Geld; allein ist es nicht eben so gut, wenn sie für wenig Geld dasselbe kaufen können, was uns eine Hand voll kostet?“

„Gewiß“, versicherte der Doctor; er hätte alles Mögliche zugegeben, einer so schönen Gegnerin zu Gefallen.

„Mit Geld kann man den in Italien herrschenden Zustand der Gesellschaft nicht herbeiführen, — diese Einigkeit zwischen Hoch- und Niedergeborenen, diese gegenseitige Liebe und Anhänglichkeit der Vornehmen und der Armen, diesen ungehinderten freien Verkehr zwischen Fürst und Bauer, worin doch eine Fülle des edelsten Genusses liegt!“ fuhr Cecily fort.

„Freilich“, sagte der Doctor, welcher ihr gern zuhörte.

„Nun ja, sind denn diese Dinge nicht Geldes werth? Läßt sich mit Geld ein so glücklicher Zustand erkaufen?“

„Ich möchte lieber das Glück zusammt dem Gelde haben“, versetzte der Doctor.

„Ja!" riefen Cecily und Frank in einem Athem, „das ist unser Fluch! Wir können nicht das englische Volk lehren, Geld als sein letztes Ziel zu betrachten und dabei zugleich den Geist brüderlicher Gleichheit ihm einflößen!"

Diese Erörterungen nahmen die ganze Gesellschaft in Anspruch, nur nicht Herrn Hyacinth und den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Die Stunden entschwanden im Fluge. Es war schon spät am Abende — da hörte man plötzlich Reiter ansprengen, und lautes Rufen erregte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft. Ein Lärm, als wenn viele Personen hin und her liefen, verkündigte, daß im Sprechzimmer etwas vorgefallen sei. Darauf folgte ein Augenblick beängstigender Stille. Lord Kinmacarra zog heftig an der Glocke, Fräulein Felman wurde ohnmächtig, Herr Hyacinth stellte sich hinter Frank's Stuhl, Cecily's Auge war auf die Thüre geheftet, der Prediger und seine Frau schwankten zwischen Furcht und muthiger Ergebung.

Ein Diener trat ein — bleich und verstört.

„Zwei bewaffnete Männer sind vor der Thüre und verlangen Ew. Herrlichkeit zu sprechen."

„Laß sie herein kommen, wenn sie nichts Schlimmes vorhaben", rief der Edelmann.

„Sie wollen nicht eintreten", antwortete der Diener? „Sie sagen, am Eingange des Parks sei ein Mann ermordet worden."

„Verzeihung, meine Herrschaften!" ließ sich eine volle, klangreiche Stimme vernehmen, und ein gutgekleideter

hübscher Mann aus dem Mittelstande und in mittleren Jahren, trat in das Zimmer. „Ew. Herrlichkeit wollen mein unberufenes Eindringen verzeihen; unten am Thore wurde ein Mann erschossen, und ich glaube, Sie sind Magistratsperson?"

„Wer ist's? Wo ist die Polizei?" fragte der Edelmann.

„Ich habe Alles gethan, was ich für nothwendig erachtete; die Polizei steht zu Ihrem Befehl", sagte der Fremde. „Der Ermordete ist Herr Jepson Skerin, der Friedensrichter."

„Skerin!" rief der Doctor.

„Mein Gott, Skerin sagen Sie?" rief der Prediger.

„Allmächtiger Gott!" schrie Frau Salmer.

Mitten in dieser Verwirrung verbeugte sich der Fremde ganz ruhig, besonders auch gegen Cecily, und zog sich zurück.

„Halt ihn fest!" schrie der Landagent aus dem Speisesaale.

„Haltet ihn!" brüllten die Andern, die bei ihm waren, so deutlich, als ihre Trunkenheit es zuließ.

Frank war mit einem Sprunge im Saale. Er fand Snapper, auf einen Stuhl zurück gesunken und zum Tode erschreckt, wie es schien.

„Was gibt's? — ich bitte, reden Sie!" rief Frank.

„Ach, Herr Tyrrell", stöhnte Snapper, „der furchtbarste Mensch, der in unserer bösen Zeit lebt, ist hier gewesen. Ich kenne weder ihn selbst, noch seine Stimme, aber — er flüsterte mir in's Ohr, daß mir das Blut

in den Adern erstarrte: Nimm dich in Acht, du kommst zunächst d'ran!"

Fünftes Capitel.

Der Besuch.

Zwei- bis dreihundert Schritte von der Landstraße, auf einer lieblichen Anhöhe, von welcher aus man die Sonne in der Ferne zum Ocean hinabsinken sah, und fast ganz zwischen stämmigen Ulmen versteckt, lag ein Haus, das weit und breit in der Gegend von Kinmacarra bekannt war. Jeden Reisenden, welcher daran vorüberkam, beschlich das Gefühl, als müßten die Bewohner dieses Hauses glücklich sein, — und wenn er jemals selbst eine glückliche Stunde gehabt, da kam sie ihm in's Gedächtniß zurück. Die Herzen der Nachbaren wurden warm, sobald ihre Hand auf dem Schlosse des Gartenpförtchens ruhte und sie nach der grünen Hausthüre hinüberschauten; denn sie wußten, daß ein freundliches, herzliches Willkommen an der Schwelle sie erwartete. Die Bettler hatten zwar „ihren eigenen Weg" zur Haushälterin, um sich „beide Arme voll" Torf oder „die Schürze voll" Mehl zu holen. Aber wenn sie den Herrn irgendwo erblicken konnten, so drangen sie doch schnurstracks zu ihm und stellten sich dem leutseligen Manne vor, welcher, alle gute Lehren seiner Haushälterin bei Seite setzend, die „unfläthigen Bettler" in sein Wohnzimmer eintreten ließ. Job war um so mildthätiger, je weniger er hatte; Vater Mick gab in Ueber-

maß, wenn er selbst in Verlegenheit war. Er gab, um zu erhalten; denn Vater Mick glaubte an den allmächtigen Gott!

Es war ein langes Gebäude von rothem Backstein, zwei Stockwerke hoch; auf der First des Daches ragten eine Menge Schornsteine empor; die Fenster waren mit Jalousie-Laden und sehr weißen Musselinvorhängen versehen, und die Thüre hatte einen ungemein hell glänzenden Thürhammer, gewöhnlich „Klopfer" genannt. So stand es da — dieses glückverkündende Haus.

Im Innern hatte es ein hübsches Ansprachzimmer und einen kleinen Speisesaal, groß genug, um ein halbes oder ganzes Dutzend Freunde zu Gaste bitten zu können. Das Ansprachzimmer hatte einen einfachen, aber wohl ausgebürsteten Teppich, einen runden Tisch mit einer reinlichen Decke, einen Kamin aus wohl polirtem, inländischem Marmor, einen Bücherschrank von Mahagonyholz, der von einer Mauer zur andern reichte und ganz gefüllt war. Auf einem Piedestal stand eine Marmor-Vase, die Copie einer Antike, — und auf einem zweiten die Büste Daniel O'Connell's, letztere am obern, die Vase am untern Ende des Zimmers.

Der Garten war von sehr saubern schmalen Wegen durchzogen, und neben dem Eingange standen gleich Thürstehern zwei Buchsbäume; mitten auf dem Rasenplatze erhob sich ein grüner Hügel, der eine große Sonnenuhr trug, welche von manchem ehrlichen Bauer angestaunt und von Einigen, wegen der wunderlich aussehenden Zeichen, sogar gefürchtet wurde.

Dies war die Wohnung des katholischen Pfarrers Michael Quinlivan, gewöhnlich Vater Mick genannt.

Die Dorfkirche lag sehr nahe, — ein reinlicher Fußsteig führte von dem Hause des guten Dorfgeistlichen nach dem Kirchhofe.

An dem Tage, von welchem wir sprechen, lag auf dem Tische im Sprechzimmer zwischen einem Haufen Büchern ein Damenhut, und die Besitzerin desselben war nicht weit entfernt. Ailey Moore waltete wie ein Engel in des alten Mannes friedlicher Wohnung; überall in der geschmackvollen Einrichtung derselben verrieth sich ihre zarte Hand und die kindliche Zuneigung, mit der sie für den ehrwürdigen Pfarrer sorgte. Zwei Plätzchen ließ Ailey Moore, wenn sie zum Vater Mick ging, nie unbesucht — einen Altar in der Pfarrkirche, zur Linken des Hauptaltars, und einen Altar in einem reizenden, stillen, abgelegenen Zimmer des Pfarrhauses, welches der Greis sein Eden nannte.

Der Altar in der Pfarrkirche war der gebenedeiten Jungfrau Maria gewidmet, und der in der Hauscapelle war ebenfalls ein Marien-Altar. Nimmer durften während der Sommerzeit die Blumen auf beiden Altären welk die Köpfe senken, und selbst der eisige Winter wurde tributpflichtig gemacht, damit der Schrein der „Mater amabilis“ stets von Grün und Blumen umduftet sei.

Die Verehrung der Mutter Gottes ist ein großes Geheimniß; sie ist dem Ungläubigen und Irrgläubigen besonders anstößig, dem Gläubigen besonders lieb und

werth. Unter denen, welche Gottes Gnade vom Irrthume zur Kirche bekehrt hat, findet man nicht wenige, denen das, was ihnen früher gleich einem dräuenden Gespenste den Zutritt zur Kirche wehrte, jetzt die größte Freude und Wonne ist, — die Verehrung der „süßen Mutter Maria!“

Ailey Moore liebte die seligste Jungfrau als ihre Mutter, und betete zu ihr mit dem Glauben und dem Vertrauen eines Kindes. Ailey hatte schon manch langes Jahr hindurch die zärtliche Liebe einer Mutter entbehrt, und darum mochte sich vielleicht ihr Herz um so inbrünstiger dem Altare zuwenden, von welchem die Gottesmutter so liebevollen Blickes herniederschaute und die Hände zu ihr ausstreckte, sie zu schirmen. Ailey blickte zu ihr auf, immer wieder, bis ihr das Herz voll wurde und die Augen übergingen — und dann fühlte sie in der Tiefe ihrer Seele, als ob die reinste Jungfrau, umflossen von der erhabensten Heiligkeit, ihr nahe sei.

Jene jungen Damen sind sehr zu beklagen, denen die Sorge um die Farbe oder den Schnitt eines Kleides näher liegt, unendlich viel näher, als jene um den Altar der Jungfrau Maria, und die es kaum der menschlichen Vernunft würdig halten, sich mit Glaubenssachen zu beschäftigen. Die Armen! sie wandeln den Pfad des Lebens dahin und denken nur daran, wie kurz und schmal sie ihn finden, — nicht daran, was sein Ziel ist; sie suchen dort ihre Wonne, wo neben der Asche der Hoffnung die bleiche Enttäuschung kauert, und gedenken nicht

des holden Lächelns der seligen Gottesmutter Maria! Arme Geschöpfe!

Es ist noch früh am Tage, kaum elf Uhr Vormittags. Vater Mick ist in froheſter Gemüthsstimmung aus der Kirche zurückgekehrt; sein weißes Haar trägt er von der breitgewölbten Stirne zurück gekämmt, und sein lichtes blaues Auge strahlt vor Wohlwollen. Die eine Hand steckt in der weiten Rocktasche, und die andere hält die silberne Brille — ein mächtiges Brevier, mit schweren Spangen beschlagen, trägt er unter'm Arme. In das freundliche Wohnzimmer eingetreten, ist er im Begriffe, Jemanden zu rufen, als sein Ohr von einer Stimme getroffen wird, die das Herz des Greises wie eine Stimme vom Himmel berührt, indem sie süß und zart folgende Strophe singt:

„Vita dolcissima,
Speranza mia,
Salve purissima
Vergin' Maria!"

Die Du mein Hoffnungschein,
Mein Leben bist;
Süßeste Mutter mein,
Sei mir gegrüßt!

Der fromme Mann blieb stehen, gerade vor einem schönen Bilde der unbefleckten Jungfrau, welches über dem Kamine hing. Er empfand die Wahrheit der Worte, die er vernahm; ein langes Leben und schwere Mühen gaben ihm das Verständniß des Ausdruckes: „Die Du mein Hoffnungschein, mein Leben bist!" Zur

Madonna gewandt, wiederholte der greise Priester die Worte: „Süßeste Mutter mein, sei mir gegrüßt!“ Erinnerungen an seine Jugend, seine Studienzeit, sein rüstiges Mannesalter, an frühere Genossen, an sein Streben und Hoffen als junger Missionär, an Sterbelager und frische Gräber überkamen ihm — denn in allen Lebenslagen hatte stets Maria vor seiner Seele gestanden, ihr Name belebte ihm jetzt die öde Vergangenheit — Jahre um Jahre zogen an seinem Geiste vorüber. Wundern wir uns nicht, daß sich des Greises Augen mit Thränen füllen, — es sind Thränen der Wonne!

„Ja, das bist Du, Maria!“ wiederholte er, das große Brevier auf den Tisch niederlegend. „Signorina!“ rief er dann.

„Ja, Herr“, antwortete die Stimme, deren Klang ihn so tief ergriffen hatte.

„Signorina!“ rief Vater Mick nochmals.

„In zehn Minuten, Herr, — nur fünf!“ antwortete dieselbe holde Stimme.

Im nämlichen Augenblicke kam ein etwa vierzehnjähriges Mädchen den Weg, welcher zur Vorderseite des Hauses führte, daher gelaufen. Dem Kinde hing das Haar dergestalt in das Gesicht herein, daß es fast nichts sehen konnte und um den Weg zu erkennen, dasselbe bei jedem Schritte mit rascher Handbewegung zurückwarf. Es trug eine saubere, auch die Brust bedeckende Schürze und einen blauen baumwollenen Rock, aber weder Schuhe noch Strümpfe; gleichwohl besaß es den hübschesten Fuß

von der Welt. Der Geistliche bemerkte die Kleine und trat unter die Thüre.

„Ei, ei, Bid", rief er ihr entgegen, „wer verfolgt dich denn, Mädchen; was willst du, eh? Wo eilst du hin?"

Er nahm die kleine Brigitte bei den Ohrläppchen und schüttelte sie ein wenig, wobei sie über und über roth wurde und lachte, so daß sie einen von rothen Lippen eingefaßten Kreis schöner Zähne sehen ließ, die weißer waren als Perlen.

„O, Vater!" rief sie, „die Herrschaften kommen herab, und ich lief voraus, es Ihnen zu sagen."

„Welche Herrschaften, Kind, welche Herrschaften?"

„Oh, ich weiß es nicht, Vater; sie kommen vom Herrenhause herüber. Aber schön ist sie, wahrhaftig, recht schön!"

„Wer, Bid? — wer, he?"

„Die junge Dame, Vater!"

„Ei, ei! Und wohin gehen sie?"

„Sie kommen hierher, um unsere Ai — Fräulein Ailey zu besuchen. Sie haben gehört, daß sie hier wäre; und da haben sie gesagt, daß sie hierher kommen wollten. Herr Reginald kommt mit ihnen und so bin ich heruntergelaufen."

„Bid, du bist ein gutes Mädchen, geh' zu Frau Maher hinein; du bekommst von ihr — — — Ah, in der That, da sind sie schon."

Eben traten Cecily Tyrrell und ihr Bruder Frank in Begleitung Reginald's durch die Gartenpforte. Ce=

cily trug Hut und Schleier, und ein Reitkleid, dessen Schleppe sie in der linken Hand hielt. Ihr Bruder ging ungezwungen und gleichmäßigen Schrittes voraus, in den üblichen Morgenanzug eines Mannes von Stande gekleidet. Reginald trug einen Arm in der Schlinge; seine Miene zeigte die gewöhnliche ruhige Fassung, doch mochte er einem scharfen Beobachter etwas erregt scheinen. Der Blick hatte mehr Feuer, und die Wangen ein klein wenig mehr Roth, als gewöhnlich. Cecily Tyrell war eine gefährliche Gesellschaft für den armen Reginald Moore. Frank Tyrell hatte einige Schritte vor der Gartenpforte ein allerliebstes kleines Mädchen aufgefangen, das etwa sechs Jahre zählen mochte. Dasselbe war reinlich, ausgesucht reinlich gekleidet und hatte blondes Haar, wie die Mehrzahl der Kinder von Kinmacarra, blaue Augen, frische, rosige Wangen und einen recht kleinen Mund, in den sie (wir sind der Wahrheit schuldig, es zu sagen) den Zeigefinger ihrer rechten Hand gesteckt hatte. Bei der andern Hand hielt sie Frank.

„Fräulein Tyrell", sagte Moore mit einer Verbeugung, zu Vater Quinlivan gewandt, und wandte sich dann mit einer zweiten Verbeugung zu der Dame. „Unser Herr Pfarrer, Fräulein Tyrell. Herr Frank Tyrell, Vater Quinlivan, Herr Tyrell."

„Mein Herr", sagte Cecily mit dem ihr gewöhnlichen ernsten Blicke und verbindlichen Lächeln, „Sie haben bereits vernommen, daß wir — mein Bruder und ich — Herrn Moore vielleicht unser Leben verdanken, indem er sein eigenes daran wagte, unser Pferd aufzuhalten, das

vorgestern mit uns durchgegangen war. Wir haben heute unsern Retter besucht, um ihm den innigsten Dank für seine Aufopferung abzustatten, und hörten da, Fräulein Moore befinde sich bei Ihnen. Wir rechnen auf Ihre gütige Nachsicht, wenn wir Ihnen zu so früher Stunde einen Besuch abstatten."

„Bitte, treten Sie ein, mein Fräulein", sagte der Vater Quinlivan, „treten Sie ein. Sie treffen allerdings Fräulein Moore hier, ganz gewiß. Wenn sie Morgens aus der Kirche kommt, und die häuslichen Geschäfte gethan sind, dann pflegt sie sich mit den armen kleinen Mädchen zu beschäftigen. — Ei, Kathleen" rief der Greis, sich zu dem Kinde wendend, das Frank noch an der Hand hielt, „was treibst denn du da?"

„Komm, sag's noch ein Mal", sprach Frank, „was du draußen vor der Thüre gesagt hast."

„Was hast du denn gesagt, Kathleen?" fragte der Pfarrer. Kathleen wurde roth und schwieg.

„Nun, heraus damit", sagte Frank, „du bekommst eine Silberkrone, wenn du Alles sagst, Wort für Wort. Wir haben dich gesehen, wie du durch die Gartenthüre schautest, und da hast du gesagt, —"

„Daß ich auf Ailey warte", erwiderte das Kind mit abgewandtem Gesichte.

„Dann fragte ich: was für eine Ailey? Und du hast darauf geantwortet —"

„Unsere liebe Ailey", fiel das Kind mit lauter Stimme ein.

„Und ferner habe ich dich gefragt: sieht ihr diese Dame da ähnlich? Und darauf sagtest du —"

„Ich sagte", gab das kleine Ding, das Köpfchen keck in die Höhe werfend, zur Antwort, „ich sagte, daß sie unserer Ailey gar nicht ähnlich sieht, und daß gar kein Mädchen im Lande ihr ähnlich ist, und daß kein's in der ganzen Welt unserer lieben Ailey Moore gleich kommt; — nur die heiligen Engelchen!" schloß das Kind, machte sich mit einer verzweifelten Anstrengung von Frank los und flog gleich einem Pfeile zum Pförtchen hinaus.

Die ganze Gesellschaft brach in lautes Lachen aus; als sich die Heiterkeit gelegt hatte, floß über Cecily's Wange eine Thräne herab.

Ailey Moore war inzwischen davon benachrichtigt worden, welche Ehre sie erwartete; es wäre ihr freilich eben so lieb gewesen, wenn man sie damit verschont hätte. Nicht als ob sie dagegen gleichgültig gewesen wäre oder wegen ihrer Kleidung Anstand genommen hätte — Ailey konnte sich allezeit sehen lassen —, aber ein gewisses Etwas hielt sie zurück; was es war, wußte sie nicht. Vielleicht war es das Gefühl, die Gäste gehörten nicht in ihre Sphäre und durch den Besuch derselben würde ihr zu viel Ehre erwiesen; oder Andere möchten diesen Besuch als eine zu große Herablassung betrachten, und sie wollte Niemanden verletzen.

Doch sie erschien, strahlend wie ein junger Sommermorgen, schön und engelgleich, um den Ausdruck des Kindes zu wiederholen. Wirklich trugen ihre feinen Züge einen himmlischen Widerschein, da sie eben ihre

Andacht zur gebenedeiten Jungfrau beendet hatte. Als sie über die Schwelle trat, fühlte sich Cecily von einer ihr neuen Empfindung ergriffen; es war ihr, als erblicke sie ein Wesen aus der andern Welt. Ailey trug ein weißes Kleid, und um ihren Nacken schlang sich ein schlichtes blaues Band, an dem eine kleine Camee mit dem Bilde der h. Jungfrau hing.

Cecily und Ailey wurden gleich mit einander bekannt. Cecily bewunderte den offenen Anstand des holden Mädchens, die Weichheit, mit der sie sich jedem Eindrucke hingab und denselben treu bewahrte. Ailey hingegen erkannte in Fräulein Tyrrell den Ausdruck eines starken und edeln, wenn auch ungezügelten Geistes, der durch die Macht des Gegensatzes zu ihrem eigenen Wesen sie anzog und einnahm.

„Ich bin entzückt", sagte Fräulein Tyrrell, „Sie kennen zu lernen, Fräulein Moore — oder wollen Sie mir erlauben, Sie ‚Ailey' zu nennen, wie die Kinder?" — ‚Unsere liebe Ailey!' setzte sie halblaut hinzu. „Wahrlich, ich möchte den Besitz solcher Liebe, wie Sie sich zu gewinnen wußten, nicht gegen eine Grafenkrone vertauschen!"

Ailey lächelte.

„Sie meinen, es sei mir nicht Ernst?"

„O doch, ich glaube es wohl."

„Es ist auch so. Ich sehe, daß die Armen vor uns Vornehmen zurückscheuen, und fühle oft, daß sie uns hassen. Sie beneiden uns, feinden uns an; wir anderseits kennen nicht das Gute, das ihrer Seele innewohnt,

und wie theilnehmend für sie wir auch gesinnt sein mögen, es bleibt ihrem Blicke verborgen und sie glauben nicht daran."

„Cecily hat Recht", sagte Frank; „jegliches Band zwischen Reichen und Armen ist in England zerrissen."

„Ein gefährlicher Stand der Dinge", bemerkte Reginald Moore. „Er erzeugte schon vieles Unheil."

„Sie haben wohl nie Derartiges erfahren, Vater?" sagte Ailey, zu dem Geistlichen aufblickend.

„Nie", sprach Vater Mick. „Es kann nur vorkommen, wo der gleichmachende Geist des Christenthums sich nicht mehr fühlbar macht."

„Und wie kommt es, daß dieser Geist unter uns nicht mehr empfunden wird?" fragte Frank.

Eine Todtenstille entstand; Höflichkeit verschloß die Lippen der Angeredeten. Cecily's Geist durchbrach den Bann; eine wunderbare Begeisterung blitzte aus ihrem Auge.

„Der Fluch des Hochmuthes und der Geldgier lastet auf uns", sagte sie. „Die Religion hat Lippen, zu lehren, aber keinen Scepter, zu herrschen; wir horchen wohl ihren Lehren, folgen aber unserer eigenen Laune. Jeder Einzelne will seine eigene Kirche sein."

Ailey entgegnete mit einem fröhlichen Lächeln: „Als Sie, Fräulein Tyrrell, vorhin die Liebe der Armen mit einer Grafenkrone in Vergleich stellten, da lächelte ich, weil ich bedachte, wie unbedeutend eine solche Auszeichnung gegen die Liebe menschlicher Herzen sei. O, welche Wonne ist es, die Augen der Unschuld sich entgegenleuch-

ten zu sehen und das Bewußtsein zu haben, daß der Armen Herz bei unserm Anblicke erwarmt; welche Wonne, sie zu lieben und sie glücklich zu sehen! Allerdings trifft man bisweilen auch auf recht harte Herzen. Nicht wahr, Vater?"

„Jawohl, mein Kind; doch selbst die Schlimmsten sind nicht schlimm einem weiblichen Wesen gegenüber, das höher steht und sich ihrer annimmt. Die Armen sind im Allgemeinen sehr gutmüthig und geduldig, und warm schlägt das Herz in ihrer Brust; eh, nicht wahr, Ailey? Eine freundliche Miene und ein gutes Wort, „i dolci modi e le parole oneste“ sind doch gewiß ein geringes Opfer, um alte Leute zufrieden und das junge Volk treuherzig zu machen. Nicht so, Ailey? Eh, Signorina?"

Fräulein Tyrrell lohnte diese Worte des greisen Priesters mit einem herzlichen Blicke.

„Oh", rief Moore, „Niemand widersteht dem guten Vater Quinlivan. Da war vor Kurzem ein Kerl, Namens Bill Power, der schwor, er wolle dem Vater Quinlivan schon seine Antwort geben, wenn er zu ihm käme. Unser guter Pfarrer hier besuchte ihn wirklich. Er erzählte diesem Bill, wie er seinen Großvater gekannt habe, einen recht wackern Mann der alten Zeit und guten Hausvater, und sprach davon, wie sie Beide als Männer und Knaben Freunde gewesen. Dann sprach er von Bill's Mutter und ihrer Herzensgüte, wegen deren alle Nachbaren ihr zugethan gewesen, und wie trefflich sie ‚ihr kleines Volk' aufzog. Er erwähnte, wie

Bill als Knabe in seiner Gegenwart sich vor der Mutter zum Gebete hingeknieet und die Händchen gefaltet habe, — da überkamen Bill, wie er später sagte, eigene Gefühle. ‚Da ward ich', um seine eigenen Worte anzuführen, ‚ganz übermannt; das war zu viel, daß er mich nicht im Mindesten schalt; ja, er rührte mich zu Thränen, das that er, und sie rieselten über meine Hände; mein Herz erweichte und ich sank auf die Kniee. Ach Gott, Vater Mick könnte eine ganze Schaar versoffener Kesselflicker herumbringen!'"

„Doch, guter Vater, wir halten Sie auf", sagte Fräulein Tyrrell nach einer Pause. „Sie werden sich zu jener leidigen Untersuchung begeben müssen. Und Sie, Herr Moore?"

„Eine Untersuchung?" rief Ailey, die noch nichts von dem Morde vernommen hatte.

„Leider; hörten Sie nichts davon?" fragte Fräulein Tyrrell und berichtete in Kürze den Vorfall der verflossenen Nacht.

„Gott sei ihm gnädig!" rief Ailey aus.

Reginald Moore schien für einen Augenblick schmerzlich erregt.

„Nun, wir müssen jetzt scheiden, liebe Ailey", sagte Cecily und schlang ihre Arme um des Mädchens Nacken, als hätte sie dasselbe schon lange gekannt. „Nimmer werde ich Sie vergessen — ich werde Sie lieben!"

Sie nahm ihre Busennadel ab, die ein herrliches Kunstwerk, die „schmerzhafte Mutter", enthielt.

„Nehmen Sie dies Bild“, sagte sie zu Ailey, „tragen Sie es mir zu Liebe.“

„La Vergine dolorosa!“ rief Ailey erstaunt, denn die Camee war bis jetzt von einem Halsbande, das Cecily trug, verdeckt gewesen. „Sie tragen das Bild unserer schmerzhaften Mutter? In der That, Fräulein Tyrrell —“

„Sagen Sie doch nicht ‚Fräulein‘, liebe Freundin!“

„O, es ist mir wirklich, als hätte mein Herz geahnt, daß Sie meine süße Mutter lieben.“ Ailey's Augen füllten sich mit Thränen. „Ich bitte Sie, Fräulein Tyrrell — bitte, Cecily, trennen Sie sich nicht von dem Bilde der heiligen Maria!“ rief Ailey beinahe leidenschaftlich.

„Ich werde ein anderes dafür erhalten“, sagte Cecily mit einem Blicke auf Ailey's Halsband.

Ailey erröthete.

„Sie werden mir das Ihrige schenken, Theuerste“, sprach die schöne junge Dame.

„O, meines ist etwas ganz Gewöhnliches.“

„Still! von unserer lieben Ailey Moore nehme ich keine Entschuldigung an.“

Ailey nahm die Vorstecknadel ab; hinter der Camee war eine kleine Medaille, welche sie loszumachen versuchte.

„Was nehmen Sie da weg, Ailey?“

„Eine kleine Medaille“, antwortete diese lächelnd.

„Wollen Sie die Medaille einer Ketzerin überlassen?“

„Recht gern, wenn Sie dieselbe tragen wollen.“

„Ihnen zu Ehren, und käme sie geraden Weges aus dem Feuer."

Der Priester und die jungen Herren hörten diesem Zwiegespräche mit Interesse und sichtlich ergriffen zu. Man schickte sich an, zu scheiden; noch nie hatte Ailey eine Trennung so tief empfunden. Warum? — wer vermag es zu ergründen. Sie zitterte, als Frank Tyrrell ihre Hand ergriff, und es ward ihr zu Muthe, als müsse sie weinen, während Cecily durch das Vorzimmer ging.

„Herr Moore", sprach Cecily, ihm die Hand reichend, „sollen wir uns nicht wiedersehen? Werden Sie nie nach England kommen?"

„Ich hoffe wohl England zu sehen, doch nicht auf lange Zeit."

„Wir würden uns freuen, unsern Freunden den Mann vorzustellen, dem wir so Vieles verdanken."

„Ach, sprechen Sie davon nicht — es ist nicht der Rede werth."

Cecily fühlte, daß es wenig war, gegen das, was Reginald Moore thun könnte — thun würde.

„Sie werden unser gedenken?" fragte die liebenswürdige Sprecherin mit schüchternem Blicke. Gerald schaute ihr in's Antlitz — ihre Blicke trafen sich und ihre Seelen hatten sich verstanden.

An der Gartenpforte trafen sie Biddy, die Bettlerin, und ihren Enkel Eddy.

„Gott grüß' euch alle!" rief Biddy, „Ihr kommt zu spät zur Todtenschau."

„Wie so, Biddy?"

„Die Todtenschau über Richter Skerin ist schon abgehalten, und der Ausspruch lautet auf absichtlichen Mord von Seiten eines Unbekannten."

„Dann kommen wir allerdings zu spät", sagte Reginald.

„Zu spät", wiederholte Vater Mick. „Es ist vielleicht gut so — nicht wahr, mein Sohn?"

„Ja!" antwortete Moore.

Biddy und Eddy folgten Frank und dessen Schwester.

„Der Herr segne Euer schönes Gesicht!" rief Biddy, „und gebe Euch eine glückliche Heirath."

„Was meint Ihr?" fragte Frank, der das Irische nicht verstand, in dem die Alte sich ausdrückte.

„Und ein braves Weib für Ew. Gnaden", fuhr Biddy fort.

„Und hörtet ihr niemals von süß Ailey Moore?"

— begann Eddy zu singen.

„Halt' dein Maul, du Dummkopf!" schrie sie den Jungen an. „Bitte um Verzeihung, gnädiger Herr; aber alles arme Volk nennt Fräulein Ailey so, und ginge für sie durch's Feuer, gnädiger Herr — sie ist ein wahrer Engel."

„Komm her", rief Frank dem Jungen zu. „Sieh einmal diese junge Dame an — ist sie nicht schöner als Ailey Moore? Wenn du ‚ja' sagst, gebe ich dir einen Silberschilling."

Ein Vogel strich über Eddy's Kopf hin; der Knabe

wandte sich nach ihm und lockte ihm pfeifend, als ob er nichts gehört habe.

„Du junger Tagedieb, hörst du nicht?"

„O, mein guter Herr, eher ließe Eddy sich lebendig verbrennen, ehe er etwas gegen Ailey sagte." Und nun sang sie selbst:

„O hörtet ihr niemals von süß Ailey Moore?
So schön ist kein Röslein, das blüht auf der Flur!
Sie folgt wie ein Engel der Leidenden Spur,
Uns're Leuchte im Dunkeln ist süß Ailey Moore!"

„Wie man sie liebt!" rief Frank aus. „Ja, sie ist ein Engel."

„Ich habe nie ihres Gleichen gesehen", bemerkte Cecily.

Eddy bekam zwei blanke Halbkronen.

Das Geschwisterpaar ritt nach dem Schlosse von Kinmacarra zurück. Aber die reiche Einrichtung und die werthvollen Kunstwerke desselben hatten keinen Reiz mehr für sie. Das kleine Ansprachzimmer des Landpfarrers, die engelgleiche Erscheinung Ailey's, der mächtige und doch stets sich selbst beherrschende Geist ihres Bruders, die christliche Liebe zu den Armen, in der alle drei wetteiferten, — alles dieses bildete ein so schönes, so ansprechendes Bild, daß bis zu ihrer Abreise nach England sie ganz davon in Anspruch genommen waren. Sie schieden mit dem Gedanken, ob sie die lieben Leute wohl wiedersehen würden?

Sechstes Capitel.

Snapper's Brautfahrt und ihre Folgen.

Es gibt Leute, denen gute Kleider zum Nachtheil gereichen; sie mögen im Gewühle unbeachtet bleiben, wofern ihr Anzug alltäglich ist; bestreben sie sich aber, ihre Person zu zieren, dann werden sie abschreckend, während sie sonst nur häßlich gefunden wurden. Herr Snapper, der Landagent und Rechtsanwalt, gehörte zu dieser Klasse. Herr Snapper selbst dachte freilich anders. Eines Morgens im Sommer des Jahres 1844 stand er auf, verwendete große Sorgfalt auf seine Toilette und kleidete sich nach der neuesten Mode. Er zog eine helle Weste und graue Beinkleider an, einen gewaltigen, aufstehenden Hemdkragen und eine buntfarbige Halsbinde, wodurch ganz besonders die Aufmerksamkeit auf Herrn Snapper's schiefstehende Augen gelenkt wurde.

Als er sich gehörig parfümirt hatte, trotz einem Friseur, — welchem Stande wir übrigens mit diesem Vergleiche durchaus nicht zu nahe treten wollen — nahm Herr Snapper seine weißen Glacéhandschuhe, trat vor den Spiegel, zum zwanzigsten Male vielleicht, setzte den Hut auf und betrachtete sich prüfend, während er die Handschuhe langsam anzog. Feine Leute lieben es bekanntlich, sich zu betrachten, während sie ihre Handschuhe anziehen. Der gelehrte Herr machte jedoch die Wahrnehmung, daß seine Hand sehr groß war und noch größer erschien, wenn durch die Handschuhe ihre Umrisse hervorgehoben wurden. Er entschloß sich daher,

die Handschuhe nicht anzuziehen, sondern bloß in der Hand zu tragen. Dann kam ihm der Gedanke, er habe sich geirrt, und er zog die Handschuhe wieder an; doch wieder mißfiel ihm seine Hand, und schließlich entschied er sich, die Handschuhe auszuziehen.

Sein Einspänner, in der ganzen Gegend wohl bekannt, stand vor der Thüre. Der Peitschenstock ragte anmuthig an der Handseite empor, die Peitsche wiegte sich zierlich in der leichtbewegten Luft. Das Pferd glänzte unter dem blank polirten Geschirre und nicht minder glänzte der frisch lackirte Wagen. Alles paßte zu dem großen Zwecke der heutigen Reise — sie sollte Herrn Snapper's Brautfahrt werden. Reichlich empfing Herr Snapper Lob und Bewunderung in Betreff seines guten Aussehens von Rody, dem Stallknecht, und Jude, der Köchin, als er im Hofe erschien. Beide waren entzückt, jedoch nur darüber, daß Herr Snapper ausfuhr, und das wußte der liebenswürdige Hausherr sehr wohl.

Hurtig rollte Herrn Snapper's Gig die Straße hinab, an der St. Senanus-Quelle vorbei, bis zu einer nahegelegenen reizenden Park-Anlage, die man von der Landstraße aus vollkommen überschaute. Die hügelige Lage, die zierlich eingefaßten Wege, die malerisch geordneten Baumgruppen, welche Schatten und Zierde zugleich gewährten, der Teich mit seinem Schwanenpaar, und endlich das Wohnhaus, von fern durch die mächtigen Bäume schimmernd, weder zu stattlich für ein bescheidenes Einkommen, noch auch zu klein für ein anständiges Vermögen, — Alles dies war so geschmackvoll

und anziehend, daß selbst ein Mann von weniger Geschmack wie Herr Snapper einen solchen Wohnsitz hätte bewundern müssen.

Snapper's Blicke entdeckten durch das grüne Gitter, welches den Garten abschloß, eine sylphengleiche Gestalt, welche am Arme eines jungen Mannes in das Haus trat.

„Alles geht gut, sie sind gerade zu Hause", sagte er bei sich und runzelte die Stirn in einer für einen jungen Mann auf der Brautfahrt ziemlich ungewöhnlichen Weise.

„Moorfield" ist es, wohin Herr Snapper geht, um sich eine Frau zu suchen, und Ailey Moore ist die Dame seiner Liebe. Gott stehe dir bei, holde Ailey! ——

Reginald hatte die Treppe erstiegen, und Ailey war in das Gesellschaftzimmer, das sich zur rechten Seite des Vorsaales befand, eingetreten.

Reginald hat sein „Heiligthum" — ein Cabinet, das außer ihm Niemand betritt. Selbst Ailey, seine geliebte Schwester, hatte hier noch nie Zutritt erhalten; vielleicht jedoch nur, weil sie ihn nicht begehrt hatte. Manche Dame würde sterben, wenn sie gezwungen wäre, mit einem unentschleierten Geheimnisse unter einem und demselben Dache zu sein; Ailey beschied sich, ihre Neugier den Neigungen oder der Bequemlichkeit ihrer Mitmenschen zum Opfer zu bringen. In diesem Punkte, gleichwie in allen andern Dingen, hatte das liebe Mädchen jegliche Selbstsucht überwunden, und die Menschen,

welche die Selbstsucht von sich geworfen haben, sind stets die liebenswürdigsten.

Doch worin besteht Gerald's Geheimniß? Der junge Mann fühlt einen Drang in sich, der in den tiefsten Tiefen seiner Seele wurzelt; es zieht ihn derselbe in innigen Verkehr mit der Welt des Erhabenen um ihn und über ihm und selbst in ihm. Die Gestaltung der Sommerwolke, wie das tiefe Blau, in dem sie unbeweglich schwebt oder unter dem sie ruhig dahingleitet, Blatt und Blüthe in all ihren Entwickelungsgraden knospender Jugend und üppiger Reife, die Mittagsglut der Sonne, wie die herrlichen Farben ihres Niederganges, das verstohlene Schimmern des halbversteckten Bächleins, wie der majestätische Wellenschlag des Bergstroms, — alles Schöne und Erhabene spricht zu Reginald Moore, wenn sein Geist die Landschaft durchzieht oder am Horizont dahinschweift, — er ist M a l e r. Von seiner Kindheit an war er bestrebt, die ganze Manchfaltigkeit des Lieblichen, das ihn umgab, in Formen zu gestalten. Doch auch in früher Jugend schon entsagte er der Schaustellung seines künstlerischen Schaffens. Mit zu großer Liebe hatte er sich in seine Kunst versenkt, als daß er der Welt ein Bild hätte zeigen mögen, das nicht ein Triumph der Kunst gewesen wäre. Als echter Kunstjünger fühlte er sich nie befriedigt; aber mit männlichem Geiste hatte er sich entschlossen, früh oder spät die Selbstbefriedigung zu erringen.

In sein Arbeitzimmer also war Reginald gegangen. An den Wänden hingen Gemälde, die mancher Kritiker

vortrefflich genannt hätte; seinem tiefen Ehrgeize — dem Ehrgeize eines Rafael — galten sie für nichts. Auf der Staffelei sah man die Umrisse eines weiblichen Kopfes — vor diese setzte sich Gerald hin und versank in Nachdenken, während sein Blick auf dem Bilde haftete.

Hat jemals der Leser das Bildniß Rafael's gesehen, von ihm selbst gemalt, wie er die Erscheinung der Jungfrau Maria betrachtet? Wie schön ist der Gedanke!

Es pochte an der Thüre, und Reginald fuhr empor wie aus einem Traume. Er öffnete die Thüre und war wieder ruhig und gefaßt, wie immer.

„Herr Snapper, der Agent, ist da, Herr", meldete ein Diener.

„Hast du ihn gebeten, in das Empfangzimmer zu treten?"

„Ja, Herr!"

„Ist mein Vater zu Hause, und hast du ihm Herrn Snapper gemeldet?"

„Jawohl."

„Ich werde sogleich hinabkommen."

Reginald trat in sein Heiligthum zurück und begann mit vieler Sicherheit seine Beziehungen zu Herrn Snapper zu berechnen. Dieselben waren nichts weniger als befriedigend. Die ganze Familie war mehr oder weniger in Snapper's Macht. Angenommen nun, Snapper wäre ein Schuft — und selbst die christliche Liebe konnte sich kaum einer solchen Annahme entschlagen — dann war

das zu beobachtende Verfahren klar vorgezeichnet; man mußte den Agenten hören und abwarten, zu welchem Verlangen sein Interesse ihn treiben würde.

Reginald traf Snapper und den alten Herrn Moore im Empfangzimmer. Alles verrieth hier Ailey's Walten: der nach Reginald's Zeichnung gefertigte Feuerschirm, die Ottomanen, die Tapeten, die Stuhlüberzüge, jede Zimmerzierde zeugte von feinem Geschmacke, der eben so wenig der Prachtliebe als der Mode huldigt.

Snapper erhob sich bei Reginald's Eintritt und begrüßte ihn mit vieler Wärme, die gleichwohl durch die Zurückhaltung des jungen Mannes sogleich abgekühlt wurde.

Der alte Herr Moore war so offen wie ein Kind; er war niemals ein besonderer Geschäftsmann gewesen, doch hatte ihn die Vorsehung stets mit ehrlichen und zuverlässigen Dienern umgeben, bis sein Sohn im Stande war, die Angelegenheiten des Hauses zu übernehmen.

„Fräulein Moore ist, wie ich hoffe, ganz wohlauf?" fragte Snapper.

„Ganz wohlauf", antwortete Reginald.

„Eine entsetzliche Begebenheit mit Richter Skerin! Ermordet — und noch dazu auf offener Heerstraße — und so ganz nahe der Wohnung einer obrigkeitlichen Person!"

„Es ist schauderhaft!" sagte der alte Herr Moore; „wirklich schauderhaft, Herr Snapper, — höchst schau-

verhaft! Und man hat keine Spur gefunden — keine Spur — gar keine?"

„Nichts von irgend einem Belange für die Justiz. Doch sage ich Ihnen im Voraus, daß wir den Mörder erwischen werden, so zu sagen. Wir verstehen uns schon darauf, einen Uebelthäter zu verfolgen, Herr Moore." Er machte ein pfiffiges Gesicht und versuchte bestmöglichst zu lächeln, was ihm vielleicht gelungen wäre, hätten nicht seine fatalen Augen es verhindert.

„Durch Skerin's Tod ist der Pachtvertrag erloschen", bemerkte Reginald; „doch Sie wissen, wir besitzen ein schriftliches Versprechen, daß er für uns erneuert werden soll."

„O, mein werther Herr", entgegnete der Agent, „ich brauche wohl nicht zu sagen, daß Alles, was immer die häuslichen oder sonstigen Interessen Ihrer höchst achtbaren Familie angeht oder darauf Bezug hat, mir stets am Herzen liegt." Snapper sprach dies sehr salbungsvoll; doch wollte sein unsteter Blick zu der Rede nicht stimmen. „Ich bin Agent und habe die Ehre, so zu sagen, das Vertrauen, die Achtung und die Zuneigung meines edeln Herrn von Kinmacarra zu besitzen. Seien Sie daher ganz beruhigt, ganz beruhigt. Sollte irgend der Fall vorkommen, daß sich bei Seiner Herrlichkeit ein guter Rath, ein gutes Wort anbringen ließe, dies oder jenes zu thun, dann werde ich so frei sein, so zu sagen — Sie wissen — Sie verstehen schon, Herr Moore." Sein Blick, der wohlmeinend sein sollte, erschien dem scharfsichtigen Reginald eher Unheil verkündend.

„Wir sind Ihnen wirklich verbunden, Herr Snapper; inzwischen werden wir hoffentlich nicht nöthig finden, Seine Herrlichkeit zu belästigen.“

„So, so“, sagte Snapper, und hustete; dann warf er einen Blick im Zimmer umher und dachte, wie angenehm sich hier wohnen ließe. „Sie haben wohl schon — meine Herren — ich vermuthe, so zu sagen — daß Sie — errathen, welches höchst angenehme Geschäft mich heute hierher führt. Ich komme nämlich, — nun, Sie kennen wohl Beide den Grund, weshalb ich heute alle meine wichtigen Geschäfte und so fort bei Seite gelassen habe, um nach Moorfield herüberzukommen?“

Keine Antwort erfolgte.

„Es ist bekannt, Herr Moore, daß ich ein schönes Vermögen besitze, wie man sagt, — einige Tausend Pfund Sterling, die ich gleich der fleißigen Biene zusammengetragen und erspart habe, in der Absicht zu geeigneter Zeit meinen eigenen Heerd zu gründen. Ich bin von Natur — so zu sagen — sehr weichen Herzens und Alles das, und so meine ich, es wäre jetzt an der Zeit, mich häuslich einzurichten.“

Abermals durchwanderten Snapper's Blicke das Zimmer.

„Und“, schloß Herr Snapper, „da ich mir nun einmal vorgenommen habe, mich häuslich einzurichten und sofort, so bin ich denn gekommen — hm! — — Herr Moore, um Ihre Tochter, Fräulein Moore, zu werben, daß sie mein eheliches Weib werde, und ich ihr meine Hand gebe, mein Vermögen und sofort.“

„Meine Tochter!“ sagte der alte Moore.

„Ailey!“ rief Reginald. „Guter Freund, Sie sprechen doch nicht im Ernste?“

„Im Ernste, meine Herren; so ernst, wie ein Mann, der ganz Liebe ist und so weiter, nur zu sprechen vermag. Mein Glück —“

„Nun ja, Herr Snapper“, sagte Reginald, „ich bin überzeugt, mein Vater wird die Sache kurz abmachen.“

„O, es kann nicht sein! Nein, Herr Snapper, es geht nicht.“

„Und warum nicht, Herr Moore? Ich habe Vermögen, Sie wissen ja, und Einfluß, und —“

„Aber, Herr Snapper“, bemerkte Reginald, in der Absicht, den Freier auszuholen, „bedenken Sie doch, Sie sind doppelt so alt, wie meine Schwester, Sie bekennen sich zu einer andern Religion, und zudem kann ich kaum annehmen, daß die beiderseitigen Neigungen übereinstimmen.“

„O, Sie meinen, ich sei zu alt? Um so besser; wissen Sie, man begeht keine Thorheiten und Alles das, man ergibt sich nicht dem Trinken oder der Jagdlust und so fort. Was Fräulein Moore's Geschmack betrifft, so ist er ganz der meinige, so zu sagen. In ihrer Religion will ich sie ganz frei lassen; nur gemeine Leute bekümmern sich darum, — mit ein wenig Klugheit und so weiter — —“

„Aber meine Schwester wird nicht einwilligen“, entgegnete Reginald.

„O, das werden Sie schon in Ordnung bringen“,

sagte Snapper lachend; er wähnte, schon festen Boden gewonnen zu haben. „Sie gehorcht Ihnen, und" — er lachte wieder, „und dann mit der Zeit auch mir — so zu sagen. Manche Dame wäre froh, ihre Stelle einzunehmen, das wissen Sie!" fuhr der häßliche kleine Landagent fort.

„Wohlan, Herr Snapper," sprach Reginald langsam und feierlich, „es kann nimmermehr geschehen."

„Nimmermehr!" bekräftigte der Vater.

„Ei! nimmermehr?" wiederholte Snapper. „Ah, nimmermehr! Nun, denken Sie denn, so zu sagen, nicht an mein Vermögen?"

„O ja!"

„Und an meinen Einfluß?"

„Ganz gewiß."

„Und Sie glauben, mir Ihre Tochter verweigern zu dürfen?"

„Dürfen, sagen Sie!" rief Reginald.

„Nun ja, nehmen Sie es nicht so genau — dürfen, so zu sagen." Der Halunke schielte ganz entsetzlich.

Eine lange Pause trat ein.

„Nebenbei bemerkt, meine Herren: wenn ich nicht irre, ist die Pacht dieses Grundstückes vor zwei Tagen durch den Tod des Richters Skerin erloschen."

„Ja, und was weiter?" fragten Vater und Sohn zugleich.

„Ich dachte nur, Seine Herrlichkeit möchten — so zu sagen — dieses Gutes bedürfen," sagte der Schuft, höhnisch lächelnd.

„Meines Hauses?" rief der alte Mann.

Reginald sprach kein Wort.

„Ja, — Sie verzeihen," krächzte der Landagent langsam hervor, — „aber die Pacht ist zu Ende — so zu sagen — und das Land fällt an die Herrschaft zurück, und mit dem Lande natürlich auch das Haus, welches darauf steht; denn das Lehen klebt an der Scholle — wie es heißt — Sie wissen das ja, Herr Moore." Bitter und schneidend sprach er das, und sehr langsam, um jede Silbe recht fühlen zu lassen.

„Ich habe ein von dem alten Herrn unterzeichnetes und besiegeltes Document, worin er mir die Erneuerung des Pachtvertrages versprochen hat; — das ist Ihnen wohl bekannt, Herr Snapper. Im Vertrauen auf dieses Document baute ich mir das Haus."

„Ah so, — wenn nur der alte Herr, der gute alte Herr — so zu sagen — die Macht hatte, ein solches Versprechen zu geben? Aber er hatte sie nicht — und so weiter — Herr Moore Vater; außerdem ist das Document von keinem Zeugen unterschrieben."

Des alten Mannes Zorn erwachte. „Allerdings hat es ein Zeuge unterschrieben."

„Der Mann ist todt und kein Mensch kennt seine Handschrift," sagte Snapper kichernd; „und, wie Sie wissen, geradezu gesagt: Sie müssen es wissen, Seine Herrlichkeit ist durch keine Bestimmung seines Vorgängers gebunden. Es thut mir sehr leid, ich versichere Sie, doch — "

„Sie sparten besser diese Versicherungen, guter

Freund," bemerkte ruhig Reginald. „Sie mögen ungerecht gegen uns sein, — deshalb brauchen Sie aber unser nicht zu spotten. Ich meine, es wäre wohlgethan, dieser Unterhaltung ein Ende zu machen."

„Sie werden mir doch gütigst erlauben, Herr Reginald Moore, im Namen meines edeln Gönners, des Lords von Kinmacarra, ein kleines Geschäft abzuthun, und so weiter. Ich bin nicht Willens, Sie zu ärgern, so zu sagen, oder Sie in Zorn zu versetzen, und so weiter; gewiß, es möchte nicht gerathen sein — "

Reginald wurde roth bis unter die Haare, schwieg aber noch.

„Inzwischen", fuhr der schlimme Gast fort, „es sind Geschäftssachen."

„So sprechen Sie," sagte der alte Herr.

„Bereits seit zehn Jahren sind Sie mit dem Pachtgelde um zweihundert Pfund jährlich im Rückstande."

„Die sind mir ja nachgelassen!" rief der alte Herr Moore.

„Bitte, Herr Moore, was dies anlangt, so beweist die Quittung, daß das Geld noch immer eingefordert werden kann. Der alte Herr war haushälterisch, und so weiter; der Erbe aber hat, so zu sagen, das Geld nöthig."

Reginald blickte dem Teufel in Menschengestalt starr in's Gesicht, sprach aber nicht eine Silbe.

„Lieber Himmel! Mensch!" eiferte der alte Herr, „weiß denn nicht Jedermann, daß wir unter der Bedingung dieses Nachlasses gepachtet haben, und daß die

Erwähnung des Ueberschusses in der Quittung bloß eine Förmlichkeit ist?"

„Ist wohlweislich so eingerichtet, so zu sagen," erwiderte Snapper, „zum Zwecke, Lässige zu strafen, wenn es dem Herrn beliebt, und die zu begünstigen, welche es verdienen."

„Aha, wir begreifen nun!" rief Reginald.

„Nur ein Wörtchen noch, so zu sagen," sagte der Spitzbube im Tone tiefer Unterwürfigkeit. „Ich bin nicht hierher gefahren, um Sie zu beleidigen und so weiter; gewiß nicht. Erlauben Sie mir nur zu sagen, Herr Moore Vater, daß Sie als Mitpachter des kleinen Gutes von Gort-na-Coppul noch die Pacht von einem Jahre schulden."

„Ich habe ja eine von Ihnen eigenhändig ausgestellte Quittung. Sie sind —"

„Halt ein, Vater," unterbrach ihn Reginald.

„O, in der That, Sie zahlten Ihre Pacht ordentlich, ohne Zweifel; aber Ihr Mitpachter that es nicht, so zu sagen. Sie sehen also ein, mein Herr, daß wir genöthigt sein werden, uns an Sie zu halten, und —"

„Sind Sie nun fertig, Snapper?" fragte Reginald. „Wir kennen jetzt Ihr ganzes Gewebe. Sind Sie fertig?"

„Ich wiederhole, was ich Anfangs sagte, daß ich einen gewissen Einfluß und so weiter, und einiges Vermögen habe."

„Ist das Alles?" fragte wieder Reginald.

„Alles," sagte der Teufel grinsend.

„Dann verlassen Sie dies Haus sogleich," sagte Reginald mit einer unheimlichen Ruhe.

„Habe ich Ihr letztes Wort gehört — und so weiter?" fragte noch Snapper.

„Verlassen Sie unser Haus!" wiederholte Reginald mit größerm Nachdruck.

„Doch — "

„Verlassen Sie dies Haus auf der Stelle!" sagte der junge Mann, den Elenden beim Arme ergreifend; „von diesem Augenblick an werde ich Sie als unbefugten Eindringling betrachten. — Gehen Sie!"

Todtenblaß erhob sich Snapper vom Stuhle, nahm zitternd die weißen Glacéhandschuhe aus seinem Hute und ging mit schnellen Schritten zur Thüre. Während er in sein Gig stieg und die Zügel ergriff, brummte er mit den Zähnen knirschend:

„Den Stolz dieser Moore's will ich demüthigen! — Nicht bloß taumeln sollen sie von dem Schlage, den ich ihnen versetze, — und so weiter. Wenn nicht der Teufel mit ihnen ist, werde ich Moorfield bekommen und ihre Grundstücke dazu. Es wird gut sein, ihnen Alles zu nehmen, — sie sind Papisten. Es ist zum Besten des Landes, wenn Alles in meinen Besitz kommt — ich bin ein guter Protestant!"

In dieser wohlwollenden Stimmung trieb der Landagent das Pferd an und kehrte nach Hause zurück.

Wir sind nicht im Stande, dem Leser zu erklären, was noch nie Jemand verstanden: nämlich das Gesetz, kraft dessen man unschuldige Leute von Haus und Hof

treibt und sie auf den Landstraßen dem Elende preisgibt, so daß ihnen nichts übrig bleibt, als zu verhungern oder zu stehlen. Daß der alte Herr Moore, im Vertrauen auf die Zusage der Pachterneuerung von Seiten des Gutsherrn, einige Tausende auf die Herrichtung eines hübschen Wohnsitzes, und große Summen auf die Entwässerung, Einfriedigung und Verbesserung seiner Gründe verwenden konnte, — das ist so klar wie Sonnenlicht. Das Gesetz aber, wodurch ihm alles dies ohne Entschädigung entrissen wird, welches unter Schlangenwindungen und in mystischen Formeln seinem Opfer zu Leibe geht und die schändlichste Beraubung „Gerechtigkeit" nennt,— dies Gesetz mag dem gut scheinen, der seinen tiefen Grund versteht; wir jedoch vermögen es nicht zu begreifen. Und dies ist gewiß eine genügende Entschuldigung für uns, wenn wir an die Erklärung der Rechtsverhältnisse zwischen Grundherren und Pächtern in Irland uns nicht wagen.

Bei einer Straßenkrümmung, unfern der heiligen Quelle, saß ein armer Mann an der Hecke. Sein dünnes schwarzes Haar, an der Stirne bereits ergraut, hing lang herab. Das Kinn auf seinen langen Stock gestützt, schaute er die Straße entlang.

„Ein Almosen!" rief er, „Almosen, im Namen der Jungfrau Maria!"

„Ah, Ihr seid es, Shaun, ah!"

„Ja, Euer Gnaden; der arme Shaun wird alt, Herr."

Snapper fixirte den Bettler; Shaun aber blickte so unbefangen drein wie ein Kind.

„Shaun,“ sagte der Agent, „hast du von dem Morde gehört?“

„Ach, — der Herr bewahre uns vor allem Uebel, — ja, ich hörte davon! Diese Teufelskerle richten das Land zu Grunde; kein Edelmann wird sich mehr bei uns aufhalten wollen.“

Snapper prüfte wiederholt diesen vollen, festen Blick, doch er änderte nimmer seinen Ausdruck.

„Shaun, komm einmal her an das Gig.“

Shaun erhob sich langsam und fortwährend hustend, als wäre er von Alter und Siechthum geschwächt.

„Shaun,“ fragte Snapper, „hörtest du etwas über den Mörder?“

„Ach, Euer Gnaden, was hätt' ich hören sollen? Freilich reden die Leute immer davon; das wissen Sie wohl, Herr —“

„Nun, was hast du denn gehört, Shaun? Sprich!“

„In Wahrheit, sonderbare Dinge, Herr Snapper.“

Shaun erhielt ein blankes Halbkronenstück.

„Nun, Shaun?“

„O, es ist grauenhaft, Herr; ich wollte lieber nicht davon reden.“

„Steh' dir nicht selbst im Lichte, und so weiter. Wen bezeichnen die Leute?“

Shaun legte den Finger auf die Lippen und blickte nach der Gegend von Moorfield.

„Ei, ei!“ rief Snapper.

„Ja, wirklich!“ ergänzte der Bettler. „Sie bekamen Streit wegen eines Mädchens, das Skerin beleidigt hat;

und dann war ein alter Groll im Spiele, und sie waren dem Richter Geld schuldig."

„Oho! Von Skerin's Leben hing aber ihre Erbpacht ab, — und so weiter."

„Um so weniger sollte Verdacht auf sie fallen," sagte der Bettler, mit den Augen blinzelnd. „Sie hatten ja die Zusage der Erneuerung ihrer Pacht."

„Freilich," meinte Snapper. Nach einer Pause fragte er: „War er in jener Nacht draußen?"

„Ja," antwortete Shaun, „und er trug den Arm in einer Schlinge, den linken Arm."

„Wer hat ihn gesehen?"

„Herr James Voran, ein anständiger junger Mann."

„Daddy Voran's liederlicher Junge, nicht wahr?"

„Daddy Voran's Sohn," sagte der schlaue Bettler.

„Das ist ausgezeichnet! Da hast du noch eine halbe Krone."

Snapper fuhr seines Weges, während der Bettler ihm mit den Augen folgte.

„Gottes Fluch wird dich treffen," rief Shaun, der Bettler, ihm nach, „wie er Skerin getroffen hat!"

Als Snapper nach Hause kam, war Nichts ihm recht; er nannte Jude eine schlampige Person, den Hausknecht einen diebischen Kerl. Der Junge, welcher herbeikam, um die Pferde auszuspannen und das Gig in die Remise zu führen, bekam einen Schlag, daß er umfiel. Dem Bedienten warf er seine Stiefel an den Kopf, zerriß die weißledernen Handschuhe und schüttete eine Flasche Kölnisches Wasser um.

„Der T—l hole das Kölnische Wasser und all solches Zeug!" rief er voller Verachtung; es ging ihm, wie so manchem Andern, der sich über Dinge hinweg setzt, die ihm nichts nützen können.

Doch Alles nimmt ein Ende; auch Snapper's schlimme Laune verlor sich. Er schellte — ohne alle Heftigkeit, und um so schneller war John bei der Hand. John — so heißen ja stets die Bedienten — John erschien mit Blicken voll Ergebenheit und Sanftmuth.

„John," sagte Snapper mit entsprechender Sanftmuth.

„Herr — " erwiderte John.

„Schicke Forde herauf, sei so gut."

„Ja, Herr."

John ging die Stiege hinab und raunte der Köchin zu: es müsse gegen Jemand ein Unheil im Anzuge sein, denn „der Schöne" sei gar zu gelassen. Diesen Namen gaben nämlich die Dienstleute ihrem Herrn in Anbetracht seiner persönlichen Reize. Sollte das eine Schmeichelei sein, so war sie gewiß sehr aufrichtig gemeint; denn man sagte ihm nie etwas von diesem Ehrentitel und hütete sich wohl, ihn damit persönlich anzureden.

Forde stellte sich ein. Er war fünf Fuß zwei Zoll groß, wovon nur ein Zoll auf die Stirne kam. Seine Ohren waren sehr lang und seine Nase sehr kurz, seine Lippen dick und sein Schädel nicht minder. Forde war also eben keine einnehmende Persönlichkeit.

„Forde," begann der Landagent.

„Herr Snapper?"

„Du weißt schon, so zu sagen, Gerechtigkeit muß sein."

„Gewiß," sagte Forde, „gewiß!"

„Du beherbergst einen Fremden in deiner Hütte, und so weiter, verstehst du?"

„Und?" sagte Forde.

„Er kann nicht Rast noch Ruhe finden, bis er einen gewissen Herrn in der Nachbarschaft gesprochen hat, verstehst du?"

Forde schien dieses Mal nichts zu begreifen.

„Der junge Herr Moore," fuhr der Teufel in Menschengestalt fort, „ist gar gefällig und, so zu sagen, recht bekannt, und jener arme Mann wünscht ihn allein zu sprechen, — ganz allein. Und, verstehst du, Forde, wenn du mit Herrn Moore von seinem Hause nach deiner Hütte gehst, kommst du an der Stelle vorüber, wo neulich die Mordthat begangen wurde."

Forde schauderte ein wenig, — er war so empfindsam — doch machte er keine Bemerkung.

„Forde, du bleibst mit Herrn Moore an der Stelle stehen, — es muß so in der Dämmerung sein."

„Allmächtiger Gott! — "

„Forde, hier hast du vier halbe Kronen."

„Aber, Herr — "

„Höre mich nur an, Forde, du sollst Herrn Moore kein Härchen krümmen. Du brauchst nur an jener Stelle Etwas zu verlieren — es ist ja Abend. Nun versteh' mich wohl: da jener liebe junge Herr sich dieses Mordes verdächtig gemacht hat, wird man es ganz natürlich finden, daß er sich auf den Weg macht, um diese Stelle

zu sehen, und daß er sehr in Bewegung geräth, und so weiter, und — "

„Und dann?"

„Nun, Forde, die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben, weißt du?"

Forde's Augen begannen zu leuchten, seine Züge glätteten sich, und Alles errathend brach er in die Worte aus: „Ah, der junge Herr Moore soll festgesetzt werden?"

„Gerechtigkeit muß sein, so zu sagen, Forde."

„Und es werden Zeugen da sein, wenn er von dem bewußten Orte zurückkommt?"

„Zeugen sind immer nöthig, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehe, verstehst du?"

„Ja, ich verstehe," sagte Forde, und seine Stirne verfinsterte sich. „Ist das Alles?" fügte er bei.

„Ja, du kannst gehen," sagte Snapper.

Forde schickte sich an zu gehen, wickelte die vier Halbkronen in einen Lappen und nahm seinen Hut, oder vielmehr, was von diesem nützlichen Kleidungstücke noch übrig war.

„Forde," sagte der Landagent.

„Ja, Herr," entgegnete Forde.

„Wenn du in des lieben jungen Herrn Haus kommst, kannst du vielleicht einen Handschuh auf dem Tische finden, oder ein Taschentuch, oder gar eine Pistole."

„Wie es zu einem Morde gehört, Herr."

„Geh' nicht zu weit, Forde; es braucht nur irgend ein unbedeutendes Ding zu sein, eine Kleinigkeit, welche ‚an Ort und Stelle' gefunden, den Endzwecken der Gerechtigkeit zu dienen vermag. Du verstehst mich?"

„Vollkommen, Herr. Gibt es sonst noch etwas?"

„Du kannst nun gehen, mein guter Junge."

Forde stieg gemächlich die Treppe hinab, und philosophirte, indem er durch das Vorhaus schritt, folgendermaßen: „Da ist kein Zweifel auf Erden, er ist der Teufel selbst — oder wenn er nicht der Teufel ist, dann geht er ihm noch drüber!" womit er sagen wollte, er sei überzeugt, Herr Snapper wäre selbst dem Teufel an Bosheit überlegen. In diese Betrachtung versunken, machte Forde sich auf den Weg, um die Endzwecke der Gerechtigkeit zu befördern.

Siebentes Capitel.

In der Hütte der Bettlerin.

Die Hütte der alten Bettlerin Biddy Browne lag einsam an einem abgelegenen Pfade, der „Moorweg" genannt, ganz an der Grenze des Dorfbezirks. Im Hintergrunde, bis weit, weit zu den düstern Bergen hin, erblickte man nichts, als verschiedenartig geformte Erdhügel und sumpfige Vertiefungen, welche bald kleinen Seen glichen, bald wie offene, vom Wasser überfluthete Gräber aussahen. Es war ein öder Platz für eine Wohnung, und nur Biddy Browne vermochte da zu hausen; Biddy meinte aber ganz richtig: „Bettler dürfen nicht wählerisch sein."

Das Häuschen selbst war um nichts besser als seine Lage. Die Wände waren feucht, und an den Stellen,

wo das alte Dach Lücken bekommen hatte, war es mit losem Stroh ausgebessert; der Kamin bestand aus einem mit Lehm überzogenen Flechtwerk, das nie besonders fest gewesen war. Die Fenster-Oeffnungen waren während des Sommers Tag und Nacht offen; im Winter wurden sie, so gut es gehen mochte, verstopft. An der linken Seite der Hausthüre befand sich eine mit Gras überwachsene Bank und an der andern eine schmutzige Wasserpfütze. In ihr tummelte sich eine schwächlich aussehende Ente, während ein magerer Hahn mit seiner Henne — Bettler in ihrer Art — vergeblich nach einem Imbiß suchend, an einem Erdhaufen herumscharrten. So konnte man den Vertheidigern Biddy's, welche behaupteten, es sei nicht Stolz, daß sie betteln gehe, und nicht aus Bequemlichkeitsliebe ziehe sie ihre Wohnung dem Arbeitshause vor, kaum Unrecht geben. Durch den Schlot herein strömte eine mächtige Fluth von Tageslicht, und gab so dem Platze um den Heerd herum das Ansehen, als mangele hier das Dach. Es lag da immerwährend ein großer Haufe Torfasche, der Lieblingssitz des kleinen Eddy, wenn er Pfeifchen aus Weidenzweigen schnitt oder der Großmutter schwarze Katze, oft sehr gegen ihren Willen, liebkoste.

Ein ungehobeltes Brett, auf zwei schrägen Stützen, in irgend einer Weise an der Wand befestigt, diente als Küchentisch; von einem Querbalken hing ein Fuchsbalg herab; ein zerbrochener Zuber, ein altes Sieb und ein Spinnrad standen umher. An der Wand hing ein Holzschnitt, die „gebenedeite Jungfrau“ darstellend, von wirk-

lich unförmlicher Zeichnung und abscheulich mit Roth und Blau beschmiert, — eines der Bilder, wie sie leider unsern Armen für verhältnißmäßig theuern Preis auf den Jahrmärkten verkauft werden.

In einem Winkel lagen ein paar Strohbündel, — mit einem schönrednerischen Ausdrucke hieß man sie Betten — und ach! es sind die einzigen Betten der Armen! Doch Christus selbst war arm; die heilige Maria hungerte oft, wie die Legende sagt, und auch die besten Freunde Gottes, die nur für die Verbreitung Seines Namens lebten und für Seine Verherrlichung starben, rangen während ihres Lebens mit Hunger, Durst und Kälte, gerade wie es zur Winterzeit der armen Biddy erging. „Ein großes Zeichen ist das," sagte oft die Alte, „ein großes Zeichen, daß dies nicht die Welt ist, die Gott für Seine Freunde bestimmt hat; denn die Meisten genießen gar wenig von der Herrlichkeit dieser Welt, und den Wenigen unter Gottes Freunden, die noch Einiges davon haben, ist nichts daran gelegen, — wie zum Beispiel Ailey Moore, Gott segne sie!"

In England dagegen hält man in unserer Zeit den Geldbesitz für ein Merkmal der Liebe Gottes und der Wahrheit einer Religion. „Wo immer ich das Kreuz antraf," sagte kürzlich ein mächtiger Peer von England, der ein sehr frommer Mann in seiner Weise ist, „wo immer ich das Kreuz sah, da war die Armuth nicht fern." Dabei schüttelte Seine Herrlichkeit bedauernd das weise Haupt und zog die Folgerung: „Gewiß ist es, Gottes Wahrheit und diese Armuth können nicht

beisammen wohnen.“ Man meint die Frage wieder zu hören: „Ist er nicht der Sohn Joseph's, des Zimmermannes?“ Ohne Heiden, denen das Kreuz eine Thorheit dünkt, wird die Welt nimmermehr sein.

Auf einem der Strohbündel lag ein krankes Weib, und an ihrer Seite lag ein Kind, schön wie ein Cherub. Eddy, dem wie immer das reinliche Hemd an Ellbogen und Knieen herausguckte und das straffe Haar ungekämmt allerwärts um den Kopf hing, kauerte mitten auf dem Boden und schnitzte ein Pfeifchen aus Weidenrinde, um dem Kinde der armen Peggy eine Freude zu machen. Unter dem träumerischen Wesen und den oft wunderlichen Manieren Eddy's barg sich ein wackeres Herz.

Die verlassene junge Frau, die am St. Senanus-Brunnen so fromm gebetet hatte, war es, die in Biddy's ärmlicher Hütte lag. Dies war folgender Maßen gekommen. Ehe sie sich anschickte in's Armenhaus zu gehen, brachte Peggy Hynes den ganzen Tag am Fuße des steinernen Kreuzes zu. Endlich einsam zurückgeblieben, gedachte sie an ihren entfernten Mann, an die Todten, an vergangene Zeiten und an die Zukunft, — ach! eine schaudervolle Zukunft. Es ist der jungen Mutter gewiß nicht zu verargen, wenn sie dabei viel weinte, vielleicht zu viel; in der Tiefe des Herzens der Armen quillt ja ein reichlicher Born des Gefühls. Ihr Herz war schwer, und ihre Augen schwammen in Thränen; da blickte sie auf ihr Kind nieder, und es lächelte. So freudig, so himmlisch lächelte der arme kleine Engel, und schlang dabei seine Aermchen so innig um der Mutter

Nacken, daß Liebe und Sorge, Erinnerungen und böse Ahnungen sie gleicherweise bestürmten. Mit ihrem Kinde in den Armen sank die Unglückliche am Fuße des großen Kreuzes hin. Sie schluchzte so lange, bis endlich auch das Kind mit ihr zu weinen begann; da gedachte sie der Mutter Gottes beim Kreuze auf dem Kalvarienberge, und obgleich sie darob noch mehr Thränen vergoß, so ward doch ihr Herz getröstet und gestärkt, und sie beschloß nach dem Armenhause aufzubrechen. Noch einmal betrachtete die Arme Alles umher; die St. Senanus-Quelle glitzerte im Sonnenlichte, und die Schatten der Baumblätter zitterten auf dem klaren, tiefen Wasser. Sie betrat zum letzten Male die anmuthigen Plätzchen in der Nähe, die in der Kindheit ihr Lieblings-Aufenthalt gewesen waren, da es sie stets bedünkte, als schwebten dort unsichtbar die Engel Gottes. Sie meinte jegliches Blatt an den alten Ulmen zu kennen, da sie sich nicht erinnerte, daß sie jemals anders ausgesehen hatten. Die Erinnerung an so manche Stunde, da sie unter ihren Schatten geweilt hatte, ihr zur Seite der Mann, den sie liebte, tauchte in ihr auf; und dieser Gedanke rief einen neuen Ausbruch ihres Schmerzes hervor. Die arme junge Frau! Es fiel ihr schwer, Allem zu entsagen — vielleicht auf immer; und sie war thöricht genug, manche Stelle in der Umgebung des Kreuzes zu küssen, — Stellen, die der Fuß innigst geliebter Personen betreten hatte, Stellen, wo so oft leise Gebete für sie gesprochen worden waren, und zwar vergebens, wie sie sich versucht fühlte, zu denken. Sie schaute, und schaute

wieder; es überkam sie fast Unmuth, daß Alles umher so schön war; es dünkte ihr hart, daß Alles in der Natur so fröhlich aussah, während sie in's Armenhaus gehen mußte — das unglückliche Weib!

Endlich riß sie sich mit Gewalt los; des irischen Landmanns Endspruch war auch der ihrige: „Des Herrn Wille geschehe." Gott segne dieses fromme irische Volk!

So schwer die Wucht der Leiden auf ihrem Herzen lastete, war doch das Gefühl des armen Weibes frisch und lebendig, gleich dem Frühling, in dem ihr heimisches Thal erblühte. So sandte sie denn von ihrer traurigen Wanderung immer noch „den letzten Blick" zurück, bis eine Biegung der Straße ihr den Anblick des alten Kreuzes entzog. Die arme Verlassene dachte, sie würde es nie wieder sehen. Sie blieb stehen. Das Kindchen blickte sie an; die kleinen Aeuglein dünkten ihr trüb von düsterer Ahnung. Da verfinsterte eine mächtige Wolke die Sonne, etliche Regentropfen fielen und ein Donnerschlag dröhnte durch das Thal. Das kleine Geschöpf klammerte sich zitternd an sie. Peggy's Herz schlug heftig; immer schneller und schrecklicher wurde sein Schlag.

Das war Alles, dessen Peggy sich erinnerte, als sie in Biddy's Hütte erwachend, den alten Vater Mick zur Seite ihres Strohlagers sitzen sah. Triefend von Regen und blutbedeckt — denn ein Blutgefäß war ihr in der Brust gesprungen — hatte der kleine Edward sie aufgefunden. Der mitleidige Bursche, der das gute Herz seiner Großmutter kannte, hatte den Beistand eines Vor=

übergehenden in Anspruch genommen, um sie in „sein Haus“ zu schaffen.

Biddy Browne faltete die Hände und dankte Gott auf ihren bloßen Knieen, als die Kranke auf dem ärmlichen Lager so gut wie möglich untergebracht war. Sie betete für jeden armen Sünder, der dessen eben bedürfte, verwünschte jedoch zugleich den Landagenten, wie wir gestehen müssen. Sie legte Umschläge von Kräutern auf des kranken Weibes Schläfe, und schickte Eddy zu dem alten Geistlichen. Dann erst fiel ihr ein, daß sie ja für die junge Mutter kein Mittagmahl besitze. „Des Herrn Wille geschehe!“ seufzte die Alte.

O, welcher Glaube, welche Hoffnung, welche Ergebung lebt in den Armen! Möchte doch Jeder, wenn er jemals arm und krank, verlassen und heimathlos ist, den Hütten der Armen nahe sein! Aus dem Mitleide und der Hoffnung ihres Herzens schöpft die Armuth den Trost, den sie bietet; die Erquickungen, die ihr zu Gebote stehen, stammen alle aus dem Jenseits, mindestens sind sie überstrahlt von dem Lichte jener andern Welt. — „Glaube“ ist kein leeres Wort bei den Armen, wie es ist bei den Menschen, deren Herz an Essen und Trinken, an der Hoffart und dem Glanze der Welt hängt! Der Glaube ist des Armen Habe und das Erbtheil seiner Kinder; er hält darum fest an des Herrn Verheißungen und erfüllt dessen Gebote, weil er „die Freude im Himmel“ zu erlangen hofft. In arger Täuschung befangen ist der Mensch, der in Lüge und Thorheit sein Glück zu finden wähnt; der Arme aber, dessen Alles die Reli-

gion ist, muß ein Wahnsinniger sein, wenn er anderswo als bei Gott seinen Trost sucht! Das Gute in der Welt, wir finden es bei den Armen, — alle die Heiligen des Himmels waren ja arm. Wenn wir je siech und grambeladen, ohne Freunde, fern von der Heimath leiden, möchten wir dann den Hütten der Armen nahe sein!

Am fünften Tage des Julimonats in dem vorhin erwähnten Jahre befand sich die arme Peggy besser; sie hatte volle vierzehn Tage danieder gelegen. Ihre Züge hatten einen schärfern Ausdruck bekommen; weicher und glänzender war ihr flachsgleiches Haar, weißer und feiner ihre Haut geworden. Ein ungewöhnlicher Glanz lag in den Augen der Kranken, ihre Wange hatte die Farbe eines zarten jungen Rosenblattes, und wenn sie mit dem Blick einer Mutter auf das an ihrer Seite schlummernde Kind sich niederbeugte, so schien sie ein Wesen, das schon dem Himmel angehörte. Alles um Peggy Hynes herum hatte jetzt ein Ansehen von Sauberkeit, ja von Behaglichkeit. Weiß und fein waren die Leintücher auf ihrem Lager, fast neu die Ueberzüge der beiden Kissen, die hinzugekommen waren; die Leinwand stand ganz im Widerspruche mit dem Bette, das sie bedeckte, und mit der ganzen Hütte.

Die Großmutter saß an ihrem Spinnrade unter dem Streifen Tageslicht, das durch den Kamin hereinfiel, den Blick auf Peggy und das Kind gerichtet. Eddy war mit seiner Arbeit für das Kleine beschäftigt und die Mutter betete für dasselbe.

„Großmutter!“ sagte Eddy plötzlich.

„Ich höre,“ versetzte die Großmutter.

„Peggy ist sehr hübsch,“ sagte der Knabe, ohne nach ihr umzusehen.

„Ja, mein Sohn; der arme Tom wird sich freuen, sie wieder zu sehen. Nicht wahr, meine Liebe, das wird er,“ sagte sie zu Peggy gewandt, „wenn er von 'Merika heimkehrt.“

Peggy lächelte; eine große Thräne rollte ihre Wange herab und fiel auf das Kind. Das arme Geschöpf streckte seine Aermchen nach der Mutter aus und schrie. Sie hob es empor, küßte es, und drückte es liebevoll an die Brust — doch nach dieser Anstrengung traten ihr die Schweißtropfen auf die Stirne, und sie war einer Ohnmacht nahe.

„Großmutter!“ lispelte sie.

„Ja, mein Herz,“ entgegnete das gutmüthige Bettelweib, stand auf und trat zu ihr hin.

„Großmutter,“ flüsterte Peggy, „begrabt mich an der Seite meiner alten Mutter.“ Thränen entströmten ihr, während sie so sprach. „Großmutter, liebe Großmutter, ich werde bald sterben, — ich sterbe in Frieden und mit einem Herzen, das Allen verzeiht. Führt Tom zu der Stätte, wo ihr mich zur Ruhe gelegt, Großmutter, und laßt ihn auf den grünen Rasen an meiner Seite hinknieen. Sagt ihm, Peggy, seine Peggy wär' ihm treu geblieben und hoffe, ihn wiederzusehen, und —“ die Sprache versagte ihr.

„Herzchen, armes Herzchen!“ — sprach die Großmutter.

„Hört, Großmutter,“ begann Peggy wieder, „der Vater im Himmel wird Euch segnen, und an Eddy werdet Ihr Freude erleben. Der Junge ist so gut, wenn er es auch nie merken lassen will. Komm Eddy, küsse mich, — küsse die arme Peggy, lieber Junge!“

„Nein, ich mag nicht,“ lautete die kurze Antwort.

„So komm' doch, Eddy,“ bat das kranke Weib.

„Nein!“ antwortete mit leiserer Stimme der Knabe.

„O Eddy,“ hob die Großmutter an, „ich hätte doch gedacht — “

Der arme Junge war überwältigt; er brach in leidenschaftliches Schluchzen aus und sprang nach der Thüre; heulend rannte er den Weg entlang. Er hatte ein wackeres, edeles Herz, der arme Junge.

„Großmutter!“ flüsterte das kranke Weib wieder.

„Ja, Herzchen; schone dich nur.“

„Großmutter,“ sagte Peggy und lächelte, — es war, als glitte ein himmlischer Strahl über ihr thränenvolles Antlitz hin; „Großmutter, ich habe für meine kleine Aileen eine Mutter gefunden!“ und sie hob ihr Erstgeborenes wieder empor, das in frischer Lebenslust sie anlachte, als ihre Arme es umfingen. „Hört, Großmütterchen, der liebe Gott gab mir ein, es Aileen zu nennen. Sagt es Niemanden, bis ich dahingegangen bin, — wißt Ihr, warum ich's gethan?“

„Ja,“ antwortete die Großmutter.

„Ach! Niemand kennt den Engel so wie ich; sie ver-

ließ mich nie, — nein, nie! und Niemand erfuhr etwas davon. Hier liege ich auf den Linnen ihres eigenen Bettes, und ihre Kissen stützen meinen Kopf. O die liebe, liebe Ailey Moore!“

Da fiel ein Schatten über die Thürschwelle, die Kranke blickte auf und sah Ailey Moore selbst eintreten; sie führte Eddy an der Hand.

„O, hunderttausend Mal seid mir willkommen! O wie gut Ihr seid, herabzukommen in die Hütte der Bettlerin!“ rief die Alte, auf sie zulaufend und auf die Kniee sinkend.

„Dank Euch, Großmütterchen,“ sprach Ailey, ihren Hut abnehmend und an Peggy's Lager tretend. Sie küßte die Kranke und nahm das Kind auf den Arm. „Komm',“ sagte sie, „komm' her zu mir, du mein kleines Namensschwesterchen!“ Und das Kind schlug fröhlich die Händchen zusammen und hielt das Mündchen hin, um sich küssen zu lassen. Die junge Dame preßte das kleine Wesen mit Innigkeit an ihr Herz.

Nur solche, die die Armen lieben, wie Ailey Moore, kennen den Hochgenuß, die Herzen der Armen zu beseligen. Welches Entzücken ist es, in seinen Armen ein Kind sich freuen zu sehen, oder Zeuge zu sein, welche innige Gluth aus den Augen einer Mutter leuchtet, wenn sie mit Stolz sieht, wie eines ihrer Kleinen von einer „Dame“ geliebkost wird! Ach, wie wenig kostet es dem Reichen, einen Sonnenblick in das Leben des Kummervollen fallen zu lassen, und selbst glücklich zu sein in dem Glücke, das er durch theilnehmende Liebe

in's Leben ruft! Wie viel Glück können einige junge Damen in ihrem Wohnorte verbreiten, wenn sie nur ein Mal des Tages für eine kurze Frist an dem Lager der Darbenden weilen! Wie viele Liebe, wie viele Dankbarkeit können sie dadurch im Volke erwecken, und wie erstarken dann die Bande zwischen den Herzen der Reichen und der Armen!

Abbé Mullois, der Almosenier der Kaiserin der Franzosen, erzählt in einer seiner trefflichen Schriften, wie vor Kurzem ein Arzt ein munteres, sauber gekleidetes, hübsches Frauenzimmer angetroffen habe, die in einer der ärmern Vorstädte, in der Hinterstube eines armseligen Hauses eine arme kranke Frau pflegte. Alles war ordentlich aufgeräumt, das Bett in gutem Zustande, und die wenigen Hausgeräthe rein und blank.

„Eine Nachbarin?" fragte der Doctor die kranke, alte Frau. „Sie ist wirklich ein liebes Mädchen!"

„Eine Freundin" antwortete das junge Frauenzimmer, der Kranken zuvorkommend.

„Recht schön von Ihnen!" meinte der Arzt.

Kurze Zeit darauf wurde derselbe Arzt zu der Gräfin von .... gerufen. Als der Livree-Bediente ihn einführte, fuhr er voll Staunen zurück.

„Aber, um's Himmels willen! gnädige Gräfin, habe ich Sie nicht bei einer armen Frau mit Ordnen des kleinen Haushaltes beschäftigt gesehen?"

„Still!" flüsterte die Gräfin, den Finger auf den Mund legend.

Der Doctor aber schwieg nicht, wofür wir ihm Dank wissen.

War diese Gräfin nicht glücklich? Gewiß war sie es. Und solcher Damen gibt es Hunderte in Paris, denn — Gott sei Dank! — in Paris ist der katholische Glaube eine Macht.

Ailey Moore brachte jeden Tag bei ihrer kranken Freundin zu, bereitete sie auf's Sterben vor und erhielt ihr die Hoffnung, zu leben. Oft ergriff sie die Hand der Leidenden und küßte sie ehrfurchtvoll, denn die Arme litt wie eine Heilige. Sie war eine Martyrin, die arme Peggy, und doch sagte sie, Alles, was sie leide, habe sie durch ihre Sünden verdient; so oft habe sie der guten Mutter Maria Kummer gemacht; sie sei oft so unbändig gewesen, und habe Gott nicht halb so viel geliebt als sie sollte; und Er sei doch allzeit so gütig gegen sie gewesen. Sie habe einst ihren Tom zwischen sich und Gott gestellt, und doch habe Gott ihr Tom zum Manne gegeben. Alles habe Er für sie gethan, auch Fräulein Moore ihr zum Troste gegeben.

Eddy pflegte neben Ailey's Stuhl zu knieen und zuweilen mit der Fingerspitze ihren zierlichen Schuh zu berühren, voll Verehrung zu ihr aufblickend und vor sich hinmurmelnd:

„Unsere liebe Ailey Moore!"

Ailey hörte es.

„Nun, lieber Eddy!" sagte sie, ihn mit der einen Hand zu sich emporziehend, während sie mit der andern Peggy's Kind hielt, „was willst Du?"

„Nichts,“ erwiderte Eddy.

„Weißt du noch die Geschichte, die ich dir erzählte?“

„Von dem Buben, der seinen Vater durch Arbeit und Sparsamkeit aus der Sklaverei loskaufte?“

„Ganz richtig.“

„Ich würde noch mehr thun für Jemand, den ich kenne!“ sagte Eddy.

„Was wolltest du denn thun?“

„Ich wollte hingehen und selbst Sklave werden.“

„Das würdest du thun?“

„Ja.“

„Wacker gesprochen; aber für wen denn?“

„O, für irgend Jemand.“

„Sag' mir's, für wen? Für unsern geistlichen Herrn?“

„Ja, für Vater Mick gewiß,“ entgegnete Eddy, „er ist der Großmutter und allen Leuten gut.“

„Und für deine Großmutter?“ fragte Ailey weiter.

Eddy sandte der Großmutter einen jener wunderbar eindringlichen Blicke zu, so vielsagend wie ein Buch.

„Und,“ drang das schöne Mädchen weiter in ihn, „gewiß auch für — “

„Ailey Moore!“ ergänzte mit dem festen Tone eines Mannes, aber leise, der arme Eddy.

Zwei Stunden später ging Ailey Moore mit Eddy den Moorweg entlang; der Tag neigte sich bereits, denn Ailey hatte über die Zeit verweilt. In einiger Entfernung sah man zwischen den Hügeln hindurch das Meer, das einem wogenden See von flüssigem Golde

glich. Ringsherum breitete das angebaute Land das reiche Grün seiner prächtigen, vielverheißenden Saaten aus; in blauen Wirbeln stieg der Rauch von den Bauernhöfen empor, und aus den Thälern wie von den Hügeln erscholl das Brüllen der Heerden. Es war ein herrlicher Abend. Ailey hegte keine Furcht, Jedermann kannte und liebte sie; ja, sie, die immer an Gott dachte, betete auch jetzt. Nie betrachtete sie einen Strauch, eine Blume, ein Stückchen Himmel, dessen Schönheit ihre Bewunderung erregte, ohne daß ihr Gemüth sich dem Ewigen zuwandte; wußte sie ja, daß es von Ihm gekommen sei.

Als sie so auf dem engen Pfade dahingingen, begegnete ihnen Shaun, der Bettler. Er bat um ein Almosen und erhielt es.

„Gott segne die Lilie des Thales!“ sagte Shaun, „und Gott schütze sie vor ihren Feinden.“

„Das ist Shaun,“ sagte Eddy in seiner gewohnten träumerischen Weise.

„Wolltet Ihr mir einen Augenblick Gehör schenken, Fräulein?“ fragte der Bettler.

„Gewiß!“ war die Antwort.

„Fräulein Ailey,“ sprach der seltsame Mann mit leiser Stimme, in der etwas tief Feierliches lag, „Sie sind die Freundin der Armen, und die Armen lieben Sie. Ich möchte gern Ihrem Bruder einen Dienst erweisen.“

Ailey erröthete betroffen und erblaßte dann.

„Liebes Mädchen!“ fuhr der Bettler fort, „es wird um ihn und Sie ein Netz gesponnen. Doch fürchten Sie nichts — ängstigen Sie sich nicht im mindesten,

liebes Fräulein. Es gibt einen Gott im Himmel, und einen starken, biedern Arm hier unten, Gottes Werke zu thun."

„Ihr erschreckt mich!" entgegnete sie.

„Sehen Sie mich an," sagte Shaun.

Sie that es, und siehe — seine Gestalt wurde größer! — eine fast wunderbare Veränderung ging mit ihm vor.

„Blicken Sie mir in's Gesicht," sagte der Alte.

Ailey sah ein Antlitz, aus dem Begeisterung und unerschütterliche Entschlossenheit sprach.

„Es scheint, daß Sie in mich Vertrauen setzen," sprach er. „Von nun an, liebe Dame, dürfen Sie mich nimmer kennen, — nimmer, bis Gott Genüge geschehen sein wird. Geben Sie diesen Brief Ihrem Bruder; er hat mich schon früher gesehen. Er ist ein Mann! Sagen Sie ihm, ich sei die Geißel der Gerechtigkeit; — und er möge Boran aus dem Wege gehen und nie zugestehen, daß er Shaun a Dherk kenne. Gott schütze die Lilie des Thales! Möge Maria sie behüten und den greisen Pfarrer!"

Ailey eilte, ihre Wohnung zu erreichen; kein Wunder, daß ihr Herz stürmisch pochte. Auf den Knieen bat sie Gerald, ihr zu sagen, ob er in irgend einer Gefahr schwebe.

„Nein, liebe Schwester."

„Wirklich nicht?"

„Ich weiß von keiner Gefahr. Was soll dieser Brief?"

„Ein Bettler gab ihn mir. Shaun ist sein Name.“

Gerald erbrach das Siegel. Ailey beobachtete ihn scharf, vermochte jedoch keine Veränderung in seiner Miene wahrzunehmen.

„Ailey,“ sagte er nach einer Pause, „morgen werde ich dir eine Mittheilung machen.“ Und mit einem schwachen Lächeln setzte er hinzu: „Jetzt müssen wir uns trennen, Liebe, bis zum Mittagessen.“ Langsamen Schrittes und mit umdüstertem Gemüthe suchte Ailey den Altar auf, den sie der heiligen Maria errichtet hatte.

Shaun's Brief lautete also: „Mein Herr! Es ist bekannt, daß der Gutsherr Ihnen Alles abgeschlagen und Sie beleidigt hat, als Sie ihn besuchten. Sie werden die Pacht nicht beibehalten können; die Zinsrückstände würden Sie zu Grunde richten. Um Sie aus dem Wege zu räumen, wird man Sie des Mordes anklagen, und dann wird der Wolf in Ihre Hürde brechen. Ihr ganzes Vermögen reicht nicht hin, um die Verschreibung einzulösen, welche Ihr Vater als Bürge für einen Mann unterzeichnet hat, der nach Amerika gezogen ist. Snapper ist im Besitze dieser Verschreibung; er hat sie bei dem ermordeten Skerin gefunden. Wenn Sie im Kerker sind, Ihr Vater in Armuth lebt und Ihre gute Schwester keine Heimath mehr hat, dann glauben gewisse Leute auf leichte Art eine Frau zu bekommen. Sie haben aber Freunde, die nichts von Ihnen verlangen, — die Sie gar nicht kennen wollen, bis der Tag gekommen ist; — diese werden nöthigenfalls ihr Leben für Sie einsetzen. Uebergeben Sie, als Mann von Ehre, diesen

Brief dem Feuer, und denken Sie stets daran, daß Sie in keiner Weise kennen dürfen Ihren   Shaun."

„Es ziehen sich Wolken über uns zusammen," sagte Gerald gefaßt, indem er das Schreiben zerriß, und die Stücke einzeln am Heerde verbrannte. „Gottes Wille geschehe!"

Achtes Capitel.

Der Teufel selbst überlistet.

Am folgenden Abende, als die über dem Kaminsims hängende Uhr zwanzig Minuten über Zehn zeigte, ertönten drei schwere Schläge an Snapper's Hausthüre. Herr Jodocus Snapper hatte eben die Halsbinde abgelegt und den Schlafrock angezogen, wie er zu thun pflegte, wenn er Besuch erwartete; denn ein Schlafrock ist ein modernes Kleidungstück, und Herr Snapper dachte, er nähme sich darin gut aus.

„Gott behüte uns!" rief Jude, die Köchin, — nächtliche Besuche waren ihr Schrecken, seitdem sie zwei Mal in Lebensgefahr gekommen war, da man sie hatte zwingen wollen, anzugeben, wo ihr Herr sei, was sie aber nicht wußte.

„Es ist der Teufel!" sagte John leise und sah in die Höhe, als fürchte er, den Genannten durch den Kamin herabkommen zu sehen.

„Still!" erwiderte die Köchin eben so leise.

Drei neue, schwere Schläge wurden gehört. John griff nach dem Schürhaken und Jude floh auf den Boden.

„Was zum Henker treibt ihr da unten? — Seid ihr wieder schlafen gegangen, und so weiter, wie gewöhnlich? John! John! Hörst du nicht?"

„Daß du den langen Hals brächest!" brummte John vor sich hin. Dann rief er laut: „Ja, wahrhaftig, das ist ein fürchterliches Klopfen, Herr!"

„Oeffne die Hausthüre, du feiger, erbärmlicher Kerl!" rief sein Herr. „Du stehst ja da wie ein Hund im Sacke, so zu sagen. Du bist ein sauberer Vertheidiger für mein Haus!"

John nahm diese Scheltworte ruhig hin, — hoben sie doch mächtig seinen Muth; denn John kannte seinen Herrn hinlänglich, um zu wissen, daß nichts zu befürchten war, so lange der nicht den Muth verlor.

Zum dritten Mal begann das Klopfen; doch John öffnete schon die Thüre. Das „Herz wuchs ihm," wie John sich selbst ausdrückte, als er sah, wer draußen stand. Gern hätte er den Eindringling beim Kragen gepackt; aber erstens sah er nicht ein, was das nutzen sollte, und zweitens getraute er sich nicht, es zu thun. John hatte seine eigenen Ansichten über gewisse Leute, und so muthmaßte er, daß der Mann ein Kundschafter wäre; denn er hatte ihn schon einige Mal im Hause gesehen, und zwar stets zu derselben ungewöhnlichen Stunde.

Es war Shaun, der Bettler, der hierher kam, um dem Rechtsanwalt „in Ausübung der Justiz" und „Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit" Beistand zu leisten. Herr Snapper, der oben an der Treppe stand,

erkannte seinen Freund und rief dem Kutscher zu: „Laß den Mann herein!“

„Ja, ja, Herr!“ war John's Antwort.

„Gott segne Euch!“ sagte Shaun, über die Schwelle tretend.

„Gott und Seine heilige Mutter sei mit Euch!“ antwortete John gewohnter Maßen; denn der Ire gibt zum Dank für einen Gruß stets mehr, als ihm geboten wurde. Doch John strafte den frommen Wunsch, den seine Lippen aussprachen, auf sehr betrübende Weise Lügen, indem er einen Fluch zwischen den Zähnen murmelte, als Shaun an ihm vorbeiging.

„Ah, das ist ein hübscher Bursche! Potz tausend ja!“ sagte Shaun, so daß der Knecht es hören konnte. Er ging zwei Schritte voran, dann wandte er sich zurück, als ob ihm plötzlich etwas einfiele und flüsterte dem Burschen mit pfiffigem Blicke zu: „Ich hab' Jemand gesehen, mein Sohn, — und wirklich, ich nehm's ihr nicht übel, wenn sie seufzt, wahrhaftig nicht! Denn Ihr habt da ein Paar Augen im Kopfe, meiner Treu! —“ und mit gut gespieltem Staunen schüttelte er den Kopf. „Mary Fling“, fuhr er fort, „ist das hübscheste Mädchen in der ganzen Baronie und das Kind guter Eltern. Du brauchst nicht roth zu werden, mein Junge, du darfst stolz sein diesen Abend; und verlaß dich d'rauf, ich gelte etwas bei den Fling's, verstehst du, Brüderchen?“ und dabei machte Shaun das pfiffigste Gesicht von der Welt. „Ich komme eben von ihrem Hause. Es war ein Guckkastenmann da, und ich hörte, wie sie sagte, er würde wohl

daran thun, auch hierher zu gehen. Eine ganze Menge Bilder hat der, London und die ganze Welt; die solltest du sehen!"

Dies Zwiegespräch nahm nicht so viel Zeit in Anspruch, als man glauben sollte. Jedenfalls wurde Herrn Snapper die Zeit nicht lang; denn, zwischen zwei Kerzen vor dem Spiegel stehend, übte er sich in zierlichen Stellungen. Weshalb er sich in dieser Beschäftigung gefiel, das zu ergründen, überlassen wir den gelehrten Kennern der menschlichen Natur. Thatsache aber ist, daß er zwischen zwei Kerzen vor dem Spiegel stand, die Haare in abenteuerlichen Formen empor strich, seine Zähne bewunderte, die Weste auf und zu knöpfte, die Falten seines Hemdes betrachtete, sich seitwärts wendete, nach rechts und nach links, und endlich zu dem sehr natürlichen Schlusse kam: er sei, wenn auch gerade nicht ein schöner Mann, doch eine ungewöhnliche, anziehend aussehende Persönlichkeit und einer „guten Partie" würdig, ganz besonders in Anbetracht der baaren Tausende, die er „auf die Seite gelegt" hätte. — Als Shaun eintrat, fand er Herrn Jodocus Snapper in seinem Lehnsessel sitzend, die Arme in ungezwungener, vornehmer Weise gekreuzt, und den einen Fuß über den andern geschlagen, so daß man die hochrothen Pantoffeln bemerken mußte, die er trug.

Als John im Begriffe war, die Thüre zu schließen, sah er einen Mann auf das Haus zu kommen, der ihm mit der Hand vertraulich winkte, und verschiedene Bewegungen machte, welche andeuteten, John möge die

Thüre noch offen lassen, da er ihm etwas Angenehmes mitzutheilen habe. Vor John's geistigem Auge erhob sich das Bild Mary Fling's, sammt den fünfzig Pfund und den vier Melkkühen, welche dieselbe von ihrem Großonkel geerbt hatte. So wartete denn John auf den Ankömmling, welcher sich wirklich als den Guckkastenmann auswies. John schloß, daß Shaun's Besuch bei seinem Herrn ziemlich lange währen würde; daher gedachte er sich und Judith, die Köchin, unterdessen mit den Bildern angenehm zu unterhalten.

In der ganzen Baronie sprach man eben damals viel von diesem „Manne aus dem Norden," mit der großen Nase, den großen grauen Augen, dichten Brauen und dicken Lippen. Etliche fromme alte Leute überließen ihm, wenn sie ihm begegneten, „die andere Seite der Straße," weil er mit seiner Zauberlaterne im verfinsterten Zimmer eine Menge verschiedener Oertlichkeiten und Personen auf einem weißen Tuche erscheinen lassen konnte, unter Andern auch den Teufel mit dem Müller und dergleichen. Auch wollte man von ihm wissen, daß er vielen Leuten mit großer Genauigkeit die Zukunft gewahrsagt habe; ja man erzählte sich, daß er sogar Raubanfälle, gewaltsame Einbrüche und Mordthaten vorherverkündet habe. Dies that er natürlich nur in unbestimmten Ausdrücken, wie z. B. „Schwarze Wolken ziehen über das Haus", oder: „Eine rothe Hand führt seine Seele auf den dunkeln Weg"; oder er versicherte, es werde sich etwas zutragen, was er nicht genau zu sehen vermöge. Den jungen Leuten war der „Mann aus dem Norden"

stets willkommen, obwohl sie ihn fürchteten; die ältere Generation aber wollte meistens nichts mit ihm zu schaffen haben. Allgemein jedoch sagte man von ihm, daß er nie einen Bissen allein esse, und oft in einer armen Frau Hütte trete, um seinen Quersack zu öffnen und dann mehr da zu lassen, als Herren, die zu Wagen kommen. Brian Mac-Cann war sein Name.

Herr Snapper begrüßte Shaun mit einer wahren Protectormiene; er hatte sich in das beste Licht gesetzt, so daß sein anziehendes Gesicht, sein feines Hemd, seine hellgrauen Beinkleider und rothen Pantoffel gehörig in die Augen fielen. Der Bettler bat in tiefer Unterwürfigkeit um die Erlaubniß, in der Nähe des Fensters sich setzen zu dürfen, weil er durchaus nicht in gebührender Verfassung sei; sein Gönner hatte nichts dagegen einzuwenden.

„Nun, Shaun, wie geht's in der Welt, so zu sagen — he? Ist die Sache in Ordnung, und so weiter?"

Dabei zeigte Herr Snapper ein vielsagendes Lächeln, und seine Augen wanderten unbegreiflich schnell im Zimmer umher.

„Ja, Ihre Gnaden, ich habe einen guten Theil gethan, und ich hoffe, Ihre Gnaden werden das anerkennen; denn ich bin ein armer Mann, wie Ihre Gnaden wissen."

„Nun, was sagt denn Shanahan?"

„O, er ließ natürlich das Maul hängen und sagte, sein ältester Sohn habe das Fieber — Gott schütze, die davon hören! Und sein alter Vater wär' krank, sagte

er; und er hätt' eben das Geld nicht, und so könnt' er nicht bezahlen."

„Könnte nicht? Nichts weiter, Shaun, he? Er könnte nicht?"

„In Wahrheit, ja — er könnte nicht. Es sah ärmlich aus bei ihm, Ihre Gnaden können sich d'rauf verlassen; — 's war gar nicht mehr wie das Haus der Shanahan's, die Wahrheit zu sagen."

„So, Shaun, sind das alle Euere Neuigkeiten? Verfluchter Kerl! Er könnte nicht! — könnte nicht! Nun, weiß schon; — dann muß er gehen, wie man zu sagen pflegt, den Weg aller Lumpen gehen. Fort soll er, und müßte er seines Vaters Sarg auf den Karren laden, und seinen Sohn darauf setzen — fort muß er, fort!" rief der Landagent zornig.

„Ich ließ ihn das merken, Ihre Gnaden," versetzte Shaun, „und ich sagte ihm, 's wär' wohl besser für ihn, Ihnen etwas anzubieten, da Ihre Gnaden doch nicht selbst verlangen können; aber er schüttelte schwermüthig den Kopf und schaute vor sich hin, so recht kummervoll."

„Nun?"

„Darauf sagte ich, er thäte mir leid, und wollte mich eben entfernen, da rief er mich zurück. ‚Shaun,' sagte er, ‚habt Ihr mit dem Agenten gesprochen?' „Ich?" frag' ich ihn, „ich sollte mit dem Agenten sprechen? Denkt ihr, Seine Gnaden möchten mit Meinesgleichen sprechen?" ‚Aber,' sagte er, ‚Shaun, was soll ich thun — was soll ich denn thun?' und wie Thränen kam es ihm in die Augen. ‚Es wird alle meine Habe kosten,

bis zum letzten Stück, wenn ich all das Geld bezahlen soll, Shaun. Und dann, wehe mir, bleibt ja nicht ein Tropfen Milch für den Alten oder das Kind! — O, der arme alte Mann, der niemals vor dem Armen die Thüre schloß, Shaun, der wird Hunger leiden — der Vater, der mich aufgezogen hat!"

„Alles schön und gut, so zu sagen, — wir verstehen das. Was weiter?"

„Ach, Ihre Gnaden, ich hätte selber beinah' geweint, ich war nahe daran, — können mir's glauben. Mick steht im Ruf, ein guter Sohn für seine Eltern zu sein, und ich werde auch alt," sprach Shaun mit einem tiefen Seufzer. „Doch, um's kurz zu machen, Ihre Gnaden, er schaute rings im alten Haus herum, — in dem kleinen Zimmer, wo sein Vater liegt, wurde er geboren, Ihre Gnaden — und ich sah's ihm an, daß er das alte Nest nicht verlassen will. ‚Meinem Vater wird das Herz brechen,' fing er wieder an, ‚wenn ich ausgetrieben werde; seines Bleibens unter uns ist ohnehin nicht lange mehr.' Hier hielt er eine Weile inne, Ihre Gnaden. ‚Ja,' sagt' er dann wieder, ‚wenn die Erneuerung der Pacht bezahlt ist, dann wird dem Sohne des alten Paddy Shanahan gerade so viel übrig bleiben, daß er seinen Vater begraben kann. Nachher kann er immerhin fortziehen mit Weib und Kind und betteln gehen. Ja — ja,' sagt' er, ‚mein Vater soll's nimmer erfahren, — nein!' So will er morgen hierher kommen, Ihre Gnaden."

„Shaun, du bist Salomon der Weise, so zu sagen. Shaun, hier ist eine goldene Guinee für dich!"

„Danke, danke! Ihre Gnaden verdienen 's wohl, daß ich alles für Sie thue; und ich will noch mehr thun, so Gott will."

„Und die Hynes' — was noch da ist von der Familie, — es ist 'ne rechte Plage mit ihnen; die Landstreicherin bezahlt doch immer wieder."

„Ja gewiß. Aber dem ist bequem abzuhelfen. Ihre Gnaden wissen ja, wie?"

„Wie denn?" fragte Snapper mit einem selbstgefälligen Lächeln.

„Nun, meiner Treu, Ihre Gnaden, — nicht als ob ich das besser wissen wollte, als Ihre Gnaden, gewiß nicht. Aber Ihre Gnaden wissen, mit all dem Volk gibt's immer Unfrieden im Bezirk; kleine Pachter können nicht bestehen; da gibt's bald die, bald 'ne andere Veränderung. Bliebe hingegen 's Land beisammen, dann wären überall nur ordentliche Leute, und wir hätten Frieden und Ruh' im Lande."

„Shaun, Ihr sprecht wie ein Mann von Verstand."

„O ja, Ihre Gnaden," erwiderte Shaun. „Ihr wißt das, und darum habt Ihr auch dem Jungen des Bettelweibes das Pulver unter's Dach gesteckt, weshalb er transportirt worden ist."

„Ich? — eh? — Was meint Ihr denn, eh?"

„O, Ihre Gnaden," antwortete Shaun in leisem vertraulichen Tone, „der Grimes und ich, wir waren immer zusammen wie Hand und Handschuh. Ich hab' das Alles gewußt."

Der Rechtsanwalt schaute dem Bettler aufmerksam

in's Gesicht; Shaun's Blick aber war so offen und lauter wie der blaue Himmel. Snapper fühlte, daß er über und über roth wurde, und kehrte sich klüglicher Weise etwas vom Kerzenlichte ab. Er erwiderte Nichts — war's ihm doch, als wisse der Bettler Alles, von ihm und allen Leuten. Er konnte Shaun tödten, ja, er fühlte die Versuchung dazu; aber in einen Wortstreit mit ihm sich einzulassen, das, fühlte er, war unmöglich. Shaun wußte zu viel, und in seinem Blicke lag etwas Magnetisches.

„Und, Ihre Gnaden", fuhr Shaun fort, als wäre agr nichts vorgefallen, „ich hörte noch 'was über Jemand, den Sie kennen. Auf mein Wort, das Haus hier wäre noch 'Mal so hübsch, wenn eine Person, die ich meine, darin wär'! Ich hab' Etwas gehört, das ein Licht aufsteckt über den abscheulichen Mord an Herrn Skerin."

Snapper fuhr vom Stuhle auf, er sah aus, wie Einer, den man des schwärzesten Verbrechens zeiht. — Shaun hatte ernst gesprochen, — seine Bemerkung klang wie eine Anklage.

„Fehlt Ihnen 'was, Ihr' Gnaden?" fragte Shaun sehr bekümmert. „Kann ich 'was für Ihr' Gnaden thun?"

„O, — Nichts, — Nichts. Alles gut; doch Shaun, Ihr wolltet Etwas sagen, — und so weiter."

„Ja, Herr — ich wollte sagen, Gerald Moore kann — "

Snapper's Herz pochte, als ging es mit zwei Rennern in die Wette.

„Gerald Moore kann mit Bestimmtheit überführt werden.“

„Eh,“ rief Snapper, der mit diesem Worte seine Fassung wieder gewonnen hatte, „ei! ei! das wäre! Sagt das noch einmal — Moore, der stolze Pedant, — Gerald Moore?“

„Allerdings!“

„Wie so? Sprecht, Mann!“

„Ich weiß Jemand, der ihn mit einem Andern sprechen sah; dieser Andere hat einen Eid auf das Evangelium geschworen, denselben Abend Skerin zu ermorden, und den Ort und die Stunde bestimmt, wo er ’s thun wolle. An demselben Orte und zur selben Stunde ist der Mord geschehen, und es sind Zeugen da, die ’s beschwören können.“

„Brav, Shaun! Ihr seid mehr werth, als ein Dutzend Polizeidiener und Friedensrichter. Wer sind denn die Leute, die Euch helfen?“

„O, Herr, ich hab’ viele Leute, die mir helfen; denn ich komme viel in der Welt herum und kenne der Welt Lauf von Innen wie von Außen. Sie wissen’s ja, Herr Snapper; und ich weiß, daß Sie wohlgesinnt sind, — ein wohlgesinnter Mann, wissen Sie; und ich thu’ nur meine Pflicht, wenn ich einem wohlgesinnten Manne in seinem Amte helfe, daß er den Frieden aufrecht halten kann.“

Herr Snapper fühlte sich geschmeichelt, aber dennoch war ihm bei den Worten des Bettlers nicht ganz wohl zu Muthe. „Wißt Ihr noch mehr, Shaun?“ fragte er.

„O ja, noch viel mehr, Ihr' Gnaden. An einem geheimen Plätzchen hab' ich etwas verborgen, das der Ermordete in jener Nacht bei sich trug, und das hab' ich aus Moore's Hause bekommen."

„Was habt Ihr? Zum Henker — Sprecht!"

„Meiner Treu', ich hab's, und hab's gut bezahlt dazu."

„Was ist's denn?"

„Eine Verschreibung."

„Eine Verschreibung! Zu wessen Gunsten?"

„Eine Verschreibung an Skerin, vom alten Moore."

„Für wie viel?"

„Für tausend Pfund."

Snapper brach in ein Gelächter aus; er lachte so herzlich, wie er weder vordem noch seither jemals gelacht hat.

Shaun machte ein verlegenes Gesicht.

„Sind alle Euere Nachrichten wie diese, Shaun — so zu sagen?" fragte der Agent.

„Was meinen Ihre Gnaden?"

„Diese wenigstens ist nicht wahr."

„Nicht wahr?"

„Nicht wahr, sage ich, Shaun." Snapper's Herz hob sich voll Selbstgefühl, und stolz warf er sich in die Brust, indem er fortfuhr: „Beruhigt Euch darüber, Shaun — Ihr irrt Euch. Diese Verschreibung ist in meinen Händen."

Shaun schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich habe sie, Shaun, ich habe die Verschreibung, sag' ich Euch."

Shaun hob beide Hände empor und machte eine verneinende Bewegung. „Das ist ein Irrthum," sagte er, „bestimmt ein Irrthum. Fragt nur die Leute — Shaun der Bettler hat immer Recht. Eine Abschrift mögt Ihr haben —"

„Nein, keine Abschrift."

„Ja, gewiß."

Herr Snapper erhob sich mit der Miene der größten Zuversicht, der etwas Unwille beigemischt war, und schritt hastig zu seinem Pulte — einem altmodischen, ehrwürdig aussehenden Hausgeräthe von Mahagoniholz mit messingenen Handhaben und Verzierungen, das an der Wand neben dem Kamine stand. Der Glockenzug hing unmittelbar daneben. Der Rechtsanwalt öffnete langsam das Pult und nahm, ohne zu suchen, vorsichtig ein Stück Pergament heraus. Es war zierlich zusammengerollt und mit einer rothen Schnur umwunden. Feierlich löste er den Knoten, entrollte langsam das Pergament und trat damit vor Shaun hin.

„Nun?" fragte er.

Shaun sah erst das Pergament und dann Herrn Snapper an.

„Nun?" wiederholte Snapper.

„Es ist 'ne Abschrift," wiederholte Shaun.

„Wie, Ihr Dummkopf — so zu sagen! Bin ich nicht ein Rechtsanwalt Ihrer Majestät? Seht nur die Unterschriften und so weiter! Kennt Ihr die Namen? He! Da seht her!" Er breitete das Schriftstück über den Tisch aus.

Shaun a Dherk erhob sich. Er stand nun aufrecht zwischen Licht und Fenster, so daß der Schatten seiner Gestalt sich in bestimmten Umrissen auf den Scheiben abzeichnete. Indem er auf den Tisch zu ging, stieß er mit seinem Stocke auf den Fußboden. Während Shaun sich aufmerksam über das Pergament hin beugte, ertönte plötzlich von der Küche her ein lauter Schrei, der Herrn Snapper erschreckte und, wie es schien, Shaun den Bettler noch weit mehr.

„Was ist das?“ rief Shaun, „was ist das?“

Herr Snapper, als beherzter Mann, rannte auf die Thüre zu; aber als vorsichtiger Mann blieb er bedächtig vor ihr stehen. Shaun warf sich, wie es einem frommen Bettler ziemt, auf die Kniee, und fing an zu beten. Nachdem Herr Snapper eine Weile gelauscht und nichts mehr vernommen hatte, schöpfte er wieder Muth und öffnete die Thüre, um die Treppe hinab zu gehen. In demselben Augenblicke jedoch ward wie durch Zauber eines der Schiebefenster des Zimmers aufgerissen. Da schwand Herrn Snapper's Muth; — er flüchtete in den hintersten Winkel des Zimmers und schrie: „Diebe!“

Shaun a Dherk brüllte: „Mörder!“

Unten an der Treppe schrieen die Dienstleute durcheinander; aber keiner derselben kümmerte sich weiter um den Hausherrn. Da erschien der Lauf einer Doppelbüchse an dem geöffneten Fenster, und ein Kerl stieg herein. Dem Landagenten stockte das Blut in den Adern, — er glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen.

Der Einsteigende war ein starker, gewandter Bursche von trotziger Haltung; er trug ein Hemd über den Kleidern und eine große Weibermütze auf dem Kopfe; eine Flormaske verhüllte sein Gesicht. Er zog sorgfältig das Fenster wieder herab, trat keck in die Mitte des Zimmers und forderte Snapper auf, vorzutreten.

„O, Herr! ich bin nur ein armer Mann, der sich sein Brod bettelt," rief Shaun, „habt Erbarmen mit mir! O, Ihr werdet doch einer armen alten Creatur, wie ich bin, Nichts zu Leide thun?"

„Halt's Maul," rief der Fremde gebieterisch. „Halt's Maul, du alter Spion! Dank es deinem grauen Haar, das dich schützt, daß nicht schon längst die Raben dein altes Gerippe verzehrt haben."

Nun gebot er Snapper, niederzuknieen. Der Landagent gehorchte bebend und um Gnade flehend. Voll Schrecken fiel Shaun auf den Tisch hin, auf dem die Verschreibung lag, und jammerte: „Erbarmen! O, Erbarmen!" Der Fremde setzte Snapper die Doppelbüchse auf die Brust.

„Wenn Ihr an Gott glaubt," sprach er feierlich, „wenn Ihr an Gott glaubt, so sprecht Euer Gebet."

„Gnade, Gnade!" flehte Snapper.

„Schuft!" rief der Fremde, „die Kirchhöfe und die Landstraßen sind voll von Todten und Vertriebenen, deren Herz Ihr gebrochen, die Ihr gequält und geschunden habt, deren Heerd Ihr verwüstet habt, einst die Stätte ihres Glückes und ihrer Hoffnung! O, Ihr seid ein schwarzer, schwarzer Teufel! Der Armen Fluch liegt

auf Euch bei Tag und Nacht. Aber jetzt ist die Stunde des Gerichts über Euch angebrochen; betet, wenn Ihr ein Gebet herzusagen wißt!"

„O, weh' mir! weh' mir!" schrie der Bettler.

„Schont meiner," bat Snapper. „Ich will Alles ersetzen! Alles will ich ersetzen, ich schwöre es Euch. — Ja, beschwören will ich's! O schonet meiner!"

Bedachtsam schnürte jetzt der Bandit Shaun und Snapper mit einem Stricke zusammen, und band sie sorgfältig an den Rost des Kamins fest. Dann löschte er langsam, unter lautloser Stille die Lichter aus, — er schien einen schrecklichen Entschluß gefaßt zu haben. Vielleicht wollte er sie nicht todtschießen — er wollte ihnen den Schädel einschlagen, oder die Hälse abschneiden oder — — Snapper fühlte schon das Messer an seiner Kehle! Demüthig und flehentlich bat er nochmals um Erbarmen.

„Weh' mir, weh' mir!" jammerte ein um das andere Mal der Bettler. — „Schweigt! Seid stumm wie das Grab des armen Brown," gebot der Fremde. „Still, wie die Hütten, die Ihr leer gemacht! Oder, bei dem Ewigen — Ihr habt keine Minute länger zu leben!"

Snapper zitterte vom Kopfe bis zu den Füßen, und drängte sich näher an Shaun, der noch immer sein „Wehe, wehe!" leise vor sich hin murmelte. Entsetzlich war die Stille in der herrschenden Dunkelheit. Snapper's Herz pochte hörbar.

Nachdem der Fremde sich noch ein paar Minuten lang an dem Pulte zu schaffen gemacht, und noch etliche

Drohungen und Flüche ausgestoßen hatte, ging er die Treppe hinab. Es schien, daß er auf seine Sicherheit bedacht war — erst sollten wohl die Dienstleute sterben, oder er wollte sie auch knebeln, damit sie nicht Lärm machten. Welche Augenblicke waren das für Herrn Snapper und für Shaun! Gleichwohl verstrichen fünf Minuten und sie hörten Nichts; zehn Minuten vergingen, Niemand erschien; eine Viertelstunde — da glaubten sie in einiger Entfernung vom Hause Schritte zu vernehmen. Es war wirklich der gemessene Tritt mehrerer Personen, welche allgemach dem Hause des Landagenten näher kamen.

Ein Hoffnungstrahl blitzte durch Herrn Snapper's Seele; er wußte selbst nicht, warum. Endlich knisterten die Schritte auf dem Kieswege, der zur Thüre führte, dann klangen sie im Vorhause, dann auf der Treppe. Man hörte die Leute tappen und stolpern und fluchen; sie schienen zu eilen; es war ein dumpfes Durcheinander, aber Herr Snapper erkannte darunter die Stimmen der Polizeidiener.

„Hurrah!“ rief der Landagent. „Hurrah! Hierher! Hierher!“

„Gott erhalte die Königin!“ rief Shaun a Dherk.

Helme stießen gegen die Thürpfosten und Gewehrkolben an die Thüre — und Snapper brach in ein freudiges Gelächter aus. Er lachte unbändig; denn er war ganz außer sich vor Freude, was gerade nicht auffallen kann, wenn man bedenkt, was er eben erlebt hatte.

„Ei, Herr Snapper!“ sagte der Polizeisergeant,

was ist denn hier vorgegangen? Schauderhaft dunkel, wahrhaftig! Wo sind Sie denn? Johnston wird gleich ein Licht anmachen. So! Donnerwetter!" rief der Sergeant, als er des an einander gefesselten Paares ansichtig wurde. „Donnerwetter! Die Schurken haben Sie in einer schönen Lage zurückgelassen, Herr."

Ein unaufhaltsames Gelächter brach unter der Mannschaft aus; einem solchen Anlaß war nicht zu widerstehen.

„Das Pult ist geplündert!" sagte der Corporal.

„Wär' er nur mit zum Teufel!" flüsterte einer der Gemeinen seinem Nebenmanne zu.

„Amen!" antwortete dieser.

Mittlerweile ward Herr Snapper losgebunden. Er war so voll Entzücken über seine Rettung, daß er im Augenblicke gar nicht an das dachte, was gestohlen war.

Shaun a Dherk trat zu ihm und stieß ihn in die Seite. „Lassen Sie ihn doch durch die Polizei verfolgen!" flüsterte er ihm in's Ohr.

„Hundert Pfund dem, der den Räuber einbringt!" rief Snapper.

„Ist er schon lange fort?" sagte der Sergeant.

„Noch keine Viertelstunde."

„Wie sah er aus?"

„Es war ein recht verschmitzter Kerl, — sechs Fuß groß!"

„War's nur Einer?"

„Nur Einer."

„Haben Sie keine Ahnung, welche Richtung er eingeschlagen haben mag?“

„Geht nur auf die See zu,“ sagte Shaun a Dherk.

„Halt' dein Maul! du alter Gauner, oder—“ drohte der Sergeant.

„Grobian!“ murrte der gekränkte Bettler.

„Ich gebe hundert Pfund Belohnung!“ wiederholte Snapper.

„Vorwärts, Leute!“ commandirte der Sergeant, „vorwärts, nach den Bergen zu!“ und mit großem Lärm und Waffengeklirr ging's von dannen.

Vor dem Gartenthore traf die Polizei den Mann, der ihnen die Anzeige gemacht hatte, — es war MacCann, der Guckkastenmann, ein wohlgesinnter Bürger, wie alle Raritätenzeiger sind.

„Hast Recht gehabt, alter Bursche!“ rief der Sergeant, als er ihn erkannte, „hier war der Teufel los. Wen hast du da bei dir?“

„Einen von meinen Leuten, der mich bei Squire Snapper suchen wollte und unterwegs angetroffen hat. Aber, mit Verlaub, Sergeant, bekomme ich keine Belohnung? Ich hab' mein Leben dabei gewagt, wahrhaftig, das hab' ich.“

„Wie, du schmutzige Krämerseele, bist du nicht davongelaufen? Hast du etwas gewagt?“

„Schon recht; bin ich aber nicht gelaufen, um Euch zu holen?“

„Possen!“ höhnte der Sergeant, und alle seine Begleiter stimmten ihm bei.

„Wenn ich Euch aber den Weg verrathe, den er genommen hat?“

„Nun? Wie hast du den erfahren?“ fragte der Sergeant.

„Ich will's Euch sagen, wenn Ihr mir zehn Pfund baar Geld versprecht.“

„Sollst sie haben!“ antwortete der Sergeant.

„Auf Ehre und gewiß?“

„Auf Ehre!“ erwiderten sechs Stimmen.

„Nun, mein Kamerad hat ihn gesehen, wie er herauskam. Er zog sein weißes Hemd aus und schlug dann den Weg nach Biddy Browne's Hütte ein, wo das junge Weib todt liegt.“

„Huh!“ sagte ein langer, düster aussehender Bursche mit stierem Blicke und pechschwarzem Haar. „Huh! das alte Bettelweib sollt' aus dieser Höhle mit Feuer herausgebrannt werden.“

„Ich hab' sie immer in Verdacht gehabt,“ meinte ein Anderer.

„Ich auch,“ rief ein Dritter.

„Rechtsum!“ commandirte der Sergeant. „Marsch!“ und damit stürmte die Polizei vorwärts nach der Hütte, wo bei der armen Peggy Hynes, die inzwischen verschieden war, die Todtenwache gehalten wurde.

„Denkt nur an die zehn Pfund!“ rief Mac-Cann der Polizeimannschaft nach und erhielt ein schallendes Gelächter zur Antwort.

Als der folgende Morgen graute, schritten drei Männer am Fuße des Keeper-Hügels dahin. Sie blieben einen Augenblick stehen und hoben fromm den Blick zum Himmel, indem sie ehrerbietig die Hüte abnahmen.

„Das wäre gut gegangen!“ bemerkte der Aelteste, „der Streich konnte nicht besser ausgeführt werden. Gib mir die Hand, mein Sohn, — 's ist 'ne wackere Hand, und einem wackern Herzen gehört sie an.“ Damit ergriff er die Rechte des hübschen jungen Mannes, der bei ihm war. „Sende den Shanahan's das Geld durch einen zuverlässigen Mann,“ fuhr die nämliche Person fort, „daß der alte Mann in seiner Hütte sterben, und sein braver Sohn ihn in Frieden begraben kann. Ihr würdet als Räuber Glück machen“, sprach er zu dem Andern gewandt, „nach dem Probestück zu urtheilen, welches Ihr diese Nacht gemacht habt.“

„Aber die drei Büchsen, die ich mitgebracht habe, sind sie nicht vortrefflich?“ fragte der Angeredete.

„Wollt Ihr nicht zu Snapper's Hause hinabgehen und Euere Laterne holen, wie?“ gab der Gefragte zurück.

„Meiner Treu, das will ich,“ lautete die Antwort; „und auch auf's Polizei-Amt, meine Belohnung fordern. Ei, warum sollt' ich nicht?“

„Ihr seid ein braver Mann,“ sagte der erste Sprecher in ernstem Tone, „und ein Mann von Herz. — Wohlan, Jungen,“ schloß er, „ich gehe nun an mein Tagewerk für unser armes altes Land. Hat es doch Niemand, als uns — möge ihm Gott beistehen! Ihr wißt schon, wo wir uns treffen. Der Agent hat einen

Theil des Lohnes erhalten, den er verdient, und die Shanahan's etwas von dem, was ihnen von Rechtswegen zukommt, — und ich habe die Verschreibung — Gott sei Dank!" Und so schieden sie.

Neuntes Capitel.

Lord Kinmacarra und Herr Snapper bringen Gerald Moore in's Gefängniß.

Acht Tage ungefähr nach dem Einbruche bei Herrn Snapper war Vater Quinlivan, der seinen Morgengottesdienst in der Kirche gehalten hatte, im Begriffe, zu seiner freundlichen Wohnung zurückzukehren. Er wählte sonst gewöhnlich den Seitenpfad, der zu seinem Garten führte; da er aber vor dem Thore des Kirchhofs einen Mann sah, der auf ihn zu warten schien, so nahm er die violette Stola ab, küßte sie ehrerbietig, faltete sie zusammen, legte sie auf das dicke Brevier und nahm beides unter den Arm — man hätte meinen sollen, das Plätzchen sei dafür geschaffen, so passend schmiegte sich beides hinein. Er nahm sodann die Schleppe seiner Sutane auf den Arm und schritt auf den Eingang zu.

Vater Mick's Miene war so zufrieden wie immer, obschon er heute spät zum Frühstück kam; der alte Herr fühlte sich immer ganz glücklich, wenn er eine gute Beichte gehabt, das ist, wenn viele Leute zum Beichtstuhle geströmt und namentlich mehrere darunter gewesen waren, die seit geraumer Zeit zum ersten Male wieder kamen.

Vater Mick hatte eine wunderbare Manchfaltigkeit in der Art und Weise, auf die Gewissen solcher „Ungetreuen" zu wirken. Er besuchte sie, paßte ihnen die Wege ab, traf mit ihnen an den abgelegensten Plätzen zusammen, und zwar Jahr aus Jahr ein zu jeglicher Zeit und Stunde. Selten gebrauchte er Drohworte, der alte Vater Mick; vielmehr ruhten seine Augen voller Liebe auf dem Sünder. Er hörte in aller Geduld seine Entschuldigungen an, oder ertrug die Ausbrüche seiner übeln Laune; er war in des Wortes wahrstem Sinne so sehr ein „Vater" seiner Gemeinde, daß ein ganz verhärtetes Gemüth dazu gehörte, ihm zu widerstehen.

Was des greisen Pfarrers Wirken in hohem Grade begünstigte, war der Umstand, daß er als arm bekannt war und daß er niemals einen Anschein von Reichthum zeigte. Des Priesters Platz ist im Herzen! Vater Mick wußte sehr wohl, daß Diamantringe und Equipagen mit schnaubenden Rossen dem Herzen des armen Mannes nicht zusagen; er wird sie bewundern, und, Gott verzeih' ihm! den Besitzer vielleicht darum beneiden, — die menschliche Natur ist ja so schwach, — aber lieben wird er ihn nicht. Zudem war Vater Mick der Ansicht, es werde die Aufgabe eines Priesters wesentlich durch die Liebe erfüllt, und er bestrebte sich daher, Allen Alles zu sein.

„Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, wie der Apostel lehrt," pflegte der gute Priester zu einem jungen Caplan zu sagen, der an einem entlegenen Orte der Pfarrei wohnte, aber ihn wöchentlich zweimal besuchte

„Tom, mein Sohn, wirke nur immer auf das Herz ein! Ist das nicht der beste Weg? O, das arme Volk hat doch nur uns, sonst Niemanden, der es liebt! Die ganze Welt ist ja gegen die Armen bis auf uns, ihre Priester! Sieh nur, wie ihre Augen leuchten, wenn wir uns ihnen nähern, und welche Herzlichkeit und Freude in ihren Blicken ist, wenn sie uns die Hand drücken. Ach, Tom, es ist ein gutes Volk, wahrlich ein gutes Volk; wir können es nicht genug lieben!“ Dann erzählte Vater Mick Geschichten aus Frankreich und Spanien, aus Italien und England — die natürlich sämmtlich darauf hinausliefen, die Vorzüge des „alten Stammes“ darzuthun; dabei pflegte er dann den Blick zum Himmel zu erheben und Gott zu danken, daß Irland dem Glauben treu geblieben sei.

Des Morgens eine lange „Sitzung“ im Beichtstuhl zu haben, war für den alten Pfarrer eine große Freude, und zwar nicht bloß wegen des Nutzens für das Heil der Seelen, sondern auch weil er an der Sache selbst Gefallen hatte. Es lag für ihn etwas Tröstliches, ja Erhebendes darin, wie die Sünder sich vor dem Antlitze Gottes erniedrigten; und anderseits fand er sich tief gedemüthigt, indem er die fast engelgleiche Tugend mancher schlichten Seele erkannte. Oft saß der wackere Beichtvater da und erhob schweigend die gefalteten Hände zum Himmel, und sein Herz strömte über, bis ihm die Thränen über die Wangen rollten, wenn ein armes Kind aus dem Volke in Demuth seine einfache Selbstanklage vorbrachte, in der Furcht, seinem Schöpfer sehr undankbar

geworden zu sein, weil ein Schatten über seine reine Seele hingegangen war, der jedem andern Gewissen kaum fühlbar gewesen wäre. „Ach, mein Gott!“ seufzte er dann, „wie demüthig und dankbar sollten wir sein!“

Vater Mick ging also durch das Hauptthor des Kirchhofes, als sich ein junger Bauer zu ihm gesellte, den er zwar nicht kannte, dessen Miene ihm aber gefiel. Er gerieth in ein ernstes und anziehendes Zwiegespräch mit demselben. Sie blieben auf dem Wege nach dem Pfarrhause mehrmals stehen, indem Vater Mick sich gegen seinen Begleiter wandte und ihm in's Angesicht schaute; der junge Bauer klemmte seinen Stock zwischen die Füße, ließ die Hände darauf ruhen, und blickte so Vater Mick an. Dann sprachen sie eifrig zusammen. Als sie bei dem Pförtchen angelangt waren, hielten die beiden, wie auf Verabredung, inne und blieben stehen; der junge Bauer setzte seinen Weg nicht weiter fort.

Ein liebliches Schauspiel war es, das sich vor Vater Mick's kleiner Hausthüre dem Blicke darstellte, — trüben Auges betrachtete es der Greis. Drei kleine Mädchen, nett und sauber gekleidet, doch barfuß, die eine schwarzhaarig, die beiden andern mit blonden Flachsköpfchen, waren beschäftigt, ein ganz kleines Kind gehen zu lehren. Zwei hielten das kleine Geschöpf an den Händchen, das dritte stand einige Fuß entfernt, die Arme ausbreitend und ein flimmerndes Spielzeug haltend, um so dem jungen Erdenpilger Lohn und Schutz zu bieten. Neben der Thüre saß auf einer sehr schmucklosen Ruhebank ein junges Mädchen; sie hielt ihre

Arbeit, die ihr in den Schooß gesunken war, mit der linken Hand, während sie mit halb geöffneten Lippen und zärtlichen Blicken der Unterhaltung der harmlosen Kinder zusah. Vater Mick schaute die junge Dame und dann die Kleinen an, und während er auf sie hinsah, weinte er ungesehen — das arme, alte, gute Herz.

Ailey Moore hatte dem Betzimmer des wackern Pfarrers ihren gewohnten Besuch abgestattet; heute hatte sie das Kindchen der entschlafenen Peggy Hynes mitgebracht und war nun in Sinnen versunken über seine Schönheit und sein Geschick, während die kleinen Mädchen, deren einige ihr immer zu folgen pflegten, ganz entzückt waren, daß ihnen erlaubt wurde, dem Kinde Gesellschaft zu leisten.

Als Ailey des alten Herrn ansichtig wurde, lief sie auf ihn zu, und das ältere der Mädchen hob das Kind behend auf den Arm.

„Glückliche Jahre! Sommerliche Tage meiner kleinen Ailey!“ rief der gute Priester.

„Aber, Herr Pfarrer,“ fiel das holde Mädchen ein, indem sie ihn liebevoll anblickte, „wahrlich, Sie verweilen gar zu lange in der Kirche!“

„Noch gar manchen sonnigen Tag werde ich unter des Kirchhofs Schatten ruhen, mein Herz,“ *) erwiderte Vater Mick. „Hienieden ist keine Stätte der Ruhe, meine Liebe, hier ist nur ein Ort der Arbeit, obschon in dieser Arbeit selbst manchmal viel Beseligendes liegt, Ailey.“

*) Im Irischen: a cushla, eigentlich: mein Puls.

Mit einem sprechenden Blicke sah sie auf ihn; sie verstand die heilige Frömmigkeit des edeln Greises.

„Ailey," sprach er in so ernstem Tone, daß die Arme erblaßte, „Ailey, betrachten Sie Nichts in dieser schlimmen Welt als etwas Anderes, denn als eine Prüfung; betrachten sie es ja nicht anders, meine Theuere! Zu Unserer Lieben Frau, Ailey, mein Mädchen, zu ihr wenden Sie sich stets, und streben Sie nach keinem bessern Glück, als in ihrer Nähe zu weilen!"

„Es hat sich gewiß etwas zugetragen, Vater," sagte Ailey erregt.

„Kommen Sie, lassen Sie mich Ihre kleine Aileen betrachten!" rief der Priester, ihre letzte Bemerkung nicht beachtend. „Kommen Sie," fuhr er fort, „ich habe die Kleine eigentlich noch nicht recht gesehen."

In seine Westentasche greifend, langte er eine Medaille mit dem Bilde der unbefleckten Empfängniß hervor.

„Ich muß doch sehen, ob Aileen ihre Mutter schon kennt!" und sich herabbeugend, hielt er dem Kinde die schimmernde Medaille entgegen. Es streckte die Aermchen aus und näherte sein rosiges Mündchen dem Gesichte Vater Mick's. Die Kinder erkennen den Charakter der Menschen, sagt man, und wirklich gaben die Kinder einmüthig Zeugniß zu Gunsten des alten Pfarrers. Er hob das Kindchen auf, nachdem er Stola und Brevier Fräulein Ailey eingehändigt, und sagte, er wolle zum Frühstück hineingehen.

Der junge Bauer hatte dem Vater Mick seltsame und leider nur zu traurige Neuigkeiten mitgetheilt. Er war so eben von Kinmacarra gekommen und hatte daselbst aus zuverlässiger Quelle in Erfahrung gebracht, daß Gerald Moore eines Mordes und der Mitwissenschaft und Mitschuld an dem Verbrechen eines gewaltsamen Einbruchs angeklagt sei; mit tiefster Heimlichkeit war Alles gesponnen und mit größter Geräuschlosigkeit angeordnet worden. Bis zur Stunde waren erst zwei Constabler von dem Vorhandensein des Verhaftbefehls unterrichtet; man hatte jedoch aus der Kaserne zu Kileash eine starke Mannschaft aufgeboten. Die Soldaten konnten in zwei bis drei Stunden eintreffen; dann erst sollte die Verhaftung Gerald Moore's mit größter Oeffentlichkeit und Machtentfaltung vor sich gehen. Die boshafte Seele dieses Anschlags war Herr Jodocus Snapper; er ward unterstützt durch mehrere eben so schlimme Gesellen wie er selbst. Auch Herr Salmer war der Sache nicht fremd, desgleichen Herr Boran und ein Mädchen, das früher, und zwar vor kurzer Zeit erst, bei Fräulein Ailey in Dienst gestanden hatte. Alles war auf das Feinste ersonnen, so daß Moore einer peinlichen Untersuchung nicht entgehen konnte. Aber Gerald hatte auch Freunde — Freunde, die ihn zu retten Willens waren, und, falls er es wünschte, ihn retten konnten, wenn auch nicht sogleich. Das alles dem Pfarrherrn mitzutheilen, war der Bauer gekommen, und um Seine Hochwürden anzugehen, daß er dem alten Vater Gerald's das Herzeleid zu ersparen suche, und

daß er Fräulein Ailey — der armen Kinder Ailey — entferne, wenn ihr edeler Bruder festgenommen würde.

Unter diesen Umständen war der Ernst, mit dem der greise Priester zu Ailey gesprochen hatte, ganz natürlich.

Wie sich denken läßt, fiel Vater Mick's Frühstück sehr spärlich aus. Die innigsten Gefühle seines Herzens waren bei dieser Sache im Spiele; was geschehen sollte, mußte schnell geschehen; der armen Ailey mußte der Anblick der Verhaftung erspart, Gerald selbst mußte davon in Kenntniß gesetzt, und der arme Greis entfernt werden. So ließ denn Vater Mick seine alte Mähre aus dem Stalle ziehen. Niemand wußte, wie alt sie war, selbst Vater Mick nicht. Das Thier war auf dem einen Auge erblindet und schon ziemlich bei Jahren, als er es von einer Wittwe kaufte und dreimal soviel dafür bezahlte, als es werth war. Seit jener Zeit hatte die gute „alte Beß" ihn sieben Jahre getragen, bei Tag und Nacht, bei Regen und Sonnenschein, und war nicht ein einziges Mal gefallen oder auch nur gestrauchelt. Beß kannte Vater Mick und lief ihm nach wie ein Hund; sie war ein plumpes, schwerfälliges und unbeholfenes Thier und trabte gleichmäßig fort bei jedem Wetter und zu jeglicher Stunde, ohne jemals ihren gewohnten Schritt im geringsten zu beschleunigen. Beß hatte sich ihre Aufgabe gestellt und erfüllte sie, that aber nie mehr. Daß sie die Grenzen ihrer Pflicht selbst bestimmte, darin glich eben Beß manchen eigenwilligen Leuten, die wir kennen. Vater Mick war mit Beß vollkommen zufrieden. Wie begreiflich, kam es Niemanden in den Sinn, Beß zu stehlen

oder auch nur zu borgen, — aber manche Leute redeten mit Beß und hegten sogar die Ansicht, sie besäße ein Körnlein Verstand, oder gar zwei.

Vater Mick ertheilte dann manchfache Aufträge, viel mehr als sonst, hinsichtlich der zwei Altäre, nämlich des einen in der Kirche und des andern, der im Wohnhause sich befand. Frische Blumen sollten aufgesteckt und sämmtliche Gefäße blank geputzt werden; eine Stickerei war zu machen, und ferner sollte im Hause Vieles geschehen — Ailey lachte, herzlich vergnügt, über das Tagewerk, das er ihr auftrug. Freilich sprach sie von „nach Hause gehen", aber Vater Mick erwiderte darauf, ihr Vater und Gerald würden selbst herüberkommen und bei ihr bleiben; jenes Haus, meinte er, sei wohl das ihres Vaters, aber das, in dem sie jetzt verweile, solle sie als ihr eigenes betrachten und Herrn Moore darin willkommen heißen. Noch manches Andere sprach der alte Vater Mick in der ihm eigenen heitern Weise; doch hatte seine Stimme viel von ihrem fröhlichen Klange eingebüßt, und sein Blick war nicht halb so hell, als die Worte freundlich waren. Ailey bemerkte Nichts davon; einen Augenblick wohl — nur einen Augenblick — hatte sie den Gedanken, er wäre unwohl; doch bannte er diese Besorgniß dadurch, daß er Abschied nahm.

Sie knieete nieder.

„Möge dich der große Gott segnen, Ailey!" sprach er, „meine liebe Ailey, und möge Er dich lehren, Maria als deine Mutter zu lieben und ihr in Jeglichem nachzufolgen."

„Amen!“ antwortete das holde Mädchen.

Die gleiche Stellung hatten um sie herum sämmtliche Kinder angenommen, sogar Peggy's Kind hatte sich auf seine Kniechen niedergelassen und streckte die runden Aermchen in die Höhe.

„Benacht ahair! Den Segen, Vater!“ rief eines der Mädchen, das wußte, wie sehr Vater Mick sein Celtisch, die alte irische Landessprache, liebte.

„Oh, Calleeni oh — benacht uriv go leir! O, liebe Kinderchen, der Herr segne euch alle!“ Er hob das Kleinste auf, indem er leise für sich sagte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen“, sah ihm in die blauen Aeuglein, küßte es und setzte es nieder. Er bestieg dann die alte Beß und machte sich auf den Weg.

Es war etwas Rührendes, mit Vater Mick einen Ausflug zu machen. Wie der alte Mann so dahin ritt, hatte er für Jedermann ein freundliches Wort oder eine Frage, und Jedermann hatte ein freundlich Wort auch für ihn. Die Mutter hob ihr Kind aus der Wiege, um das verwundert blickende kleine Wesen zum Sattel hinzubringen und „das Zeichen des Kreuzes“ über dasselbe machen zu lassen. Die kleinen Mädchen stellten sich in die Mitte des Weges, um ihren Knix zu machen, wobei es auf eine Medaille ihrer „Schutzpatronin“ abgesehen war. Die Männer aber kamen querfeldein von ihrer Arbeit auf Vater Mick zu, wenn er vorbeiritt, um von ihm Neuigkeiten zu erfahren, und einen herzlichen Gruß von „Ahair Michaul“ — Vater Michael — zu em-

pfangen, „weil's Einem so wohl um's Herz sei, Vater Mick zu sehen", wie sie sich ausdrückten, und „weil es Glück brächte, wenn er mit Einem redete". Gar Viele würden allem Wissen Doctor Creamer's und allem Arzneikram in Kinmacarra vorgezogen haben, auf einer Wallfahrt zur „Station" Vater Mick berühren zu dürfen.

Auf seinem heutigen Ritte war nun der arme Vater Mick in gar übeler Stimmung; wohl war er so freundlich wie immer, aber es ging ihm nicht so von Herzen. Die Männer meinten, es müsse sich ein Angehöriger des Pfarrsprengels vom rechten Wege verirrt haben, und die Frauen waren erbost über diesen Jemand, — gleichviel wer es nun sein mochte — weil er „den armen Vater Mick geärgert habe."

Der wackere Priester erreichte frühzeitig Moorfield und brauchte nicht erst auf Einlaß zu harren; denn der Tritt des geistlichen Herrn war wohlbekannt in den Räumen von Moorfield, und seine Stimme jedem lebenden Wesen im Hause vertraut. Alle Hunde fuhren auf, ihn zu bewillkommnen, und in den Ecken und am Fuße der Treppe stand die Dienerschaft in Erwartung seines Grußes; — pflegte doch der alte Herr Moore immer zu sagen, Vater Mick's Besuche in Moorfield hielten das Haus besser in Ordnung, als sein eigenes Ansehen es vermöge; — wenn auch der greise Priester niemals schalt, so mahnte doch seine Gegenwart schon an Pflichterfüllung.

Als Vater Mick die Allee hinauf trabte, gedachte er so manches glücklichen Tages und mancher schönen Hand-

lung, deren Zeugen diese Bäume und Sträucher gewesen waren; er gedachte der Menschen, die freudigen und reinen Herzens diesen Weg auf und ab zu gehen pflegten, und die vielleicht bald „nicht mehr haben würden, ihr Haupt darauf zu legen". Der arme Vater Mick kannte genau die Vermögensverhältnisse der Moore's und die schändlichen Absichten Snapper's, und er hatte auch sein Weniges gethan, den Windungen der Bosheit zu begegnen. Doch was konnte er ausrichten?

Vater Mick wurde mit allseitigem Willkommen von Menschen und Thieren empfangen, mit freundlichen Blicken und Fragen von Seiten der weiblichen Bevölkerung des Hauses. Alles hatte hier das gewöhnliche Ansehen, und Vater Mick dachte mit Schmerz daran, wie bald sich das Alles ganz ändern sollte. Da stand im Vorsaal der blank gescheuerte Tisch, auf dem ein schwarzer Strohhut mit breitem Rande lag; der Kleiderstock befand sich zur Seite des Treppenaufganges, und dieser, hell und geräumig, zeigte alle Merkmale der Sorgfalt und des Geschmackes. Auf dem ersten Treppenabsatze war eine Büste Gregor's XVI. angebracht — Bronceguß von sehr feiner Arbeit — welche Gerald von einem Freunde zum Geschenk erhalten hatte, der seine begeisterte Liebe zu dem heiligen Vater kannte.

Der alte Herr Moore war glücklicherweise ausgegangen und Gerald so eben heimgekommen. Der junge Mann erkannte sogleich die Stimme des Besuchers und befand sich im nächsten Augenblick im Gesellschaftzimmer bei ihm. Mit Artigkeit geleitete er Vater Mick die Treppe

hinauf zu seinem „Heiligthum", öffnete die Thüre und bat ihn einzutreten.

Wie erstaunte da Vater Mick: — Alles war wie für eine Reise gepackt! Gerald griff in die Brusttasche und langte ein Päckchen heraus, das er Vater Mick einhändigte. Dann schlang er die beiden jugendlich rüstigen Arme um des Priesters Hals, und küßte und liebkoste ihn mit einer Innigkeit, als wäre er wieder ein Kind geworden. Gerald weinte nicht, noch seufzte er, oder rang die Hände; Ernst und Entschlossenheit sprachen aus seinen bleichen Zügen.

„Sie sehen, Vater," sagte er, „ich weiß Alles, — ich habe es bereits gestern auf eine geheimnißvolle Weise erfahren. Ich hätte mich entfernen, hätte der Gefahr aus dem Wege gehen können, aber das mochte ich nicht thun."

„Nein, nein!" rief Vater Mick.

„Immerhin besser, unschuldig leiden, als Schmach auf sein Haupt laden und der Welt ein Aergerniß geben. Ich will — "

„O, sagen Sie nicht, Sie wollen oder können leiden, Gerald! Ueberlassen Sie das der göttlichen Vorsehung. Daß Sie es wollen, das weiß ich. Ach! ich weiß es nur zu gut, daß Sie es wollen; aber so fügt es Gott gewöhnlich nicht. Die wahre Philosophie sowohl wie die wahre Religion besteht darin, Nichts hienieden zu suchen, mein Sohn; denn diese Welt ist nicht die unsere, u n s e r e Welt muß erst kommen. Gleichwohl ist es auch nicht immer Gottes Absicht, daß der Schuldige seinen

Fuß auf den Nacken des Schuldlosen setze; ja, Er will das in den meisten Fällen nicht, und wird es auch in Ihrem Falle nicht wollen, mein Sohn. Nicht wahr, Er wird es nicht wollen?" Und indem Vater Mick diese kindliche Frage stellte, da klang seine Stimme ganz gebrochen.

„Vater," sprach Gerald, „auf Ihren Knieen bin ich groß geworden, und ebenso die arme Ailey. Ich —"

„O, o! laß ab, Gerald; laß das nun, sprich nicht davon. O, Ailey — unsere liebe Ailey Moore!" Der Greis zog das Taschentuch hervor. „O, Gerald, Ailey gilt mir mehr denn Alles, — mehr denn Alles auf der Welt, mein Sohn; du Sohn meines Herzens!" sagte der Greis. „Ich werde für Alles sorgen, Gerald, als wenn du mein eigener Sohn wärest, und — "

„Und Gottes Wille geschehe!" antwortete Gerald.

„Mein lieber Sohn!" rief Vater Mick leidenschaftlich und umarmte seinen jungen Freund.

Eine Stunde etwa nach diesem Besuche sah man Vater Mick und Gerald Moore zusammen nach Kinmacarra reiten. Wie gewöhnlich wurde Vater Mick unterwegs oftmals angesprochen, und auch Gerald grüßten der Leute viele.

Gerald war ein stattlicher junger Mann; doch bildete seine äußere Erscheinung nur einen kleinen Theil seiner Vorzüge. Die Seele war es, die man aus Jeglichem heraussah und herausfühlte, was er that, aus jedem Winke seiner Hand, jedem Blicke seines Auges, aus jedem

Worte und jeglicher Bewegung. Jeder erkannte, daß in diesem Manne eine nie versiegende, doch leidenschaftlose Energie liege.

Darum war Gerald Moore für Schwächlinge ein Gegenstand der Scheu; sie entsetzten sich vor ihm; aber eben darum war er auch der Stolz der Edeldenkenden, — galt er ihnen doch als das Musterbild eines Mannes.

Der Flecken Kinmacarra besteht aus zwei Gassen, deren eine am Ende der andern in einem rechten Winkel vorbeiläuft. Schieferdächer finden sich nur auf dem Polizeigebäude, dem Gasthofe, der Kaserne der Constabler und einer Schenke; alle übrige Gebäude haben Strohdächer. In angemessenen Zwischenräumen sind die Düngerhaufen vertheilt, in deren schwarzer Jauche sich etliche Schweine in gemüthlicher Behäbigkeit herumwälzen; einige halb ausgehungerte Hunde genießen in der Sonne liegend „Hunger und Bequemlichkeit"; hier und dort laufen zwei oder drei Kühe auf's Gerathewohl umher, recken die Nase in die Höhe und brüllen, oder greifen einen der Köter an, die es für ihre Schuldigkeit halten, sie anzukläffen. Just in der Mitte jener Gasse, welche, wie bemerkt, im rechten Winkel an die andere stößt, steht die Polizei-Kaserne. Zur Linken zieht sich in einer kleinen Entfernung eine lange, düster aussehende, hügelige Landstraße hin; zur Rechten entdeckt man, verborgen in der Bäume lieblichem Schatten, eine Brücke, unter welcher der Fluß sich zwischen waldigen Ufern der See zuwälzt.

An der Brücke wartete eine Compagnie Soldaten, und etwa zwanzig Schritte davon eine Schaar berittener Polizeidiener. Die erstern hatten ihre Gewehre zusammengestellt und schlenderten innerhalb Schußweite umher; die letztern hielten, zum Aufsitzen bereit, ihre Rosse am Zügel.

Das Städtchen war heute ziemlich belebt. Ueberall sah man Landleute, zu dreien, fünfen, zu zehn — mehr oder weniger, wie sie sich eben zusammenfanden — hin und wider gehen. Mit möglichster Gravität schritten die Polizeidiener des Städtchens zwischen den Leuten hindurch und an allen Plätzen des Ortes umher, wachend, daß keine Ruhestörung und keine Mißachtung ihrer „Gewalt und Macht“ statthabe. Am dichtesten gedrängt jedoch stand die Menge am Eingange des Polizei-Amts, augenscheinlich in Erwartung eines Ereignisses, das sich da begeben sollte. Es war heute Gerichtstag, und Processirende wie Bummler erwarteten das Erscheinen der Gerichtspersonen.

Nachmittags, ein Viertel über zwei Uhr, erschien in der Ferne auf dem düstern Wege ein Wagen; in demselben Augenblicke kam aus anderer Richtung her ein Steuereinnehmer-Karren und kurz darauf ein Gig mit Herrn Joyce Snapper, Gerichtsanwalt und Landagent; Forde, sein dienender Geist, saß an seiner Seite. Aus alle dem war leicht zu schließen, es werde diesen Nachmittag „Gericht gehalten“.

Nach Verlauf weniger Minuten ist Herr Snapper mit den die Soldaten und die Polizeimannschaft befehli-

genden Officieren in eifrigem Gespräche begriffen; er ist sichtlich bemüht, ihnen eine Obliegenheit des Dienstes mit Nachdruck einzuschärfen und ihnen den Plan zu irgend Etwas auseinanderzusetzen. Der Landagent stampft mit dem Fuße, klatscht mit der einen Hand in die andere und zeichnet sodann eine Reihe mathematischer Linien, nicht auf den Boden, sondern einige Fuß über dem Boden in die Luft. Seine Blicke sind ungemein vielsagend, und die beiden Offiziere schauen unter den Schilden ihrer Kopfbedeckung hervor mit anscheinend großer Aufmerksamkeit ihm zu. Zu Herrn Snapper tritt ein Mann, ziemlich gut, ja wohlhabend gekleidet; er trägt nämlich einen blauen Rock mit Metallknöpfen, Hosen von grobem Baumwollenzeug und graue Strümpfe, auch gute Schnürschuhe.

„Ersparen Sie sich die Mühe," flüstert der Fremde Herrn Snapper in's Ohr; „er ist in der Stadt. Er ist selbst gekommen, sich dem Gerichte zu stellen."

„Was! Wie!"

„Herr Moore ist eben in's Amthaus gegangen, und Sie würden besser thun, sich in den Gerichtssaal zu begeben."

„Zum Henker!" rief Snapper. „Zum Henker!" wiederholte er, „da hat Einer ausgeplaudert, und so weiter. Sagt, Mac-Cann, wer war mit ihm zusammen, mit Moore?"

„Der Pfarrer war's", antwortete Mac-Cann.

„Der katholische Geistliche?"

„Der katholische Geistliche."

„Zum T.....l mit ihm! und so — “

„Herr Snapper!“ brüllte eine Stimme vom Thore des Amthauses her.

„Hier!“ rief Snapper. „Mac-Cann, sage ich,“ rief er wieder, zum Guckkastenmann sich wendend, „haltet Euch bei mir und folgt mir auf dem Fuße.“ Dann raunte er ihm in's Ohr: „Mac-Cann, wenn dieser Angeklagte seinen Lohn bekommt, sollt Ihr eine goldene Guinee erhalten, und so weiter. Kommt!“

„Ich halte mit Euch,“ sagte der Guckkastenmann, dessen Stirne sich in düstere Falten zog, als er sich anschickte, dem Landagenten zu folgen.

Im Gerichtssaale war wohl großer Lärm, aber keine Aufregung wahrzunehmen. Der Priester und der junge Moore hatten sich schon eingefunden; sie waren an diesem Orte eine seltene Erscheinung. Auch Pfarrer Salmer war hierhergekommen, und es nahm sich seltsam aus, den katholischen Priester und den protestantischen Prediger beisammen zu sehen. Soldaten waren, ohne daß dafür irgend ein Grund vor Augen lag, in starker Zahl zugegen. Auch ein Fremder, ein Edelmann oder ein Herzog, wie es hieß, kam mit dem „Lord“ und „Herrn Großkinn“, wie die Landleute den edeln Herrn Hyacinth, den wir bereits kennen, zu nennen pflegten. Diese Herren erregten wohl Neugierde; doch war, bis Herr Snapper von der Straße hereinkam, keine Aufregung zu bemerken. Die Soldaten stellten sich nun auf. Es ward bekannt, daß der junge Reginald Moore eines Mordes angeschuldigt sei, und daß Snapper, Mac-

Cann und Forde als Hauptzeugen gegen ihn auftreten würden. In wenigen Minuten durchlief diese Neuigkeit die ganze Volksmenge; Hände und Blicke erhoben sich, und manchfache Rufe wurden laut. Nachdem so die Theilnahme angeregt war, drängte sich das Volk herzu, und vor dem Amthause und zu dessen beiden Seiten bildete sich ein dichter Menschenknäuel.

Lord Kinmacarra führte den Vorsitz; ihm zur Seite befand sich links Corkoran Keily Esq., und auf seiner Rechten der „fremde Herr“. Derselbe hatte weißes, kurzgeschnittenes Haar, eine edel geformte Stirne und schwarze Augen. Er sah bleich aus und besaß einen sehr hübschen Mund, besonders schöne Zähne und eine so melodische Stimme, wie man sie nur immer hören mag. Der Fremde war nur ein Fünfziger; jedoch hielt er sich, gleichsam unter der Last der Jahre, leicht vorwärts gebeugt. Er trug einen Sommerrock von heller Farbe mit dunkeln Knöpfen, eine leichte Halsbinde und weiße Beinkleider. Im Ganzen war er eine Erscheinung, welche Aller Blicke auf sich zog. Herr Hyacinth befand sich ebenfalls unter den Richtern; aber er war zur Zeit nur damit beschäftigt, an seinem Schnurrbärtchen zu drehen, das erst noch wachsen mußte; auch trug er einen Augenzwinker, dessen Glas sogar in Gold gefaßt war.

Herr Salmer saß auf einem Stuhle in der Nähe der Richterbank, und Frau Salmer, wie dies selbstverständlich ist, ihm zur Seite. Herr Snapper befand sich unter den Anwälten; bei ihm standen Forde und Mac-

Cann. Gerald und Vater Mick standen an der Wand, das Gesicht der Versammlung zugekehrt.

Da war ein Gestöhne, ein unruhiges Hin- und Herbewegen, ein Drücken und Stoßen, dann und wann ein Schrei oder ein Fluch — in jeder Minute wuchs die Unordnung und die Ungeduld des Volkes. Die Advocaten schrieben eifrig und trieften von Schweiß.

Endlich entstand eine peinliche Stille. Ein Gerichtsdiener trat vor, ging an Vater Mick vorüber und legte seine Hand auf die Schulter Reginald Moore's.

Ohne die mindeste Veränderung in Blick oder Haltung zu zeigen, verbeugte sich Gerald; Vater Mick schauderte zusammen. Der ganze Saal brach in einen ermuthigenden Beifallruf aus, so gewaltig, wie wir es nimmer gehört; es war, als wollte das Volk ein „Wir sind hier!" seinem jungen Lieblinge und seinem Priester zurufen.

„Der Gerichtssaal muß geräumt werden!" rief ein Anwalt.

„Räumt den Saal!" rief Snapper.

„Ist Gefahr vorhanden?" fragte der Gutsherr von Kinmacarra.

„Ganz bestimmt, Mylord", antwortete Snapper flüsternd.

„Bah! durchaus nicht; es hat Nichts zu bedeuten," meinte der fremde Herr.

„Doch — wirklich, Sie sehen — hm — hm — Snapper!" rief Lord Kinmacarra.

„Ja, Mylord," sagte Snapper. „Laßt den Saal räumen!"

„O du Schlange!" rief eine Stimme.

„Gerichtsdiener!" schrie Snapper.

„Setzt ihn in's Gefängniß!" ließ Einer der Zuschauer sich vernehmen.

„Schön Liebchen! Ha, ha, ha! Die Schönheit will ihr hübsches Gesicht wohl nicht gern verbergen?" höhnte ein Anderer.

„O Jemine!" brüllte ein Bursche mit einer Stentorstimme.

„Ein Hurrah für Gerald Moore!" riefen zehn Stimmen, und ein ungeheueres Hurrah erfolgte.

„Ich werde — hm — ich sage Ihnen, Snapper — ich lese die — hm — "

„Die Aufruhr-Acte, Mylord," ergänzte Snapper.

„Gewiß — hm — ."

„Wollen Euere Herrlichkeit gestatten, und Sie, meine Herren?" sagte der katholische Geistliche vortretend. „Wollen Sie mir gestatten, jeder für Sie wie für das Volk bedenklichen Störung zuvorzukommen?"

„Dieser geistliche Herr — ist Pfarrer Quinlivan?" fragte der fremde Herr.

„Ja," lautete die lakonische Antwort des Grundherrn.

„Kinder!" sprach Vater Mick, „fürchtet Nichts für Gerald, — Gott der Allmächtige ist mit ihm, und Er wird ihn aus den Netzen der Uebelgesinnten und Mißleiteten erretten. Laßt nur hier den Dingen ihren Lauf — die göttliche Vorsehung wird Alles auf's Beste fügen,

nachdem die Menschen das Ihrige gethan haben und während sie es thun. Betet für Herrn Moore! Ich weiß ja, ihr habt ihn lieb, und nicht ohne guten Grund. Betet auch für den alten Mann zu Hause, der ja niemals vor dem Armen die Thüre schloß, und betet für —" hier hielt der Greis inne, das Volk aber fühlte richtig, was er meinte. Niemand sprach den Namen laut aus, aber Jedermann murmelte für sich: „Ailey Moore." — „Geht jetzt hinaus," fügte der Priester hinzu. „Geht hinaus ihr alle, meine Brüder, Einer wie der Andere!"

Verwunderung malte sich in den Blicken des fremden Herrn, denn binnen fünf Minuten enthielt der Saal nur noch die Beamten und Zeugen, den Angeklagten und Vater Mick.

Die Anführung aller Einzelheiten in den Aussagen der Zeugen würde nichts Anziehendes haben; wir erwähnen daher nur Folgendes. Eine Dienerin Ailey Moore's sagte aus, sie habe in der Nacht, in welcher der Mord begangen wurde, Herrn Gerald um drei Viertel auf zwölf das Thor geöffnet. Herr James Boran, der einen neuen schwarzen Anzug trug, sah ihn eine Viertelstunde vor der That in der Richtung nach dem Landsitze des Gutsherrn von Kinmacarra gehen. Forde war eben auf dem Wege zur Wohnung des Gutsherrn, um dort Herrn Snapper zu besuchen, als er den Knall einer Pistole hörte, und einen Mann durch das Nachtdunkel fliehen sah; „dieser Mann," das beschwor er, „war Gerald Moore." Forde erklärte, er habe darum früher keine Anzeige gemacht, weil er sich gefürchtet, bis endlich die Stimme des Gewissens

in ihm die Oberhand gewonnen und er eingesehen habe, daß er es dem Lande schuldig sei. Endlich war ein Taschentuch von feinem Battist, das, von Frauenhand zierlich eingezeichnet, den Namen „R. Moore. 12." trug, an der Stätte des Mordes gefunden worden. Gerald selbst war höchlich erstaunt, nicht so sehr über die Beschuldigung, als über die Individuen, welche dieselbe vorbrachten. Er fragte sich, in welcher Art er ihnen wohl geschadet oder sie beleidigt oder irgendwie ihr Glück gestört haben möge; aber er vermochte sich keiner solchen Handlung zu entsinnen. Im Gegentheile, dreien von ihnen hatte er oftmals Dienste erwiesen, und die vierte Person hatte einige Jahre hindurch von seinem Brode gegessen! Es war unerklärlich, doch er dachte: „Gottes Wille geschehe!"

Es fanden sich natürlich abweichende Angaben und Widersprüche in den Zeugenaussagen, und es war nicht unwahrscheinlich, daß das Geschworenengericht „das Gewebe in tausend Stücke zerreißen würde", wie Vater Mick sagte; doch lagen Verdachtgründe genug vor, um die Einleitung einer Untersuchung gegen Gerald zu rechtfertigen. Der öffentliche Ankläger, ein Polizei-Beamter, behauptete sogar, er könne vor den Assisen noch weitere Beweisgründe vorbringen, was hier nicht statthaft wäre, für jetzt genüge seines Erachtens das Vorliegende. Und es genügte wirklich. Snapper nahm eine triumphirende Miene an; der vorsitzende Gutsherr von Kinmacarra warf sich wichtigthuend in die Brust; Hyacinth schaute durch sein Glas. Der fremde Herr blickte unwillig

und gedankenvoll vor sich hin. Vater Mick vergoß Thränen.

Draußen an der Thüre harrte die Menge. Die Einen sprachen laut, Andere fluchten, Andere stießen Verwünschungen gegen das Gericht aus, und Viele, sehr Viele zeigten eine ernste, angstvolle Stimmung.

Endlich öffnete sich die Thüre und Gerald erschien auf der Schwelle. Ein betäubender Beifallruf erscholl. „Gott sei Dank!“ hieß es; „Gott sei Dank und Ehre! Vivat Herr Moore!“

Dieser nickte wie gewöhnlich, — es lag eine solche Leutseligkeit und Würde zugleich in Gerald's Verbeugung, daß ein neues erschütterndes Hurrah erfolgte.

„Freunde!“ sprach er mit lauter Stimme, „Vater Quinlivan's Wunsch ist es, und auch ich bitte euch, daß ihr sogleich auseinander gehen möget, alle, Männer, Weiber und Kinder. Ihr nützt euch nichts damit, daß ihr bleibt, und thut unserer Sache Schaden. Zeigt mir, daß ihr dem Manne Gehorsam leistet, der so lange schon, und noch ehe die Meisten von euch geboren waren, für euch gesorgt hat! Vertrauet auf Gott und die gebenedeite Jungfrau Maria!“

Hierauf ertönte kein „Hurrah“ mehr, aber ein dumpfes Weheklagen. Die Armen lieben ja Gott und Seine gebenedeite Mutter.

„Nun also, geht alle heim!“ fuhr Gerald fort.

„Heim! — Heim!“ riefen Hunderte von Stimmen zugleich.

„Ich danke euch! danke euch! Gott lohn' es euch! Fürchtet nicht für mich; aber betet für mich!"

Nun begann die Masse sich zu lichten und in Gruppen aufzulösen, gleichwie sie bei Tagesanbruch sich zusammengesellt hatte. Oft blickten die Leute noch zurück oder blieben einen Augenblick stehen. Doch bald darauf waren die Gassen geleert.

Eine lange Pause trat ein, als Gerald wieder vor den Richtern erschien.

„Schickt um die Militairwache!" sagte Snapper.

„Militairwache, hm — hm — ja, freilich," meinte der Gutsherr von Kinmacarra. „Freilich, laßt Wache holen."

„Weshalb?" fragte der fremde Herr. „Das würde einen Aufruhr hervorrufen."

„Dann werde ich — hm — muß ich die Aufruhr — — — hm — hm "

„Die Aufruhr-Acte verlesen lassen, Mylord," half ihm Snapper.

„Ja, so ist's, — hm — ja."

„Gestatten Sie mir, einen Vorschlag zu machen," sprach der Gefangene, während Snapper's Gesicht seine tiefe Entrüstung über diese Anmaßung ausdrückte. „Wenn Sie die Mannschaft eine kurze Strecke vor das Städtchen gehen ließen und mir erlaubten, in der Dämmerung mich bei ihr einzustellen? Es kann leicht ein Constabler auf mich Acht haben; denn einem jeden achtbaren Manne brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß mir nur daran gelegen ist, die über mich verhängte Untersuchung zu bestehen, nicht, mich ihr zu entziehen."

Der Gutsherr sah Snapper an. Snapper blickte verlegen um sich; sein Gemüth war zwischen Besorgniß und Böswilligkeit getheilt. Der fremde Herr machte der Verhandlung dadurch ein Ende, daß er sich erhob und auf Gerald Moore zuging.

„Um Vergebung, mein Herr!“ sprach er mit feinem Anstande und mit der ihm eigenen wohlklingenden Stimme. „Ihr Muth und Ihr edeles Benehmen haben mich mit Bewunderung erfüllt; ein Mann mit einem solchen Blicke und solchem Benehmen hat nimmermehr einen Mord begangen! Was Sie vorgeschlagen haben, ist das Einzige, was vernünftiger Weise zu thun ist.“

Langsam und sorgenschwer kehrte Vater Mick nach Hause zurück, wo ein schuldloses Herz dem Stahle entgegenharrte, der es bald durchdringen sollte, und ein Greis vergeblich seinen Sohn erwartete, einen Sohn, der niemals seinem Vater ungehorsam gewesen war. Wirf dich nieder am Fuße des Kreuzes, Ailey Moore! Erhebe den Blick zur schmerzhaften Jungfrau! Gequält und zerrissen wird deine Seele werden; nie soll die alte heimische Stätte dich wieder aufnehmen! Wehe dir, unglückliche Ailey!

Halb Ein Uhr war's in jener Nacht — oder vielmehr am kommenden Morgen, da weckte ein donnerndes Pochen den Gefängnißwart von Clonmel aus dem Schlafe. Draußen vernahm man ein Getöse von Waffen und das Wiehern von Pferden, die den Boden mit ihren Hufen stampften.

Ein Riegel wurde zurückgeschoben, noch einer, und eine Kette fiel. Eine Laterne warf ihre Strahlen in das Morgengrauen hinaus.

„Wer da?"

„Wache und Gefangener."

„Haftbefehl?"

„Ja."

„Kommt."

In dem Augenblicke, als er die Schwelle überschritt, fühlte Gerald seine Hand krampfhaft ergriffen und herabgezogen. Er blickte nieder, vermochte jedoch die kleine Gestalt nicht zu erkennen, die vor ihm auf den Knieen lag.

„O, Herr Gerald! laßt mich hinein! laßt mich hinein!"

„Weshalb? — Wer bist du?"

„O laßt mich hinein! Ich muß hinein, ich muß!

„Du! Bist du's? — armer kleiner Eddy! Ich will wissen, weshalb — "

„O, ich muß hinein!"

Der Polizeisergeant erkannte nun Eddy.

„Wie kommst du hierher, Bursche? Sprich! Wie kommst du hierher?"

Der Knabe ließ Gerald los, lief auf den Sergeanten zu und rief, vor ihm auf den Knieen rutschend:

„O laßt mich hinein! Nicht wahr, Ihr thut es?"

„Warum?" fragte der Sergeant, aber ehe er eine Antwort erlangen konnte, war der kleine Edward schon

wie todt zu seinen Füßen hingesunken. „Muß hinein" waren seine letzten Worte.

So kam er wirklich hinein, der kleine Betteljunge. Die Pforte schloß sich hinter Gerald Moore.

Zehntes Capitel.

Der Abtrünnige.

Sechs Wochen waren hinreichend gewesen, um in Kinmacarra große Veränderungen hervorzurufen. Herr und Frau Salmer ließen sich noch einmal so oft wie früher in der Oeffentlichkeit sehen; Herr Snapper war besoldeter Richter und nun wirklich „ein ganzer Teufel" geworden. Der Grundherr fing in vollem Ernste an zu glauben, „das Land könne doch wohl vom römischen Irrthum bekehrt werden", d. h. es würden sich auch in seiner Gegend arme Leute finden lassen, welche durch Bestechung oder Gewalt zum Abfall vom Glauben ihrer Väter gebracht werden könnten. So viele Versuche, das irische Volk von seiner Kirche abwendig zu machen, sind schon gescheitert, daß man glauben sollte, die Bekehrungsversuche würden endlich als vergeblich aufgegeben werden; aber man weiß immer für den schlechten Erfolg einen Grund zu finden. Bald wurde nicht genug Geld vertheilt, und dann liegt der Fehler an den Protestanten in England; bald wurde zu viel ausgetheilt, und dann trägt die Unklugheit derjenigen die Schuld, welche die Fonds zu verwalten haben; bald ist man zu milde

und zu duldsam aufgetreten, und hat das Papstthum bloß mit Worten, statt mit Gewalt angegriffen, was als Feigheit und Schwäche gilt; bald hat man durch übergroßen Eifer die weichen Seelen der Unerleuchteten erschreckt und die armen Leute dadurch von dem Anhören des „reinen Wortes" zurückgescheucht, was augenscheinlich unklug und nicht „schriftgemäß" ist. Es ist ein Glück, daß jeder neue Prediger die Mißgriffe seines Vorgängers immer gleich erkennt und vermeidet, und so zu neuen Hoffnungen berechtigt; und da zu erwarten ist, daß sich immer neue Missionäre finden werden, welche die Sache jedesmal besser anzugreifen versprechen wie ihre Vorgänger, so werden die Frommen in London, welche ihr Geld für die Bekehrung Irlands hergeben, immer wieder neue Hoffnung schöpfen dürfen. Es wäre nur zu wünschen, daß die Leute, ehe sie sich die Bekehrung Irland's angelegen sein lassen, daran dächten, in welcher furchtbaren Ausdehnung religiöse Unwissenheit und sittliche Verkommenheit in England herrschen. Dort sollten sie ihren Eifer für das Heil der Seelen zeigen!

Um also die „Bekehrung von ganz Irland" anzubahnen, eine „entschieden neue Art von Bearbeitung der Güter" einzuführen, und endlich um „den Geist der Betriebsamkeit" auszugießen, — durch welchen alle diejenigen sich auszeichnen, welche das Joch der Geistlichkeit abgeschüttelt haben, — vereinigte sich das Haus des Gutsherrn mit dem des Predigers, und Herrn Joyce Snapper fiel theilweise die Leitung, theilweise die Ausführung des neuen Systems zu.

Man darf nicht vergessen, daß Herr Joyce Snapper ein Martyrer war. Er war um eine ungeheuere Summe beraubt, sein Leben war bedroht worden, und seine Gesundheit hatte bedeutend gelitten; er mußte fortwährend einige Polizeidiener als Wache in seinem Hause haben, und beobachtete argwöhnisch die Bewegungen des Landvolkes, da er, wie er glaubte, jeden Augenblick Angriffe auf sein Leben zu fürchten hatte. Aus all diesen Gründen hatte er gewiß ein gutes Recht, gehört zu werden; er galt daher als Autorität und sprach wie ein Buch. Es war somit nur eine kleine Anerkennung seiner Verdienste, daß er zum besoldeten Richter mit einem jährlichen Gehalte von fünfhundert Pfund Sterling ernannt wurde.

Von Moorfield aus hatte man eine reizende Aussicht auf die Gegend umher. Weißgetünchte Häuschen und festgebaute Pächterwohnungen lagen zerstreut im Felde, bald nur zu zwei und drei, bald in kleinen Weilern beisammen. Manche schauten freundlich im strahlenden Sonnenscheine von den umliegenden Hügeln herab, während andere, von schattigen Bäumen umgeben, oder durch Vorsprünge und kleine Anhöhen halb verborgen, in ihren heimlichen Verstecken sich noch lieblicher ausnahmen. Mitten durch die Landschaft zog eine Straße in Windungen auf- und abwärts, bis sie fern in der Richtung nach dem Meere zu sich verlor. Längs dieser Straße wohnte eine recht ansehnliche Bevölkerung in den verschiedensten Abstufungen der Armuth, wie die Fügungen der Vorsehung oder die Ungerechtigkeit der Menschen

sie schaffen. Doch wurde nirgendwo ein so herzlicher Gruß dem Fremden zu Theil, als von den freundlichen Gesichtern, die im Vorbeiwandern aus diesen Hütten ihn anblickten; nirgendwo wurde zuvorkommender die Gastfreundschaft geübt, selbst dem Armen gegenüber, als die einfachen und armen, aber glücklichen Bauern es thaten, welche an der Straße wohnten, die von Moorfield an das Meer führt.

Nahe dem Ufer des Meeres, etwa zehn Minuten vom Strande, wo auf steilen Klippen ein hoher Leuchtthurm emporragt, und wo man schon im Sande geht und zwischen Felstrümmern, welche die Wogen herbeigerollt haben, liegt ein bescheidenes Dörfchen. Es besteht aus zwei Reihen von Häusern, welche jedoch die Vorderseite einander nicht zukehren, sondern beide schräg nach dem Wasser hinlaufen. Vor den Thüren sind hölzerne Bänke, an den Mauern sieht man große Netze ausgespannt. Rothwangige, wohlgenährte Kinder sitzen vor den Thüren und schauen, ihre Schläfe auf die Hand gestützt, unbefangen nach dem Fremden hin; andere liegen quer über der Thürschwelle, und die Kleinsten lassen sich von Dingern, die nicht viel älter als sie selbst sind, über die Straße führen oder vielmehr fortziehen. Aus den Hütten tönt das Schnurren eines Rades oder die klagende Weise einer alten Legende, welche, in einer jetzt fast untergegangenen Sprache gedichtet, dem Singenden selbst nur theilweise verständlich ist.

„Dteanga whilish ar whahair“, die „süße Sprache unserer Mutter“, beginnt in Irland allmälig der Sprache

des Eroberers zu weichen, und bald wird die Lade, welche die Denkblätter keltischen Kampfes und Ruhmes bewahrte, dem Schicksale der Bundeslade Israel's unterlegen sein.

Einige Minuten Weges hinter den Hütten der Fischer liegt ein schiefergedecktes Gebäude; es ist schön weiß getüncht, ordentlich umzäunt, und hat ein ganz reinliches, wenn auch nicht gerade zierliches Aussehen. Es ist zu hübsch für den Ort, wenn man nicht annehmen will, der Eigenthümer besitze Land, und es sieht zu mittelmäßig und schmucklos aus, um für den Aufenthalt irgend eines Gutsherrn zu gelten. Unwillkürlich drängt sich dem, der es sieht, der Gedanke auf, hier müßten Leute wohnen, die kein Interesse irgend einer Art an diesen Ort fesselt, sondern die nur da sind, um ihrer „Pflicht" zu genügen. Dieses Gebäude ist die Kaserne der Polizeimannschaft. Zwischen dem Polizeigebäude und dem Dörfchen befinden sich drei kleinere Häuser; sie sind nagelneu, einen Stock hoch, mit Schiefer gedeckt und weiß getüncht, wie das der Polizei. Auch sie haben Bewohner, welche nicht die Besitzer sind, und solche Gebäulichkeiten sind immer leicht zu erkennen. Dieselben sind kürzlich auf Anordnung des Predigers Salmer und seiner Gemahlin gebaut worden, und zwar ganz genau nach dem Müster der Wohnungen der „Bekehrten" in andern Theilen des Landes, — ein Beweis, daß das „Werk der Bekehrung" in Kinmacarra schon begonnen hat.

In einer Nacht zu Anfang September, als die See

bereits die Gewalt der herannahenden Tag- und Nachtgleiche zu fühlen begann, und die Sommerluft allmälig in den kältern Hauch des Spätherbstes überging, blickte der Mond ruhig auf den eben beschriebenen Ort hernieder. Es mochte fast elf Uhr sein, und grabähnlich war die Stille; sie wurde nur unterbrochen durch das Rollen, Wogen und Branden der nahen See, worin die Stimme des erhabenen Schöpfers an das Ohr schlug, welches seinem Worte lauschen wollte. Ein armer Mann, gebeugt und schwach, lenkte seine Schritte nach dem Fischerdorfe. Er trug einen langen Stab und einen Rosenkranz und betete. Als er dem Dorfe näher kam, lauschte er mehrmals aufmerksam und schaute ringsum, als ob er des Weges nicht ganz sicher wäre, — festen Schrittes ging er jedoch weiter. Als er sich vor dem Polizeigebäude befand, blieb er einen Augenblick stehen, faßte dasselbe scharf in's Auge und blickte dann umher; jetzt schien er seiner Sache gewiß zu sein, denn er schritt rasch vorwärts. Bald verließ er die Hauptstraße und wandte sich nach den Fischerhütten.

Er hatte kein sehr heiteres Bild vor sich in Goulna-Coppul — dies war der Name des Dorfes. Der liebliche Mond schien so klar; die mächtigen Wogen wälzten sich dahin in seinem reinen Lichte; der Himmel war tiefblau und die Sterne glänzten so freundlich, wie der liebe Gott sie gemacht. Aber neben dieser See und unter diesem Himmel voll Licht und Liebe, mitten in der herrlichen Schöpfung des lieben Gottes war der Fluch, den der Mensch über Gottes Volk und Werke gebracht.

„Ach! ach!“ seufzte der gutherzige alte Mann — es war der unermüdliche Shaun a Dherk. „O Gott! Dahin ist die arme Peggy gekommen?“

Sein Blick war auf drei Hütten gerichtet, welche in verschiedenen Stadien des Verfalls sich befanden. Von der mittlern standen nur noch drei niedere Mauern; sie hatte kein Dach mehr; ein Tisch und ein zerbrochener Stuhl lagen vor der Thüre. Die erste schien niedergerissen zu sein; es war nichts mehr davon übrig, als ein Haufen Steine, Dachstroh und Sparren. Von der entferntesten hatte sich nur die vordere Mauer aufrecht gehalten; die Schiebfenster befanden sich noch auf ihrem Platze, hatten jedoch kein Glas mehr; auch hier stand ein Tisch vor der Thüre, und daneben eine ärmliche aber anständige Bettstelle. Etwas abseits lag ein Topf; gegen die Rückseite eines anstoßenden Gebäudes war eine Wiege gelehnt, und am Ende des engen Hausganges sah man einen Schuppen, dessen eine Seite auf dem Boden ruhte, während die andere von rohen Holzpfosten gestützt war. Er war augenscheinlich aus dem Stroh und Holzwerk des Daches gemacht; die Seiten waren durch ein paar alte Bretter theilweise geschlossen — ein erbärmlicher Schutz gegen die Kälte einer Herbstnacht! Drinnen brannte ein Licht.

Shaun a Dherk kam näher und schlich leise, wie ein zwanzigjähriger Bursche dahin, bis er unmittelbar an der Seite des Schuppens stand. Da kniete er nieder, um durch eine der vielen Ritzen und Oeffnungen hindurchzuschauen. Als er seinen Kopf wieder erhob,

machte er das Zeichen des Kreuzes. Die Irländer bekreuzen sich immer, wenn sie etwas Ehrfurchtgebietendes, Seltsames oder Wunderbares sehen; wenn ihr Herz von Dank, Kummer oder Ueberraschung berührt wird, so denken sie gewiß stets an den gekreuzigten Gott. Selbst die Sitten und Gebräuche des irischen Bauers sind von der Religion des heiligen Paulus durchdrungen.

Unter dem Schuppen war die Wohnung der armen Peggy Walsh. Es war schon spät an der Zeit, allein Peggy verspürte keine Neigung zum Schlafen. Sie hatte ein Kind auf den Armen, und ein kleiner Knabe von sieben oder acht Jahren lag zu ihren Füßen, während ein Mädchen von vier bis fünf Jahren, in ein Leintuch eingehüllt, sich auf eine ausgehobene Thüre niedergelegt hatte. Die Kinder schienen wenigstens nicht hungerig eingeschlafen zu sein; denn ein Laib Brod lag auf einem Kasten, welcher die eine Seite dieses traurigen Zufluchtortes einnahm, und auf der andern Seite stand ein halb mit Milch gefülltes Gefäß.

Peggy Walsh weinte und blickte mit thränenvollem Auge ihr Kind an. Shaun machte ein Geräusch, gerade laut genug, um Aufmerksamkeit zu erregen und den Hörer doch in Zweifel zu lassen, ob ein Fremder nahe; er wollte die arme Peggy nicht erschrecken. Sie drückte das Kind, das sie auf dem Schooße hielt, fest an die Brust und schaute eine Zeit lang unverwandt nach der Thüre. Dann seufzte sie tief auf und senkte die Augen auf ihr Kind. Ihre Aufmerksamkeit blieb jedoch auf den Eingang der Hütte gerichtet, und als Shaun

eine geräuschvollere Bewegung machte, stand sie vom Stuhle auf. Sie war todtenbleich, zitterte jedoch nicht und sandte einen festen Blick nach der Thüre.

„Ist Jemand hier?“ fragte sie.

„Shaun a Dherk!“ war die Antwort.

„Shaun, der Bettler?“ rief Peggy in gedämpftem aber leidenschaftlichem Tone. „Shaun! Shaun, der Bettler! O, der Segen des großen Gottes sei über ihm!“ Sie sprang vorwärts und entfernte rasch die Bretter; dann stürzte sie hinaus und vor dem Bettler auf die Kniee nieder. Hätte sie das kleine Kind nicht im Arme gehabt, sie hätte ihm die Füße geküßt.

„O möge die jungfräuliche Mutter bei Euch sein! Mögen die lieben Engel Euch beschützen, der Gekreuzigte Euch bewahren, wo Ihr steht und geht! Möge Euch nie ein so furchtbares Unglück treffen, wie das, welches Ihr mir abnehmt, Shaun a Dherk.“

„Still, meine Liebe!“ sagte Shaun, „still, mein Herz! — Ich bin ja nur ein Diener des allmächtigen Gottes und Seiner heiligen Mutter. Gott legte Gerechtigkeit in mein Herz und Kraft in meinen Arm, Schwester! Fürchtet darum nichts! Sorgt für Euer kleines Volk; bst! stört sie nicht auf, hütet sie wohl. Ich werde stets in Euerer Nähe sein, bis Ihr hinüber könnt über's Meer zu dem Manne, den Ihr lieb habt! — Nun, meine Liebe, der Prediger war hier, nicht wahr?“

„Ja, er war hier — möge Gott seinen Schatten fern halten von meiner Schwelle! — O Herr des Himmels! rette mich und alle arme Christen!“

„Er verlangte, Ihr solltet übertreten; dann sollte das alte Haus wieder aufgebaut werden — ist's nicht so?"

„Ach Gott! ja," antwortete sie und schaute so entsetzt darein, als sähe sie ein Gespenst. „Das Kreuz Christi sei zwischen uns und allem Unglück! Er verlangte, ich sollte ihm meine Kinder geben, Paddy Walsh's Kinder! — und ich sollte sie zum Schlosse hinaufbringen und zu seiner Kirche — die armen Würmer!"

„Und was sagte Peggy Walsh?" fragte der Bettler mit funkelnden Augen.

„Peggy Walsh?" entgegnete das arme Weib und schien größer, während ihr feuchtes Auge strahlte, als erblicke sie den Allmächtigen. „O, ich möchte ihn umbringen, — Gott verzeihe mir die Sünde! — ja, umbringen könnt' ich ihn! Der Agent hat mir das Haus niederreißen lassen, und doch könnt' ich für den hartherzigen Teufel beten; ich würde ihn pflegen, wenn er im Fieber läge. Sie setzten mich mit meinen Kleinen auf die Straße, und ich würd' ihnen doch morgen helfen um des Kreuzes unseres Herrn willen und Seiner heiligen Mutter zu Lieb'. Aber meine Kinder verkaufen — Paddy's Kinder! — Diese Kinder, die so gern am Sonntag in die heilige Messe gehen und den Vater Mick so lieb haben, der auch immer so gut gegen sie war! — "

„Nun — Ihr schicktet ihn also fort?"

„Ja; aber ich sagte ihm nicht ein hartes Wort. Ich sagte ihm nur, daß ich meine Kinder nicht dem Teufel verkaufen wolle, bloß damit sie Essen und Kleidung

hätten; Gott und die gebenedeite Jungfrau würden uns in der andern Welt ein Haus geben, wenn wir auch hier keines hätten."

„Und gab er sich damit zufrieden, Peggy?"

„O nein, Shaun. Er sah scheel auf die Jungfrau Maria da, und sagte etwas wider sie. Aber da sagt' ich: ‚Herr', sagt' ich, ‚da drunten in der alten Kirche liegt mein Volk; die Protestanten haben sie erschossen und verbrannt und ausgeraubt — und Sie mögen dasselbe thun! Aber, seh'n Sie, Herr!' sagt' ich, ‚die heilige Jungfrau Maria, die Mutter der Kleinen und den Trost der Armen, die lassen wir uns nicht nehmen!'"

„Und dann?"

„Und dann sagte er wieder so 'was, und da kochte das Blut in mir, denn er lästerte die Mutter Gottes! Und ich sagte: ‚Herr Salmer,' sagt' ich, ‚lassen Sie mich und meine Kinder in Ruhe. Beleidigen Sie die gebenedeite Jungfrau Maria nicht, — halten Sie Ihre Zunge im Zaum, Herr! — Still! Kein Wort mehr!' Und als er noch nicht aufhörte, da verließen mich meine Sinne, und ich schwor, daß ich ihn umbringen würde, und ich packte, was mir in die Hände fiel, und —"

„Gott segne die arme Peggy Walsh!" unterbrach sie Shaun, und drückte ihr ein Goldstück in die Hand. „Ein Freund sendet Euch das: fürchtet Nichts, Liebe — 's ist die Gabe eines ehrlichen Mannes, mir könnt Ihr's glauben. Gott hat Euch gegeben, was Ihr braucht, von voriger Woche an bis heute, und Er wird Euch nicht verlassen, bis Ihr zu Euerm Manne 'nüberkommt."

Nun gab es ein Weinen und Danken von Seiten Peggy's, und sie pries die heilige Jungfrau Maria und alle Heiligen, so daß Shaun das Weggehen schwer fiel. Endlich jedoch gelang es ihm, sich loszureißen; er küßte Peggy Walsh die Hände, stellte die alten Bretter wieder sorglich an ihren Ort und entfernte sich.

In geringer Entfernung von der Hütte begegnete Shaun dem kleinen Eddy oder Neddy, Biddy Browne's Enkel. Er blickte Shaun schweigend an.

„Nun, mein Sohn?"

„Ja," antwortete Eddy, und Beide schlugen die Richtung nach dem Polizeigebäude ein.

Nur eines von den hübschen Häuschen der „Bekehrten" war bewohnt; allein dieses war wohl besetzt, denn Forde's Bruder war der glückliche Heilige. Jim Forde hatte einem Pächter gedient; er war unbeholfen und ein böser Mensch; allein trotzdem gewann er das Herz der Pächterstochter — und brach es, wie man sich sagte. Sie war ein gutes Weib, obwohl sie diesen Bösewicht liebte. Er war Tag und Nacht betrunken, schlug sie und ließ sie hungern. Als sie vor Elend starb, kaufte Vater Mick einen Sarg und ein Leichentuch für sie und ließ sie begraben. Ein halbjähriges Kind, das sie hinterließ, in der gerechten Besorgniß, der Unmensch möchte es bald ihr nachsenden, blieb am Leben; es war jetzt gerade sieben Jahre alt. Jim Forde heirathete zum zweiten Male und zwar eine Wittwe. Die Wittwe hielt sich vollständig überzeugt, daß seine erste Frau nicht fähig gewesen sei, ihn zu „regieren"; dieselbe sei „ein zu gutmüthiges,

einfältiges Ding" gewesen, meinte sie, was sie selbst keineswegs war.

Sie heirathete ihn also; sie bekam Herrn Jim Forde, und Jim Forde bekam zwei Schweine, eine Kuh, einen Stiefsohn und — die Wittwe. Hätte er die Wittwe und den Stiefsohn vertrinken können, so wäre ihm Alles recht gewesen; aber leider konnte er nur das weniger werthvolle Eigenthum vertrinken, und so schlug er eines Tages der Wittwe die Augen blau und den Arm entzwei, und ihren Sohn warf er zur Thüre hinaus. Ihre Hoffnungen, Jim zu „regieren", waren somit binnen Jahresfrist vollständig geschwunden — Jim hatte sich als Herr des Hauses gezeigt. Alle gute Rathschläge und Bitten Vater Mick's dienten nur dazu, den Bösewicht noch mehr zu verhärten, bis endlich Vater Mick drohte, ihn von der Kanzel herab zu tadeln, da er öffentliches Aergerniß gäbe. Als Forde endlich seiner Gottlosigkeit die Krone aufsetzte, indem er der Armen Bestes angriff und einem jungen Weibe aus der Gemeinde Gewalt anzuthun versuchte, da erfüllte Vater Mick seine Drohung.

Kurze Zeit nach diesem Vorfalle kam er, und sein Bruder mit ihm, zur Einsicht, daß „gute Werke" nichts als Unsinn und nur der „Glaube" an die Bibel die große Wahrheit sei. Sie wurden eifrige Bekenner des Glaubens ihrer Gutsherrschaft, und in gewissem Sinne sogar Prediger des Evangeliums; denn Jim wurde Bibelvorleser. Er trug einen schwarzen Rock und eine schmutzige weiße Halsbinde, und ging täglich darauf aus, mit Hülfe der Polizei so viele seiner Nebenmenschen zu

quälen, als die Zeit und die Sorge für seine persönliche Sicherheit ihm gestattete.

Das Haus des „Bekehrten" hatte zwei Zimmer, wovon eines nach rückwärts ging. Shaun blickte rasch durch's Fenster und ging dann um das Haus herum. Frau Forde war in Folge von Schlägen bettlägerig, daher befand sich nur Jim im Hinterzimmer. Shaun trat mit Eddy ohne Zaudern in den Hausgang und sah durch die offene Thüre auf den ersten Blick, daß Jim in guter Laune war.

Jim Forde bewies, daß der Spruch: „in vino veritas — im Wein' ist Wahrheit", auch Anwendung findet, wenn man statt Wein nur Branntwein mit Wasser trinkt. Seine zwei Kinder knieten vor ihm, und er ließ sie ein um's andere Mal wiederholen: „Verflucht sei der Landagent! Verdammt sei Salmer mit seinem Pergamentgesicht! Der böse Blick treffe Lord Kinmacarra! In die Hölle mit den Protestanten!" was die Kinder getreulich thaten. Endlich aber fingen sie an zu weinen, weil sie es gar zu oft sagen mußten.

Shaun hatte dies eine Weile mit angesehen, bevor er in's Zimmer trat.

„Sie unterrichten die Kinder, wie ich sehe, Herr Forde?" sagte Shaun. „Thut mir leid, noch so spät bei Nacht stören zu müssen; doch ich weiß; Sie kennen mich."

Forde schrack ein wenig zusammen; er war jedoch zu betrunken, um sich zu fürchten.

„Ja, beim — ", sagte Jim. „Ich liebe den alten

Glauben und, meiner Seel'! ich will darin sterben. Hol' der T—l die Prediger!"

„Bst!" machte der vorsichtige Bettler; „die Wände haben Ohren, Sie wissen — bst!"

„Was kümmere ich mich d'rum? Alle zehntausend T—l mögen sie holen! Ein Hurrah für den Papst!"

Das kranke Weib stöhnte im Nebenzimmer.

„Gebt mir die Hand, alter Shaun! Sagt, treuer Kerl, sind wir nicht die Alten? Wer sollt' uns das Reden verbieten, he?"

„Sie haben wohl Recht, Herr Forde; aber —" wandte Shaun ein, „Snapper ist ein mächtiger Mann, mein Lieber, und, seh'n Sie, er wird Sie und Ihre Kinder hinausjagen, und —"

„Shaun!" schrie Jim und hielt seinen linken Daumen an die Nase, während er den Daumen seiner rechten Hand an den kleinen Finger der linken legte. „Versteht Ihr das?"

„Ei freilich versteh' ich's, Jim. Aber er wird Euch aus dem Hause jagen, und —"

„Er darf nicht!" rief Jim.

„Seid nur nicht zu sicher!"

„Ich weiß, er wagt's nicht!"

„Verlaßt Euch nicht zu sehr darauf, Jim."

„Ich sag' Euch, ich thu's aber!" eiferte Jim mit steigendem Zorne.

„Bah, Jim, das ist Unsinn! Da ist ja schon Bill Nkry Schreiber bei'm Friedensrichter, und Jedermann sagte, Ihr solltet's werden."

„Bill Nary!“ brüllte Jim.

„Ja, wahrhaftig!“

„Bill Nary!“ wiederholte er rasend.

Jim war durch diese Nachricht beinahe nüchtern geworden. Er hatte Himmel und Erde daran gesetzt, die Schreiberstelle beim Friedensrichter zu bekommen, und nun war sie weg. Er blickte in die Höhe und auf den Boden und rings umher, dann schlug er die Hände zusammen. „O, der Mörder!“ schrie er; „der Mörder!“

„Schweigt doch!“ rief Shaun. „Schweigt, Mann! 's ist schwer, Jemanden der That zu beschuldigen; er könnte sie aber eben so gut auf Euch schieben.“ Shaun nahm seine Pfeife heraus. „Haltet also den Mund, Jim. Ihr habt einen strengen Herrn, und er bezahlt Euch gut. Ihr wißt, daß er bei dieser Sache in keiner Weise betheiligt war, weder mit Hand noch Mund, weder selbst noch durch — Ich habe meine guten Gründe, zu glauben — Ihr versteht mich! Jim, ich sag' Euch, haltet den Mund!“

„Ihr glaubt wohl, wegen Euch sollt' ich schweigen? — wegen Euch? Weil Ihr Snapper's Spion seid! — wegen Euch? Ich schere mich den T — l um Euch! Und wenn ich an den Galgen käme, so werde ich's sagen; dann soll er hangen, er selbst! Ja, Ihr wollt Gerald Moore an den Galgen bringen? Ihr Teufelsbraten! Aber ich will diesem Snapper daran helfen — Seht, er bezahlte mich dafür, daß ich's thun sollte; er gab mir Geld, und ich war zur Stelle — und ich kann Snapper an den Galgen bringen! Beim Teufel, das kann ich! Ich sollte Euch zu Gefallen den Mund halten?“

„Nun, ich sehe, daß heute nicht mit Euch zu sprechen ist; ich werde morgen wiederkommen," antwortete Shaun. „Ich gehe jetzt zu Hartney's hinüber."

„Aber ich sage Euch — "

„Schon gut, schon gut!"

„Ich sage Euch, ich kümmere mich nicht um Snapper."

„Laßt's gut sein."

„Den bösen Blick auf dich, du altes Thier!" brummte Jim, als der Bettler fortgegangen war.

„So weit wär' Alles in Ordnung," sagte Shaun a Dherk.

Elftes Capitel.

Das Gefängniß.

Zunächst einem düstern Bogen — dem Ueberbleibsel des alten Stadtthores von Clonmel — war ein ärmlicher Kramladen, worin ein alter Mann Brod und Käse, Hemdknöpfe, Wolle und Zwirn, Pfeifen und manche andere derartige Waaren verkaufte. Vor der Thüre dieser Bude stand einen Monat nach Gerald Moore's Verhaftung eines frühen Morgens der wackere Eddy, nach den Fenstern des obern Stockwerkes hinauf lugend. Der Junge war ganz verändert seit jenem Abende, da es ihm geglückt war, im Gefängnisse ein Nachtlager zu finden. Am Morgen darauf hatte Gerald ihm angeboten, er wolle einen neuen Anzug für ihn machen lassen. Ohne eine Meinungsäußerung von Seiten Eddy's abzuwarten,

hatte er einen Kleiderhändler bestellt; aber er kannte Eddy nicht genugsam. Wohl hatte er ihn früher im Rechnen unterrichtet und ihm nothdürftig das Lesen beigebracht; er hatte ihn auch auf die Jagd mitgenommen, ihn auf die Hunde Acht haben und sich von ihm Schnepfen und Kibitze in der Jagdtasche nachtragen lassen. Zuweilen hatte er ihn aus dem Katechismus gefragt, ihm auch wohl einen Rath ertheilt oder ein Almosen für seine Großmutter zugesteckt. Doch hatte er Edward Browne's innerstes Wesen nicht kennen gelernt — und das war allerdings nicht eben auffallend.

„Eddy," sagte Gerald, „laß dir von diesem wackern Manne da das Maß zu Kleidern nehmen."

Eddy betrachtete erst den wackern Mann, seine Maße und Scheeren, dann Gerald; darauf blickte er gerade vor sich hin und antwortete mit Festigkeit: „Nein, ich mag nicht!"

„Du magst nicht?" rief Gerald aus. „Willst du keine neuen Kleider haben?"

„Nein!"

„Warum denn nicht, Junge? Du hast sie nöthig, und sollst sie haben. Die Großmutter wird böse sein, wenn du sie ausschlägst."

„Nein, das wird sie nicht," entgegnete Eddy.

„Du bist ein eigensinniger, hartnäckiger Junge, sonst würdest du nicht so dreist reden."

Eddy wandte sich ab und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, als hätte ihn das Fieber gepackt, gerade wie am Abende, da er sich hatte einsperren lassen. Gerald

faßte ihn bei den Schultern und drehte ihn herum — da schluchzte der arme Junge laut auf, und ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen.

„Nun, Eddy, ich will dir sagen, wie es mit den Kleidern ist. Man wird dich vielleicht oft zu mir schikken, und da wäre es nicht gut, wenn deine Kleider so schlecht aussähen. Um meinetwillen mußt du den neuen Anzug tragen, damit du zu mir kommen und auch Ailey besuchen kannst.“

Eddy fiel auf die Kniee und wollte Gerald's Füße küssen; der junge Mann aber hob ihn auf und überließ ihn mit einem sanften Schlage auf die Schulter dem Kleiderkünstler.

So kam Eddy zu einem Rocke mit Metallknöpfen, hinter dem ein sauberes Hemd hervorguckte, wie wir's bei ihm schon gewohnt sind, zu einer Ledermütze und einem Paar Stiefeln, deren schwer mit Eisen beschlagene Absätze in weichem Boden tiefe Eindrücke hinterließen. Eddy hatte darüber eine närrische Freude, und obwohl er nicht gerade so kindisch war, wie die meisten andern Jungen, so schaute er doch auf der Landstraße gar oft rückwärts, um die hinterlassenen Fußspuren zu betrachten.

Sobald die kleine Bude geöffnet wurde, fand Eddy Einlaß; denn er war bereits oft im Hause gewesen. Der Ladenbesitzer war ihm sehr zugethan, weil er sah, wie der arme Kleine stets früh am Morgen schon vor dem Hause stand und den Blick keine Secunde von den Fenstern der kleinen Wohnung im obern Stock abwendete, welche Ailey Moore bezogen hatte, seit ihr Bruder im

Gefängniß war. Nie ließ Eddy eine Klage hören, aber mit leidenschaftlichem Ungestüm sprang er die Treppe hinauf, sobald er in's Haus gelassen wurde. Heute hielt der gute Mann, dessen bleiches Gesicht an die sanften Züge der Frau erinnerte, welche Eddy am Senanustage bei der heiligen Quelle getroffen hatte, ihn auf, legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte zu ihm, daß er ihn gut leiden möge.

„Haben Sie auch Fräulein Ailey lieb?" forschte Eddy.

„Von Herzen!" sprach der sanfte Mann.

„Dann habe ich auch Sie lieb," sagte Eddy, indem die Thränen ihm in die Augen traten.

Von diesem Augenblicke an liebte der Mann mit dem bleichen Gesichte den Kleinen noch mehr; doch weder Liebkosungen noch Geschenke konnten Eddy dazu bringen, lange mit ihm zu plaudern oder sonst zu verweilen.

Eddy stürmte zur Treppe, die sehr steil und enge, aber ganz blank gescheuert war. Hier machte er von seinen Stiefeln den behutsamsten Gebrauch, indem er, um alles Geräusch und jede Möglichkeit, Fußspuren zu hinterlassen, zu vermeiden, die Stiefel auszog und Stufe für Stufe leise hinaufschlich.

Der Ladenbesitzer rief ihm ein „Behüt' dich Gott!" nach, und nannte ihn bei sich einen gutherzigen Burschen.

Die niedliche Wohnung war zwar nicht mit Teppichen belegt, dafür aber gleich der Treppe sehr blank und sauber gehalten. In der Mitte des Zimmers stand ein einfacher Tisch und darüber lag ein Wachstuch gebreitet. Der Kaminschirm war grün angestrichen, und an

der Feuerstelle lagen Papierschnitzel zum Anzünden bereit. An den Wänden hingen einige Gemälde, welche die vier Jahreszeiten darstellten, und zwischen ihnen die Bildnisse Daniel O'Connell's, des Erzbischofs M'Hale, Tom Steele's und Philpot Curran's. An der einen Seite des Zimmers stand eine Commode mit metallenen Handhaben. An der andern Seite hing ein Spiegel, dessen Aufsatz in vergoldeten Figuren die Heuernte darstellte, so stark nach vorn geneigt und so hoch an der Wand, daß man darin das ganze Zimmer erblickte. Man denke sich noch einen Glasschrank hinzu, der Tassen, Gläser, Flaschen und einige Bücher enthielt, und man hat eine Vorstellung von Ailey Moore's Wohnzimmer.

Der Schmerz des Mädchens, als sie von der Verhaftung ihres Bruders hörte, war überwältigend gewesen; wie vom Blitze getroffen, sank sie zur Erde. So fand Vater Mick sie ohnmächtig, als er nach Hause kam; denn die schlimme Nachricht hatte seine Wohnung früher, als er selbst, erreicht; doch hatte die Vorsehung es liebreich und schonend gefügt, daß der harte Schlag Ailey im Hause des Priesters traf. Unter jedem andern Dache konnten Umstände eintreten, welche den Blick ihrer Seele trübten, so daß sie die Hand Gottes verkannt und Seine weise Fügung Mißgeschick genannt hätte. Unter dem Dache des Priesters konnte sie so weit sich nicht verirren; denn er lebte der Ewigkeit; nichts Zeitliches hatte in seinen Augen Werth, und er besaß auch die Macht, die gleichen Gefühle in seiner geistlichen Tochter anzuregen.

Ailey erwachte nicht zu Klage und Jammer. Vater Mick hatte sie in sein Betzimmer bringen lassen; vor dem Altare, den sie noch am Morgen mit den schönsten Blumen geschmückt und zum Zeugen ihrer innigsten Andacht gemacht hatte, sollte sie am Abende das Kreuz auf sich nehmen. Als sie die Augen aufschlug, sah sie das Crucifix vor sich, und die schmerzhafte Mutter schaute mit Blicken des Mitleids auf sie hernieder. Neben ihr kniete ihr alter Beichtvater, die Arme zu dem Gekreuzigten erhoben. „Herr, Dein Wille geschehe!" waren die ersten Worte, die Ailey stammelte. Freilich strömte noch oftmals ihr armes Herz über, da ja unabläßig die Erinnerung den Quell ihrer Thränen aufschloß, bis Glaube und Gottvertrauen ihnen Einhalt thun konnten. Doch legte sich die große Aufregung bald, und ihre Seele fand Ruhe, indem sie der Liebe vertraute, mit der Gott auf Seine Kinder herabsieht, gleichviel wie Er sie offenbaren möge. Durchaus Nichts in dieser Welt anzustreben als den Gewinn der seligen Ewigkeit, das erzeugt einen starken Willen und ein unbefangenes Urtheil.

Ailey wählte mit ihrem Vater die Stadt zum Aufenthalte, da sie es für ihre Pflicht hielt, Gerald nahe zu sein, und dies zugleich ihrer Herzensneigung entsprach. Für ihren Vater, der durch Snapper's Umtriebe wirklich von Haus und Hof vertrieben worden war, wäre es auch gar zu hart gewesen, plötzlich aus einer so glücklichen Heimath in die Ferne zu ziehen; und ihn wollte sie um jeden Preis schonen. Vater Mick würde es Freude gemacht haben, wenn der alte Moore und seine

Tochter ihre Wohnung bei ihm genommen hätten; doch wollte er nicht einen Rath aufdrängen, den ihm nur sein Wohlwollen eingab, und der Ailey's Gefühl widerstrebte. Die Wohnung bei dem guten alten Manne in Clonmel — abgelegen, unbehaglich, aber reinlich und billig: so recht eine Stätte der verschämten Armuth — wurde daher Ailey's neue Heimath.

Der alte Herr Moore hatte nach dem harten Schlage eine ganze Woche hindurch das Bett nicht verlassen können, und seine gänzliche Genesung war sehr in's Ungewisse hinausgerückt. Der Gedanke an seinen Tod hatte manchmal die arme Ailey tief ergriffen; doch nahm sie immer ihre Zuflucht zu ihrer Mutter: zu Maria, der unbefleckten Jungfrau. In solchen Augenblicken betete Ailey um Nichts; sie fühlte ja, daß das liebevolle, gütige Herz, das ihr von ihrer Kindheit an Liebe erwiesen und um ihre Anliegen gewußt, sie höre, und so rief sie bloß und wiederholte immer wieder: „O Mutter, meine Mutter!"

Zur gewohnten Zeit erschien Ailey im Wohnzimmer. Sie war etwas bleich, aber schön, sehr schön.

„Armer Eddy!" lautete ihr Willkommgruß, „armer Eddy, bist du schon wieder hier? Warum kommst du so früh, Eddy?"

Eddy blickte sie an; so seelenvoll hefteten sich seine Augen auf sie und so viel Ehrerbietung lag in der Haltung des armen Knaben, daß Ailey bedauerte, jene Frage an ihn gerichtet zu haben. Lag doch in seinen Augen die Antwort: er könne nirgend anders sein als an dem

Orte, wo sie sich befinde, und müßte er es mit dem Leben bezahlen. Der arme gute Eddy!

„Aber du bist immer willkommen," setzte sie hinzu, „du bist unser Eddy!" dabei legte sie ihm ihre weiße Hand auf den Kopf, und Eddy weinte und schluchzte vor Wonne.

„Wie geht's der Großmutter?"

Eddy's Blick erglänzte.

„Wie geht's der Großmutter?" fragte Ailey wieder.

„Gut," antwortete Eddy lachend.

„Hat sie dir erlaubt, hierher zu kommen?"

„Die Großmutter ist in der Stadt," sagte Eddy.

„Hier in der Stadt! Wie kommt das?"

„Die Polizei — "

„Nun, die Polizei?"

„Hat das alte Haus niederreißen lassen."

„Das Haus, wo deine arme Großmutter wohnte?"

„Ja, um mich in der Bibel unterrichten zu lassen," sagte Eddy.

„Wie so, Eddy?"

„O, sie hätten mich schon die Bibel gelehrt in Herrn Salmer's Schule, wäre ich nur hineingegangen; jetzt hat die arme Großmutter die Bibel lernen müssen, weil ich nicht gegangen bin."

„Und du hast nicht in die Schule gehen wollen?"

Eddy's Augen flammten; es war etwas Entsetzliches um diese Gluth in dem Blicke eines so jungen Knaben.

„Eddy, du mußt Jedem verzeihen — um Gottes Willen mußt du's thun."

„Auch Snapper?“

„Jedermann, ohne Ausnahme.“

Eddy schüttelte den Kopf, und Thränen rollten ihm über die Wangen herab — denn er dachte an Gerald Moore. Ailey sah, was in des Knaben Seele vorging, und es däuchte ihr keine Sünde zu sein, dem Drange ihres Herzens in etwas nachzugeben. So weinte sie denn, gerührt von der Herzensgüte des armen Jungen. Eddy fiel vor ihr auf die Kniee.

„O, weinen Sie nicht — weinen Sie nicht, Fräulein Ailey!“ rief er krampfhaft schluchzend. „Um Gottes und der gebenedeiten Jungfrau Willen weinen Sie nicht,“ rief er noch lauter, „oder ich muß sterben!“ setzte er hinzu in einem so wahren, dem Herzen entrungenen Tone, daß es tief in Ailey's Seele widerhallte.

Welch' wunderbare Liebe entwickelt sich in dem Kinde des Armen, wenn man ihm mit Liebe entgegenkommt!

Der arme Eddy erwies sich sehr nützlich für Ailey. Er war nie lässig bei seinen Botengängen, stets eifrig und pünktlich in allen häuslichen Geschäften. Er kam ihren Wünschen in Allem, was er zu leisten vermochte, in so merkwürdiger Weise zuvor, daß sie oft in Erstaunen gerieth. Am liebsten saß Eddy still in irgend einer Ecke der Stube; ja, er war schon froh, im Vorzimmer sein zu dürfen, wenn er nur hin und wieder seine liebe Ailey vorbeigehen sah; gewöhnlich pflegte er aber unter dem Büchergestelle zu hocken. Sobald der Zufall irgend einen Besuch zu Ailey führte, lief er weg, fand sich jedoch sicher wieder ein, sobald er durfte.

Nie brauchte man ihm zu sagen, wann er fortgehen und wiederkommen sollte. Der arme Knabe folgte dem Zuge seines Herzens — und da dieses nicht die mindeste Selbstsucht einschloß, traf er immer das Rechte.

Ailey ging um acht Uhr zur heiligen Messe, und während der Zeit gab Eddy auf das Haus Acht.

Als Ailey in das Gotteshaus trat, war die Gemeinde bereits versammelt; die brennenden Lichter auf dem Altare bezeugten, daß das Meßopfer gleich seinen Anfang nehmen werde. Ailey's gewohntes Plätzchen aber, das sich gerade hinter einem Beichtstuhle befand, war noch unbesetzt; denn sie war in der Stadt mehr bekannt, mehr geliebt und mehr bedauert, als sie vermuthen konnte. Daher nahm Niemand den Platz ein, den sie gewählt hatte, denn Niemand mochte sie kränken. Gegen Ende der heiligen Messe wurde Ailey's Aufmerksamkeit durch einen jungen Mann erregt, der in einiger Entfernung vor ihr Platz genommen hatte, und bald stand, bald kniete, jedoch nur auf einem Knie, und oft mit diesen Stellungen abwechselte, was ihr sehr auffiel. Sie überzeugte sich bald, daß es Jemand sein müsse, dem sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur ungern begegnen mochte. Sie ließ deshalb den Schleier herab, um ihr Gesicht zu verbergen und zog sich mehr in ihre Ecke zurück, ängstlich des Ende des Gottesdienstes erwartend, um wo möglich unerkannt die Kirche zu verlassen. Nun war die heilige Messe zu Ende, und Ailey empfahl sich dem Schutze der Mutter Gottes. Der Priester machte die letzte Kniebeugung an den Stufen

des Altars und sprach das Gebet für die Verstorbenen, das uns in Gott mit unsern Lieben vereinigt. Dann erhob sich alles Volk; auch der junge Mann drehte sich um — es war James Voran, der Tagedieb, der sie zu beleidigen wagte, als sie noch Beschützer hatte, und der jetzt die Hand dazu bot, sie in den mittellosen und verlassenen Zustand zu versetzen, den sie zur Zeit so schwer empfand. Ailey erzitterte; doch sie fühlte, daß sie jede Aufregung unterdrücken mußte, wenn sie nicht erkannt werden wollte; sie betete um Stärke und gewann es über sich, ruhig zu scheinen. Sie verließ ihr Versteck und erreichte die Pforte. Jetzt beschleunigte sie ihre Schritte; sie lief beinahe, ohne zu bedenken, daß gerade dies am leichtesten die Aufmerksamkeit auf sie ziehen konnte. In der Nähe ihrer Wohnung angelangt, blickte sie verstohlen um, indem sie um eine Ecke bog, — da gewahrte sie einen Schatten, der ihr zeigte, daß sie entdeckt sei, so rasch er auch vorüberhuschte. Kaum in ihr Zimmer eingetreten, sank sie erschöpft auf einen Stuhl. Eddy war sogleich mit einem Glase Wasser bei der Hand, — die Gegenwart des armen Jungen gewährte ihr in diesem Augenblicke eine große Erleichterung und flößte ihr ein Gefühl von Sicherheit ein. Dankbar reichte sie ihm die Hand. Eddy erfaßte diese mit beiden Händen und heftete auf Ailey einen Blick, wie er ihn auf seine Großmutter zu richten pflegte; nur lag dabei ein Ausdruck von Ehrerbietung in seinen gutmüthigen Augen. Er lächelte, indem sich eine Thräne über seine Wange stahl, und zog Ailey's zarte, weiße Hand an seinen Mund.

Ungeachtet ihrer Angst mußte Ailey lächeln; denn sie fühlte, daß Eddy für sie zu sterben bereit sei.

Seiner Gewohnheit zuwider hielt sich heute Eddy immer in der Nähe des Fensters, so daß er, ohne selbst gesehen zu werden, wahrnehmen konnte, was außen vorging. Ailey hatte keinen Grund, ihm seine Neugierde zu verweisen, und da er außerdem sehr selten ihre Nachsicht in Anspruch nahm, beachtete sie dieses Treiben wenig. Indessen wollte Eddy auch am Fenster essen und lesen, und wenn er auf Augenblicke sich davon entfernt hatte, beeilte er sich, seinen Posten wieder einzunehmen.

Ailey fragte daher endlich: „Bist du denn so gern am Fenster, Eddy?"

„Ja," erwiderte der Junge, indem er sie anblickte und dann wieder auf die Straße sah.

„Wartest du auf Jemanden?"

„Nein, aber — "

„Was hast du, Eddy?"

„Pst! — Ail — Fräulein Ailey," rief er erröthend. „Still! Der Habicht! Der Habicht!"

„Eddy, Eddy!"

„Voran!" rief Eddy, wie toll mit den Zähnen knirschend.

„O mein Gott! mein Gott! Heilige Mutter Gottes, steh' mir bei!"

Mit einem Sprunge lag Eddy zu den Füßen Ailey's, das Gesicht an ihre Kniee gedrückt. Er weinte.

„Mein Gott!" rief Ailey.

„Fürchten Sie Nichts," sagte Eddy.

„O Eddy, ich habe wohl Ursache, mich zu fürchten."

„Nein, Fräulein Ailey," antwortete der Junge mit fester Stimme.

„Wie so?" forschte sie, betroffen über sein eigenthümliches Wesen.

„Die Großmutter ist in der Stadt", erwiderte Eddy lächelnd, „und — "

„Und was, Eddy?"

„Und ich kenne Einen, und die Großmutter kennt ihn auch, der wird den Habicht fangen. Fürchten Sie nichts, Fräulein Ailey!"

Ohne recht zu wissen, warum, begann das arme Mädchen Vertrauen zu fassen. „Und wer ist es, auf den die Großmutter rechnet, Eddy? Du mußt mir Alles sagen."

„Muß ich, Fräulein Ailey?" fragte er, mit ihrem Schuhband spielend und ihr in's Angesicht schauend. „O nein, Fräulein Ailey!" antwortete er dann auf seine eigene Frage. „Nein, gewiß, ich muß es nicht."

„Warum nicht, Eddy?"

„Weil," versetzte er, indem seine strömenden Thränen zu der Festigkeit seiner Stimme einen sonderbaren Gegensatz bildeten; „weil Großmutter gesagt hat, der liebe Gott und Ailey — Fräulein Ailey würden einen Lügner hassen, und weil ich noch niemals gelogen habe."

Das Mädchen ward gerührt; sie sah, daß er ein Versprechen zu halten habe, und schätzte ihn um so hö-

her. Wer konnte wissen, ob nicht jener Mann oder sie selbst dadurch gefährdet würde, wenn sie ihn kännte? Das Bild des Bettlers, jenes sonderbaren, ernsten, geheimnißvollen Mannes, trat ihr vor die Seele, und sie fand sich keineswegs unangenehm von dem Gedanken berührt.

Als es zwölf Uhr schlug, setzte Ailey ihren Hut auf und nahm ihr Körbchen an den Arm. Eddy sah von seinem Platze am Fenster auf, regte sich aber nicht. Das Mädchen war gefaßt — ihr Gesicht erschien leicht geröthet, was ihren Anblick nur noch lieblicher machte, und ein leichtes Beben ließ ihre Stimme noch melodischer klingen wie gewöhnlich. Eddy schaute auf sie mit Blicken tiefer Verehrung.

„Nun, geht Eddy nicht mit?“

Eddy sah in die Gasse hinab und entgegnete nichts; aber um seine Lippen und seine Augenlider spielte ein Zucken. Sie wußte, daß Eddy Alles darum geben würde, immer und überall mit ihr zu gehen, sie stets zu sehen und zu hören. Jetzt stand sie im Begriffe, einen Besuch im Gefängnisse abzustatten, und wußte, daß es für den armen Knaben die größte Freude sein würde, Gerald zu sehen — dennoch blieb Eddy zurück, er mußte ja für sie wachen, und durfte also an seine Wünsche nicht denken. Ein eigenes Gefühl der Hochachtung für den kleinen Jungen stieg in ihrem Herzen auf. Unterwegs bestrebte sich Ailey, ihre peinigende Unruhe zu verbergen. Als sie an der schweren, eisenbeschlagenen Pforte des Gefängnisses stand und den gewaltigen Klopfer, die starken Riegel und Gitter, die hohen Mauern betrachtete,

welche zu dem grünen Rasen vor dem Gebäude und dem schönen Sonnenlichte einen so grellen Gegensatz darstellten, kamen ihr düstere Gedanken über das Schicksal ihres Bruders. Ailey wurde mit der Höflichkeit, die der niedere irische Beamte stets gegen Damen an den Tag legt, sogleich eingelassen. Der katholische Pfarrgeistliche begegnete ihr; er kam von einem langen Besuche bei ihrem Bruder; auch sein Anwalt war mit bei der Berathung gewesen. Alles schien für ihren Besuch vorbereitet zu sein.

Um zu ihrem Bruder zu gelangen, mußte Ailey erst einige Stufen hinaufsteigen, dann einen Corridor entlang, einige Treppen abwärts und durch einen Hof gehen, bis zu einem Säulengange, der zu den Zellen führte. Sie fand Gerald in letzterm spazierend. Da sich der Ort aber zur Besprechung ihrer Angelegenheiten wenig eignete, gingen die Geschwister, gefolgt von den ehrerbietigen Blicken der übrigen Gefangenen, in Gerald's Zelle. Seine Schlafstätte war nicht schlecht; auch hatte man ihm so viele Bücher gestattet, als er wünschte. Auf dem Tische lagen verschiedene Skizzen zu Gemälden, und an der Wand hing ein Crucifix.

Bruder und Schwester unterhielten sich lebhaft über ihre Hoffnungen und Geschicke, über ihren Vater, den guten Pfarrer und Moorfield; sie bestärkten sich gegenseitig in dem Vorsatze, ihr Leiden mit Geduld zu tragen, und vereinigten ihr Flehen zu Gott, Er möge nur ihres leiblichen und ihres geistlichen Vaters schonen. Ailey betrachtete die Skizzen und bewunderte sie; es waren

Köpfe von Mönchen, Bischöfen, Philosophen und Bösewichtern; endlich traf ihr Blick auf einen weiblichen Kopf, der sie unwiderstehlich fesselte. Es war ein Brustbild, und das leichte Gewand verhüllte nur halb eine vollendete Schönheit der Formen. Das Haar war schwarz und schmiegte sich glatt an die marmorgleiche Stirn; die dunkeln Augen leuchteten in einer fast gebieterischen Hoheit.

Ailey hielt plötzlich in ihrer Rede inne, und rief aus: „O, wie schön! Wer ist das, Gerald?"

„Wofür hältst du sie, Ailey?"

„Was ich davon halte, Gerald! Wo sahst du dieses Weib? — Das Gesicht ist schön, aber es erschreckt mich. O, diese Augen, diese Stirne!"

„Du würdest sie lieben, wenn du sie känntest."

Ailey wurde betroffen.

„Du kennst sie also, Gerald?"

„Leider! liebe Schwester."

„Wo ist sie denn, Gerald — wo sahst du sie?"

„Warte, Ailey, einen Augenblick!" rief er und trat an's Fenster. „Siehst du sie? Dort!" Er deutete mit dem Finger auf den Hof, wo ein Mädchen sich über einen Waschzuber beugte. Das arme Geschöpf arbeitete fort und fort, ohne aufzublicken. Nach einer guten Weile erhob sie ein Mal den Kopf — es war das Original des Bildes.

„Mein Gott!" rief Ailey aus, „eine Gefangene!"

„Ja, eine Gefangene," bestätigte Gerald.

Ailey setzte sich auf den Rand des schmalen Bettes.

„Liebe Ailey," begann Reginald, „sie ist eines von sieben Kindern, drei Mädchen und vier Knaben, gebürtig aus ..... Die Kinder erhielten eine anständige Erziehung. In seinem sechszigsten Jahre wurde der greise Vater mit Frau und Kindern von Haus und Hof gejagt, und hülflos auf die Landstraße getrieben, damit ein Anderer die Pachtung übernähme. Einer der Brüder wandte sich nach Amerika, der Vater starb im Armenhause, die Mutter erblindete vor Thränen und Noth; die drei jüngern Knaben erlagen dem Fieber und der Abzehrung; eines der Mädchen liegt mit ihnen in demselben Grabe; die andere Schwester lebt als Magd in .... und dieses Mädchen mit seinem majestätischen Blicke —"

Gerald hielt inne; Ailey blickte ihn an. Sie erröthete — tiefer und tiefer — gleich einem Blitzstrahl traf ihr leuchtender Blick den des Bruders.

„Ja, Schwester," sagte er, „ein Mißgeschick, schlimmer als Armuth, hat sie betroffen, und ihre Rache war ihrem Unglück entsprechend."

„O Gerald!"

„Ach, Ailey, wie gnädig verfährt der Herr dagegen mit uns!" sagte Gerald.

Ailey verweilte die übliche Zeit bei ihrem Bruder und fand, wie immer, daß die Stunden gleich Minuten dahinschwanden. Sie hörte von ihrem Bruder, daß seine Hoffnung zum großen Theile auf der Aussicht beruhte, die Glaubwürdigkeit Voran's zu erschüttern und die Beweggründe Forde's und den, der ihn zu seiner Aussage gedungen, ausfindig zu machen. Gerald's Anwalt hatte

nach sorgfältiger Erwägung der Umstände starken Verdacht geschöpft, daß Snapper in irgend einer Weise mit der Ermordung Skerin's in Verbindung stehe. Es galt nur noch, den Soldaten aufzufinden, der Gerald am Feste des h. Senanus angesprochen hatte, so wie den andern Mann, der damals dort gewesen war. Nur Eines verhehlte Gerald ihr — nämlich, daß zu diesen Zwecken Geld erforderlich sein würde und er keines erhalten könne. Er wollte eher zu Grunde gehen, als die kleine Summe angreifen, welche sein Vater zur Zeit seiner Einkerkerung besaß. Auf jede bezügliche Frage seiner Schwester hatte er eine zufriedenstellende Antwort bereit. Ehe Ailey wegging, beteten Bruder und Schwester noch zusammen; sie gedachten auch des schönen unglücklichen Mädchens, das im Hofe bei der Wäsche stand, und konnten sich einer Anwandlung tiefer Trauer dabei nicht erwehren. Dann schieden sie mit einer Umarmung.

Ailey trat ihren Rückweg an und fand Eddy an seinem gewöhnlichen Plätzchen; er saß nicht mehr am Fenster. Auch er hatte einen Ausgang gethan, wie er sagte; er hatte Voran gesehen und erfahren, wo er sich aufhielt. Die Großmutter hatte ebenfalls Voran gesehen, wie er Ailey stets auf dem Fuße nachging. „Aber da sind noch andere Leute mit dabei", sagte er, „und wachen über Ailey. Die Großmutter und Jedermann hat sie lieb, und Eddy auch!"

Zwölftes Capitel.

Das Darlehen.

Nicht leicht war ein behaglicheres Bibliothekzimmer zu finden, als das auf dem Schlosse zu Kinmacarra; es war, wie Herr Snapper oft bemerkte, so recht ein passender Ort für die geistige Thätigkeit eines Oberhausmitgliedes. Es lag an der östlichen Seite des Schlosses, so daß die ersten Strahlen der Sonne die offen da liegenden Blätter der Wissenschaft beleuchten konnten; und es war so für sich abgeschlossen, daß der Lärm des gemeinen Treibens die Studien des Gelehrten nicht stören konnte.

Der weite, helle Raum erhielt sein Licht theilweise von oben durch ein zierliches Glasdach und theilweise von der Seite durch vier kunstvoll gebaute Fenster. Mehrere Lehnsessel standen umher, und vor ihnen kleine bequeme Tischchen. In einer Ecke war ein mächtiges Hirschgeweih angebracht; auf einem Tische stand ein Gefäß mit Goldfischen, auf einem andern eine Elektrisirmaschine, an der indessen Manches verdorben war. Unter der Glaskuppel hing ein Papageienkäfig, und an der Fensterbank war ein Aeffchen angekettet. Das Eigenthümlichste an diesem Bibliothekzimmer war, daß es keine Bücher enthielt; viele und seltene Werke in prachtvollen Einbänden standen an den Wänden, und Mancher hielt sie auf den ersten Anblick für echt; aber es waren nur Erzeugnisse der geschickten Hand eines Malers. Ausnahmsweise lag „Burke's genealogisches Taschenbuch des hohen englischen

Adels" und „Murray's Reisehandbuch" in dem bekannten rothen Einbande auf einem der Tischchen.

Eine solche Bibliothek hat übrigens viele Vorzüge vor den Bibliotheken anderer hochadeligen und nichtadeligen Herren. Wir kennen z. B. einige sehr ehrenwerthe Männer, welche große Büchersammlungen besitzen, aber nie in den Büchern lesen und manche derselben gar nicht zu lesen vermöchten. Die Bibliothek des Lords von Kinmacarra war dagegen zweckmäßiger eingerichtet. Denn der bedeutende Raum, den wirkliche Bücher einnehmen würden, war hier weit nutzbarer gemacht, indem hinter den gemalten Bücherbrettern sich verschiedene Schränke und Gelasse befanden, welche zur Aufbewahrung von Cigarrenkistchen, Sporen, Boxerhandschuhen, alten Hüten, Verkleidungen für Gelegenheiten, bei denen man nicht gern erkannt ist, und dergleichen mehr, sich vorzüglich eigneten.

Der Herr von Kinmacarra, in einen Schlafrock von türkischer Seide gekleidet, einen rothen Fez auf dem Kopfe, lag in einem Sessel, einen Fuß über den andern geschlagen und rauchte. Sein wohlgeformtes Schnurrbärtchen, seine blauen Augen und seine frische Gesichtsfarbe nahmen sich in der Wolke von Tabaksdampf, die er um sich verbreitete, vortrefflich aus, wie Herr Snapper versicherte. So benutzte also der ehrenwerthe Peer seine Bibliothek zum Rauchen. Die Rechte hielt den langen türkischen Pfeifenschlauch, mit dem Zeigefinger der Linken suchte er eines der Goldfischchen zu berühren, und blies fortwährend Wolken von Tabaksqualm in die Vase, als

wolle er einen Sturm im Glase erregen oder die Goldfische vergiften. Während Seine Herrlichkeit mit verhaltenem Athem einen höchst seltsamen kleinen Ring betrachtete, den der Tabaksrauch im Wasser gebildet hatte, vernahm er ein ehrerbietiges Klopfen an der Thüre, und auf die ertheilte Erlaubniß trat Herr Snapper ein.

„Ah!"

Snapper hatte „Ei?" verstanden.

„Jawohl, Euer Herrlichkeit unterthänigster Diener."

„Haben Sie — hm — haben Sie — das Geld bekommen?"

„Noch nicht, so zu sagen."

„Zum T....l Snapper, mit Ihrem ‚so zu sagen'. Sie wissen, ich brauche das Geld. Nun, wissen Sie das nicht?"

„Gewiß, Euer Herrlichkeit."

„Und warum bringen Sie es nicht?"

„Warum? Euer Herrlichkeit — "

„Warum, euer Herrlichkeit! Gehen Sie zum T...l!"

„Zu dienen, Euer Herrlichkeit, aber — "

„Schämen Sie sich — hm. Ich sollte sagen, Snapper, Sie hätten selbst so viel Geld?"

„Ich, Euer Herrlichkeit? Wie gern wollt' ich es Euer Herrlichkeit geben, so zu sagen — "

„Mit Ihrem verwünschten ‚so zu sagen'!"

„Ja wohl, Euer Herrlichkeit."

Das Eintreten eines Bedienten unterbrach das Zwiegespräch.

„Sind Euer Herrlichkeit zu sprechen für den alten Herrn Boran?“

„Boran?“ fragte der Lord.

„Ja! Euer Herrlichkeit,“ fiel Snapper ein, seinem Herrn bedeutsam zuwinkend. „Er hat ein Geschäft mit Euer Herrlichkeit abzumachen.“

„Geschäft? — Ich werde schellen,“ bedeutete der Lord dem Bedienten. Dieser zog sich zurück.

„Der alte Boran ist der reichste Mann der Gegend. Er hatte schon früher die Ehre, einige Geschäfte mit Euer Herrlichkeit abzumachen, und — “

„Ah so! Sie haben ihn hergebracht?“

„Nein, Euer Herrlichkeit; aber er sagte, er wolle selbst mit Euer Herrlichkeit sprechen, sonst gebe er kein Geld.“

„Ziehen Sie an der Glocke, Snapper.“

„Jawohl, Euer Herrlichkeit.“

Der Bediente erschien.

„Lassen Sie den — hm — heraufkommen — Snapper?“

„Den Mann, Euer Herrlichkeit,“ erwiderte Snapper, sich recht blöde anstellend.

„Ei, Sie — hm — Schöps!“

„Ah so, Euer Herrlichkeit meinen Herrn Boran,“ sagte Snapper mit einer Miene, als käme er sich selbst sehr lächerlich vor, was er wirklich war, und als wäre der Lord von Kinmacarra recht klug und weise — was in Wirklichkeit nicht der Fall war.

Der Bediente lächelte verstohlen, sowohl über Snapper's Schlauheit, als über seines Herren Einfalt; übri-

gens gehörte es ja zu seinem Dienste, Nichts zu sehen, selbst jene Dinge nicht, die sein Herr, wie es ziemlich oft geschah, suchte und nicht finden konnte. John sah nie Etwas, als den erstaunlichen Werth seiner dem Hause Kinmacarra geleisteten Dienste, — und um diese zu entdecken, mußte er wirklich einen Blick von ungewöhnlicher Schärfe besitzen.

„Herr Nicolaus Boran!" meldete der Bediente, zum dritten Male die Thüre öffnend.

Aber Herr Nicolaus Boran der Aeltere bemerkte nicht so bald den Tabaksqualm, der das Bibliothekzimmer füllte, als er flugs umkehrte, um sich auf und davon zu machen.

„Herr Boran!" rief Snapper.

„Hm — hm — Boran," wiederholte halblaut der Peer.

„Seine Herrlichkeit ruft nach Ihnen, Herr," sagte der Bediente mit scharfer Betonung, gleichzeitig boshaft lächelnd.

Der kleine alte Herr hörte jedoch nicht und schritt davon, mit seinem Stöckchen taktmäßig auf den Boden stoßend, indem er wiederholt ein lautes „Puh" vernehmen ließ; denn er war ein abgesagter Feind des Tabakrauches.

Fast jeder Mensch ist Despot in seiner Weise. Herr Boran fühlte, daß ihm sein Geld das Recht gebe, gegen das Rauchen strenger aufzutreten, als es dem Grundherrn selbst lieb war; zugleich setzte er einen gewissen Stolz darein, dem Gebieter von Kinmacarra Etwas vor-

schreiben zu können. Im Vorsaale wurde er von Herrn Snapper eingeholt.

„He, Herr Boran!“

„Ah, Ihr Diener!“ erwiderte höflich Herr Boran.

„Seine Herrlichkeit erwartet sie.“

„Friedensrichter Snapper wohl auch?“ entgegnete der alte Murrkopf.

„Wollen Sie mit Seiner Herrlichkeit in's Besuchzimmer gehen? Es ist dort kein Tabakrauch, und so weiter.“

„Mit Vergnügen,“ sagte innehaltend der alte Geizhals, während eine unterdrückte Gluth in seinen Augen leuchtete.

Herr Snapper geleitete also Boran in's Gesellschaftzimmer.

Boran trug einen weißen, leinenen Rock, lederne Gamaschen und eine fuchsrothe Perücke. Er hatte ein ganz mit feinen Runzeln überzogenes Gesicht, eine stark gebogene Nase, dünne zusammengekniffene Lippen und kleine graue Augen, so klar wie Diamanten. Die Blicke, die aus ihnen hervorschossen, trafen gleich Nadelspitzen.

„Sie kommen selten nach — hm — nach Kinmacarra auf's Schloß,“ bemerkte der Lord in seiner freundlichsten Weise.

„Meinen Sie, Herr?“ fragte Boran mit feiner, schnarrender Stimme, dem Schnattern einer Gans nicht unähnlich.

„Euer Herrlichkeit,“ verbesserte Snapper, Herrn Boran zuwinkend.

„Sie kommen selten hierher," wiederholte der Lord.

„So selten wie möglich, Herr," antwortete der ungeschliffene Alte.

„Es wäre Seiner Herrlichkeit lieb," nahm Snapper das Wort, „über die 2000 Pfund in's Reine zu kommen. Sie wissen, ich habe schon mit Ihnen darüber gesprochen."

„Sie bedürfen meiner, Herr, wenn ich nicht irre," sagte Voran zu Lord Kinmacarra, ohne Herrn Snapper die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

„Euer Herrlichkeit," warf Herr Snapper wieder ein.

„Ich brauche hm — wahrhaftig, — hm — einiges Geld. Aber, Voran, Sie verlangen ja — hm — abscheuliche Zinsen, eh — hohe Zinsen!"

„Das Geld ist knapp, Herr; man wird bald den Zinsfuß erhöhen müssen."

„Erhöhen!"

„Gewiß."

„Aber, Herr Voran!" rief Snapper.

„Ist meine Pacht bezahlt worden?" fragte Voran, zum ersten Male Snapper anredend.

„Freilich," erwiderte dieser.

„Und mein Pachtvertrag ist unauflöslich?"

„Keine Macht auf Erden kann ihm etwas anhaben, so zu sagen."

„Nun gut," erwiderte Voran mit Nachdruck, „es handelt sich um m e i n Geld, und dieser Herr" —

„Seine Herrlichkeit," flüsterte Snapper.

„Und dieser Herr," fuhr Voran hartnäckig fort,

„dieser Herr bedarf Geld. Nun sagen Sie mir selbst," wandte er sich an den Lord, „was betrachten Sie als gebührende Zinsen für blankes Gold? Ordentliche, billige Zinsen — was meinen Sie?"

„Ah, Herr Boran, treiben Sie keine Possen mit Seiner Herrlichkeit. Welche Sicherheit —"

„Herr Snapper," sagte der reizbare alte Herr, „wenn Sie mich so im Reden unterbrechen, gehe ich weg. Ich spreche mit diesem Herrn, für den ich vier Beutel Gold mitgebracht habe."

„Haben Sie das Geld bei sich?" rief der vornehme Borger.

„Ja, Herr."

„Der alte Spitzbube!" murmelte Snapper zwischen den Zähnen.

„Also, was wäre nach Ihrem Dafürhalten der richtige Zinsfuß bei einer Sicherheit in Grund und Boden?"

„O, Euer Herrlichkeit!" fiel Snapper ein.

„Snapper, Sie thäten besser, uns nicht zu unterbrechen", bemerkte der Lord. „Ja, Herr Boran, — hm, hm — ein billiger Zinsfuß? Nun ja, vielleicht acht Procent? — Bedenken Sie, vom letzten Capital erhielten Sie zehn!"

„Nun, ganz wohl, Herr. Acht Procent, — ja! Und die Sicherheit?"

„Gort-na-Coppul," antwortete Snapper.

„Welches Gut stellen Sie zum Unterpfande?" fragte der Alte eigensinnig weiter, indem seine kleinen Augen

funkelten und die Perücke auf seinem Kopfe sich lebhaft hin und her bewegte.

„Das Gut — — das mit dem irischen Namen", antwortete der Lord.

„Das ist wenig werth, Herr," antwortete festen Tones Boran. „Keinen Kronenthaler gebe ich dafür."

„Keinen Kronenthaler!" rief der Peer.

„Keinen Kronenthaler," bestätigte der vorsichtige Geldmann.

„Und weshalb?"

„Es ruht ein Fluch darauf, Herr," sprach der Alte, den Edelmann fest anblickend. „Sehen Sie, der sechste Vorfahr des Mannes, der es an den vorigen Grundherrn von Kinmacarra verkaufte, war Trommelschläger in der Armee Cromwell's. O'Brien, der ehrliche Besitzer des Grundstückes, erkaufte damals das Versprechen, ihn im Besitze zu schützen, von dem Trommler; als dieser jedoch das Geld hatte, ging er hin und denuncirte ihn als Papisten. So kam es, daß die Ur-Urenkel jenes papistischen Eigenthümers als Taglöhner auf ihrem eigenen Boden arbeiteten, welcher den Ur-Urenkeln des Trommelschlägers als confiscirtes Gut zugefallen war. Daher liegt der Schweiß der Armen, — der Fluch der Ungerechtigkeit auf dem Lande, und —"

„Ei, hm, hm — aber meine eigenen Vorfahren sind auch — hm, hm — mit Cromwell herübergekommen. Sie wissen doch, Herr Boran, die Gutsherren geben — hm — den armen Leuten Arbeit und gehen — hm — schonend mit ihnen um."

„Mit der größten Schonung," fügte Snapper bei.

„Ich bitte, Snapper, — ich hab' es Ihnen schon gesagt, unterbrechen Sie nicht," bemerkte Seine Herrlichkeit in bestimmterm Tone als gewöhnlich.

„Der Kukuk hole dich, du alter —," brummte der Landagent.

„Die Grundherren machen einen guten Gebrauch von ihrem Eigenthume — hm —," sprach langsam der Lord von Kinmacarra.

„Ja, Herr; aber das gemeine Volk führt sonderbare Reden darüber. Wenn ein Cromwellianer, sagen die Leute, uns Arbeit gibt, so ist das gerade so, als wenn Einer dem Andern sein Pferd abgenommen hat und ihm dann einige Groschen täglich bezahlt, damit er es warte und pflege; der kann auch sagen, er gebe dem Andern Beschäftigung. Nicht wahr, sie haben sonderbare Ansichten, die gemeinen Leute? — und ehe nicht das ganze Volk ausgerottet ist, werden sie nicht davon ablassen. Also, ich sage, ich mag Gort-na-Coppul nicht. Noch eins, hören Sie! Mein Großvater erzählte mir, er habe einen O'Brien vor Gort-na-Coppul am Galgen baumeln sehen. Einer der Nachkommen des Cromwellianers streckte eines Tages nach der jüngsten Schwester O'Brien's die Hand aus, und sein Arm wurde durch einen Schlag mit dem Grabscheit zerschmettert. Der Bruder, der rechtmäßige Erbe von Gort-na-Coppul, hatte den Streich geführt; er wurde gehängt, und das Mädchen starb als eine Wahnsinnige. Und jetzt gehen die beiden, — es ist so gewiß, als daß Sie hier stehen, — vier Mal

des Jahres um die Grundstücke und das Haus, und Alles verdorrt, wohin sie ihren Fuß setzen! Ueberzeugen Sie sich selbst: — nichts gedeiht in Gort=na=Coppul."

„Was wollen Sie denn haben?"

„Moorfield."

„Moorfield!" rief Snapper.

„Ja, Moorfield," wiederholte der Alte bestimmt.

„Euere Herrlichkeit werden sich erinnern," sagte Snapper, „daß Sie über Moorfield bereits verfügt haben."

„Ich muß aber Moorfield haben, Herr," sagte der alte Boran. „Das Geld ist hier, und ich gebe es zu sechs Procent."

„Zu sechs Procent!" rief der Peer.

„Verfluchter Kerl!" brummte der Rechtsanwalt.

„Sie — hm — hm — können wohl die Moore's nicht leiden?"

„Ein Christ liebt jeden Menschen — er liebt sogar einen Cromwellianer," war des Alten Antwort. „Die Moore's hatten Mahagony=Möbel, die meinigen sind von Tannenholz; sie hatten Cabriolets und Kutschen, ich habe nur ein Strohbündel auf meinem Karren; sie hatten einen grünen Platz und Spaziergänge vor dem Hause, ich einen Erdäpfelacker. Jetzt können sie ihre Pachtrückstände nicht bezahlen, ich aber bin im Stande, das ganze Anwesen zu kaufen. Brave Leute waren die Moore's, aber Herrn Snapper waren sie nicht gewachsen; ich bin's, und sage: ich muß Moorfield haben."

Da bei dem alten Nick weder mit Schmeichelei noch mit Einschüchterung etwas auszurichten war, und der

Lord von Kinmacarra das Geld nöthig hatte, war das Geschäft bald abgemacht. Aber Herrn Snapper's gute Laune war dahin. Daß Voran Moorfield haben wolle, wäre ihm nie eingefallen. Vater Voran schien doch immer Achtung vor den Moore's zu haben; zudem war er ein „Römling", und Niemand hätte von ihm erwartet, daß er sich dem Hasse der Nachbaren aussetzen wolle, indem er das Haus der allgemein beliebten Familie bezöge. Endlich war es gar nicht denkbar gewesen, daß der Geizhals 2000 Pfund auf ein Mal ausleihen würde; kurz, nichts hatte unwahrscheinlicher geschienen, als daß der alte Voran nach Moorfield trachten sollte. Auch darüber war Snapper untröstlich, daß ihm in diesem Falle die Commissionsgebühr von zwei Procent entging, die er sonst von allen Geldern, welche er für seinen Herrn aufnahm, für sich zu berechnen pflegte. Er hielt dies ebensowohl für recht und billig, als daß er beim Abschluß jedes Pachtvertrages einen kleinen Antheil für sich einstrich.

Lord Kinmacarra war außer sich vor Freude, daß er nun im Stande war, beim Pferderennen zu Derby anständige Wetten einzugehen. Der alte Nick Voran sah, als er das Schloß verließ, so fröhlich aus wie immer, was allerdings nicht viel sagen will. Er war nicht weit in seinem Karren gefahren, als er den jungen Nick, seinen Sohn, antraf. Dieser glich seinem Vater in Allem, mit Ausnahme der Perücke und etlicher Runzeln, so täuschend, daß es wirklich zum Erschrecken war. Vater und Sohn sprachen nie viel zusammen,

und selbst bei der Unterhaltung blickten sie einander selten an, schienen vielmehr stets aufgelegt, sich zu zanken; dies war aber in der That nur Schein, denn auch in der Gemüthsart stimmten sie vortrefflich zusammen, — der Eine war so geizig wie der Andere.

„Habt Ihr's abgemacht?" fragte der junge Nick seinen Vater in eiskaltem Tone, indem er nach der entgegengesetzten Seite des Weges hinblickte.

„Ja; du kannst nun hingehen und um sie werben," antwortete der Vater eben so kalt.

„So, den Hof machen, — das wäre!" lautete die gleichgültige Erwiderung.

Da Nick der Jüngere nach einer andern Richtung blickte, wie sein Vater, so bemerkte er zuerst ein Paar berittene Polizeisoldaten, die nach dem Schlosse von Kinmacarra sprengten. Er sagte gleichwohl nichts, bis der Hufschlag die Aufmerksamkeit des alten Herrn erregte.

„Was ist das?" fragte er.

„Die Polizei."

„Wie die reiten! Das geht ja schnell!"

Vater und Sohn wichen zur Seite, und die Reiter waren bald neben ihnen.

„Beim Himmel, das ist der alte Herr!" rief der Corporal.

„Wahrhaftig, Herr Voran selbst!" sagte sein Begleiter.

„Was gibt's?" fragte Vater Voran.

„Keine gute Neuigkeit für Sie!"

„Wie so?"

„Ihr Sohn, Herr James Boran —“.

Der junge Nick schrack zusammen.

„Ihr Sohn, Herr, ist gefährlich verwundet worden, und zwar unter schlimmen Umständen.“

Dreizehntes Capitel.

Die Entführung.

Vor Clonmel ist ein Kreuzweg, der etwas Unheimliches an sich hat. Der eine Arm führt einem Hügel hinan und verschwindet dort dem Blicke zwischen düstern Bäumen. In der Nähe dieses Kreuzweges steht am Fusse des Hügels eine Hütte, die nicht viel besser aussieht, als die bescheidene Wohnung der Bettlerin Biddy Browne.

Aus der Thüre dieses ärmlichen Aufenthaltes blickt eine kleine, hagere Frau, die eine schimmernd weiße Haube trägt, nach einem Wanderer, der hastig über den Hügel dahin schreitet. Es ist Biddy selbst. Der Wanderer kommt näher; er scheint alt und vom Gehen ermüdet zu sein. Dann und wann hält er inne, um Umschau zu halten, und bewegt sich dann wieder rasch vorwärts. Die anmuthige Landschaft, welche vor seinen Blicken sich ausbreitet, mit der betriebsamen, wohlhabenden und echt katholischen Stadt Clonmel im Vordergrunde, mag wohl Erinnerungen aus alter Zeit in ihm erwecken, denen der alte Mann gern nachhängt, bis er sich plötzlich wieder

der Nothwendigkeit bewußt wird, seine Schritte zu beschleunigen.

Als der Wanderer ganz nahe an Biddy Browne herangekommen war, verrieth sein „Guten Morgen, Alte!“ die Stimme Shaun a Dherk's.

„Tausend Mal willkommen!“ rief Biddy.

„Viel Glück für Euch!“ lautete der Dank des Bettlers.

„Setzt Euch ein wenig,“ sagte Biddy.

„Nein,“ entgegnete Shaun. „Ist Alles gethan?“

„Natürlich — warum nicht?“

„Könnt Ihr Euch auf Frau Colman verlassen?“ fragte Shaun weiter.

„Wie auf einen Geistlichen“ war Biddy's Antwort.

Shaun erhob andächtig seinen Blick gegen Himmel. „Gott ist gnädig, — möge Er meine Hand vor Blutvergießen bewahren! Mögen aber die Heiligen im Himmel ihr Angesicht verhüllen, so oft ich zu ihnen rufe, wenn ich mit ihm diese Nacht Mitleid habe!“

„O Shaun! es muß Euch sonderbar wichtig sein, daß ihr seinethalben Euern Hals dem Stricke aussetzen wollt! Wißt ihr was? Zerschlagt ihm den Kopf oder den Arm, oder —“

„Biddy“ unterbrach sie Shaun.

„Was?“

„Euer Eddy wird ein tüchtiger Kerl werden.“

„Ein braver Junge!“

„Er hat Verstand für zwanzig.“

„'S gibt nicht seines Gleichen,“ sagte Biddy. „Er weiß Alles und ist verschwiegen wie ein Stein. Und —

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geist!" — sie bekreuzte sich andächtig — „niemals hat er gelogen!"

„Ist er noch in der Stadt?"

„Freilich; aber er kommt alle Tage zu seiner alten Großmutter. Er bringt mir jeden Pfennig, den er bekommt; hier und da bringt er auch 'was Anderes."

„Was denn?"

„Nun, wenn Eddy einen kleinen Jungen findet, der noch schlimmer dran ist, als er selbst, — der Herr behüt' uns! — so bringt er ihn her, und ich muß für ihn sorgen."

„Der gute Eddy!" seufzte Shaun.

„Ja, meiner Treu', er sagt, er müßt' es thun, weil Vater Mick Quinlivan und Ailey Moore gegen ihn selbst so handeln, und weil sie ihm immer sagen, er müsse von dem Seinigen Andern mittheilen, wenn er Gottes Segen haben wolle."

„Wahr gesprochen! — Wahr gesprochen! Wenn die Armen einander helfen, wird Gott Seinen Segen dazu geben, sagt Vater Mick."

Die Welt lastet schwer genug auf den Armen, und doch handeln sie oftmals nicht recht gegen einander. Ein Armer würde dem andern einen Schatz von Glückseligkeit bereiten, wenn jeder mit Kopf und Hand dem Nächsten beistände. Jeden Tag der Woche, jede Stunde des Tages sind die Armen mit einander in Berührung, und so manches gute Wort, so manchen freundlichen Blick, und so

manche gefällige That, die nicht um Geld feil ist, können sie einander gewähren, ohne darum ärmer zu werden. Eine Gefälligkeit erzeugt die andere, und in dem Herzen des Armen erblüht Jedem eine reiche Ernte von Dankbarkeit, der sich nur die Mühe gibt, die Saat auszustreuen. Ach! die Welt verlangt nur Arbeit von den Armen und glaubt sie reichlich dafür bezahlt zu haben, wenn sie ihnen den hundertsten Theil von dem zutheilt, was durch den Schweiß ihres Angesichts verdient worden ist; darum sollten sie selbst immer und immer danach streben, durch die Allgewalt der Liebe ihren Lebenspfad zu erhellen und zu erheitern.

Shaun a Dherk machte sich wieder auf den Weg. Er ging, wie es schien, unbeachtet durch Clonmel, wanderte etwa eine Meile weiter auf der Landstraße nach Kilkenny nnd trat endlich in ein niederes Häuschen.

Hier plauderte er mit den Kindern und lobte sie Alle vor dem willig lauschenden Ohre der siebenzigjährigen Großmutter. Zur Verwunderung der alten Frau, die für den kleinen Paddy Socken strickte, schenkte er diesem sogar einen Pfennig, um Lebkuchen zu kaufen. Als die Suppe aufgetragen wurde, erhielt Shaun ein gutes Plätzchen am Tische und einen freundlichen Gruß vom Vater des Kleinen, der eben nach Hause gekommen war. Gute mehlige Kartoffeln und ein Napf Milch sind keine verachtenswerthe Kost in Gesellschaft rechtschaffener Leute. Shaun a Dherk aß nach Herzenslust, und man dankte ihm noch obendrein, daß er Gesellschaft geleistet hatte. Gegen sieben Uhr endlich brannte Shaun

seine kurze Pfeife an und setzte den zierlichen Deckel von Weißblech, der an einem kupfernen Kettchen hing, darauf. Er drückte den Hut in die Stirn, griff nach seinem Stecken und machte sich nach wiederholtem Lebewohl auf den Weg.

Shaun wandte sich links und stieg langsam bergan, in der Richtung nach dem steilen Hügelzuge, der „Slieve-na-Mon" genannt wird. Er nahm seinen Rosenkranz zur Hand und schickte sich an, auf dem einsamen Wege zu beten.

Shaun, der Bettler, gehörte zu einer Klasse von Menschen, die nicht zugeben will, daß die Gerechtigkeitspflege ihre streng vorgezeichnete Bahn hat, und daß sie, von dieser abgelenkt, in Anarchie ausartet. Er hatte sich eigenmächtig zum Pfleger und Vertreter der Gerechtigkeit aufgeworfen, und selbst die Religion war unvermögend, ihn zu überzeugen, daß er das, was er schützen wolle, mißkenne, und in seinem eingebildeten Berufe Unrecht thue. Shaun ging nicht mehr zur Beichte, weil ja doch, wie er sagte, die Geistlichen ihn nur tadelten und ausschmälten, nämlich ihm die Lossprechung verweigerten, so lange er an seinen jetzigen Grundsätzen festhalte. Er hatte also zugleich den aus der hl. Communion quellenden Gnaden und Hoffnungen entsagt, obwohl er oft bittere Thränen vergoß, wenn er sah, wie Andere zum Altare traten. Er stellte seine eigene irregeleitete Ueberzeugung über den Ausspruch der kirchlichen Autorität und nahm hierin fast den Standpunkt eines Protestanten ein. Aber von der Richtigkeit seiner Ansicht war er so innig

überzeugt, daß er doch beständig dem Gebete auf's eifrigste oblag.

„Es muß Leute geben, die den Armen Gerechtigkeit verschaffen," pflegte er zu sagen; aber der Querkopf wollte nicht begreifen, daß die menschliche Gesellschaft der Barbarei anheimfallen müsse, wenn jeder, dessen Auge sicher und dessen Hand fest ist, sich zum Hüter und Vollstrecker der Gerechtigkeit aufwerfen wollte. So war Shaun in der That ein Protestant, während er sich für einen Katholiken von reinstem Blute hielt.

Der Verfasser dieser Skizze versichert, daß er selbst Shaun kennen gelernt, mit ihm sich unterhalten und disputirt hat; und er war, wie er annehmen darf, zuletzt so glücklich, den Unglücklichen auf den Weg des Heils zu führen. Shaun war ein rechtschaffener, wenn auch im Irrthume befangener Mann.

Als es dämmerte, befand sich der Wanderer schon tief im Gebirge. Wie ein ungeheuerer Wall überragt der Slieve-na-Mon die unregelmäßig vor ihm gelagerten kleinern Hügel, manchfach in Größe und Gestaltung. Sanfte Abhänge und steile Gipfel, lange Bergrücken und grüne Hochebenen, drohend überhängende Felswände, Schluchten und Abgründe, in denen Bergwasser dahinbrausen, zeigen sich dort in wildem Durcheinander dem staunenden Blicke. Mancher geächtete Häuptling mag früher in dieser natürlichen Freistätte dem Gesetze getrotzt haben. Als Shaun in einer Entfernung von etwa fünf Minuten den kegelförmigen Kamin eines kleinen Hauses über einen Berghang hervorragen sah, verließ

er die Landstraße und sprang über Gräben und Hecken. Seine Bewegung war jetzt viel ungezwungener, und die Manchfaltigkeit seiner Gebrechen schien bedeutend vermindert. Er ging nun aufrecht, kühn und elastisch einher, war aber jeden Augenblick bereit, wieder der alte Bettler zu werden. Er lenkte seine Schritte in das Herz der Wildniß und betrat sie mit der Sicherheit eines Mannes, dem jeder Zoll des Bodens bekannt ist. Endlich gelangte er an einen Granitfelsen, von dessen Gipfel der Blick den Zugang zu dem erwähnten Hause vollkommen beherrschte.

Hier setzte Shaun sich eine Weile nieder und schien mit sich selbst zu Rathe zu gehen. Prachtvoll stieg der Mond empor; alle die Felsenkuppen schimmerten in seinem Lichte und warfen gewaltige Schatten, die gleich den Gezelten eines Lagers über der Hochebene lagen.

Eine halbe Stunde verstrich. Da trabte ein Reiter hastig den schmalen Pfad hinan, der sich von der Landstraße her um den Fuß eines Hügels wand. Er näherte sich dem Hause mit dem kegelförmigen Schlote.

Shaun a Dherk fuhr empor und griff nach einem Fernglase, das er bei sich hatte. Unbeweglich an dem Felsen lehnend, blickte er nach dem Reiter. Nachdem er ihn mehrere Minuten lang betrachtet hatte, sagte er zu sich selbst: „Er ist's." „Er ist's!", wiederholte er, indem er sich seines viel geflickten, weiten blauen Kittels entledigte, den er sorgsam zusammenfaltete und unter dem Felsen verbarg. Eine grobe Flanelljacke und ein Paar buchstäblich aus Lumpen zusammengekünstelte Gamaschen

wurden dazugesellt. Ein Lächeln umzog seine Lippen, als er seine Füße von ihrer Umhüllung frei sah. Er war jetzt wieder der Mann von wohlgebildeten, edeln, Gewandtheit verrathenden Formen, wie in jener Nacht, wo er der einsamen Burgruine zuschritt.

„Nun, nun, mein Mädchen!" sagte Shaun, aus der Brusttasche eine doppelläufige Pistole hervorziehend und sie mit Wohlgefallen betrachtend, „du wirst deine Schuldigkeit thun." Bei diesen Worten strich er mit der flachen Hand von der Mündung der Pistole über ihren glänzenden Lauf bis zum Schlosse herab.

In diesem Augenblicke fiel in weiter Entfernung ein Schuß.

„Ruhm und Ehre Deiner Hand!" rief Shaun halblaut und faßte seine Waffe fester.

Nun ließ sich in der Ferne das Stampfen von Pferdehufen vernehmen; es kam näher und näher. Shaun trat dicht an den Felsen heran, der ihn verbarg, während er ihm freie Aussicht gewährte. Er schaute auf die Heerstraße, von der er, sowohl in der Richtung nach Clonmel als in der entgegengesetzten, eine weite Strecke übersehen konnte. Gespannten Blickes harrte er und sah endlich, so deutlich wie am Tage, zwei Reiter und hinter ihnen eine Postkutsche, gelenkt von einem Manne in weißer Jacke.

„Gut!" sagte Shaun a Dherk.

Der Wagen rollte polternd den Bergpfad herauf. Die beiden Reiter schienen viel mit einander zu sprechen,

und der Eine ritt dann und wann an die Kutsche, wie um hineinzusehen.

Endlich hielten die Reiter und die Kutsche am Eingange eines Hohlweges. Der Bettler spähte noch eine kurze Weile nach der Richtung hinaus, von wo sie gekommen waren, und steckte dann die Pistole zu sich. Auf Umwegen schlich er nun ganz nahe an die Ankömmlinge heran und lauschte mit aller Aufmerksamkeit eines geübten Ohres.

Einer der Männer näherte sich dem Kutschenschlage und stieg, nachdem er ihn geräuschlos geöffnet, auf den eisernen Tritt — eine weibliche Stimme stieß einen Angstschrei aus. Von Seite des Mannes wurde, wie es schien, gütliche Ueberredung versucht, von Seiten der Dame Widerstand geleistet. Die Handbewegungen des Sprechenden wurden allmälig lebhafter, seine Stimme klang lauter, und einzelne Ausdrücke wurden deutlich hörbar. Die Worte „thöricht — Zuneigung — Liebe — Gewalt" trafen des Bettlers Ohr und schienen ihn gleich elektrischen Schlägen zu erschüttern. Dreimal hatte er die Pistole erhoben, eben so oft auf die Landstraße nach Clonmel hinausgeschaut und dann das Mordwerkzeug wieder gesenkt.

„Geduld, noch ein wenig Geduld!" flüsterte Shaun für sich. „Oh! das heiße Blut — das heiße Blut!" wiederholte er.

Der Mann am Wagenschlage wurde ungestüm und stieß Drohungen aus; dann rief er seinem Begleiter, daß er seinen Platz am Kutschenschlage einnehme, und

schritt auf das Häuschen zu. Shaun benutzte die Pause, um auf einer den Platz beherrschenden Stelle einen verdeckten Standpunkt einzunehmen. Er prüfte das Zündloch und spannte den Hahn.

„Ich bin der Arm der Gerechtigkeit!“ sprach er in seinem Frevelmuthe, „ich bin der Arm der Gerechtigkeit, und ich werde strafen! Heilige Jungfrau, führe meine Hand!“ betete der Verirrte leise.

Dann und wann ertönte ein leises Schluchzen aus dem Wagen.

„Braves Mädchen!“ sagte Shaun für sich.

Da ließ sich ein leiser Pfiff vernehmen.

„Treu bis zum Aeußersten!“ sagte Shaun, als er den Pfiff hörte. „Treu bis zum Tode! Gott segne deinen Mund, mein Sohn!“

Jetzt sah er von dem Häuschen her eine Frau und zwei Männer eilig herankommen. Der Frau und dem Manne, der beim Wagen gewesen war, rannte der dritte voraus, welcher gut, sogar fein gekleidet war. Er stürzte in augenscheinlicher Unruhe zum Kutschenschlage; dieser sprang auf und der Mann streckte seinen Arm hinein — ein heftiger Schrei ertönte — ein Kampf schien statt zu finden.

„Gnade! Gnade! Heilige Mutter Gottes, schütze mich!“ rief die Dame im Wagen.

„Das ist Alles vergeblich, es ist Unsinn!“ schrie der Herr. „Widerstand ist nutzlos. Sie müssen mein werden, und wenn es mich das Leben kostet.“

„Pah! Wollen seh'n, Herzchen!“ sagte Shaun, mit

der Pistole auf ihn anschlagend. Er stand mit vorgestrecktem Arme da, regungslos wie eine Bildsäule.

Da kamen zwei Männer zu ihm herangeschlichen.

„Da sind wir," flüsterte der Eine.

„Willkommen!" antwortete Shaun eben so leise.

Alle blickten jetzt aufmerksam nach dem Wagen hin. Während der feingekleidete Herr vor dem Schlage stehen blieb, war sein Helfershelfer von der andern Seite hineingestiegen. Die Dame sträubte sich nach Kräften, wie man hören konnte; es war ein verzweifelter Kampf. Ein Angstschrei um den andern tönte in die Nacht hinaus und hallte von den Bergen wider. Das halblaute Fluchen des Entführers, die Verwirrung, das Stampfen und Bäumen der Pferde, welche die Kutsche vor und rückwärts drängten, das Geschrei des Mädchens und eines Knaben, der mit ihr im Wagen saß, Alles dies zusammengenommen bildete einen über alle Maßen schrecklichen Auftritt. Endlich streckte der feingekleidete Herr den Arm in den Wagen, und versuchte, die Dame mit Gewalt herauszureißen. Unausgesetzt rief sie um Hülfe und rang, wie um ihr Leben. Der Herr faßte sie jetzt um den Leib und rief der Frau zu, ihm ein Tuch zu reichen, um dem Schreien ein Ende zu machen, während er die Unglückliche vollends aus der Kutsche zog. Die Frau aus dem Häuschen stellte sich hinter sie.

„Im Namen des gerechten Gottes!" rief Shaun. Ein Blitz — ein Knall — und mit zerschmettertem rechten Arme lag James Boran, betäubt von Schrecken und Schmerz, auf dem Boden hingestreckt.

„Du Lilie des Thales!“ flüsterte Shaun der Dame in's Ohr. „Mutter Maria hat Sie erhört, mein Kind!“

„Ihr seid es?“ rief Ailey Moore. „O Dank dem großen Gott!“

„Es ist Shaun,“ flüsterte Eddy Browne. „Shaun hat den Habicht gefangen, — ich sagt' es ja!“ Die beiden andern Männer waren mittlerweile entflohen; der Kutscher betheuerte, auf den Knieen liegend, seine Unschuld und bat um Gnade. Voran lag noch, anscheinend leblos, auf der Erde.

„Ich denke, es wär' am besten, die Polizei zu benachrichtigen,“ sagte Mac-Cann.

„Gewiß, und 'ne gute Belohnung zu verlangen,“ ergänzte lachend der andere, ein hochgewachsener junger Mann.

„Sie werden die Nacht bei dieser guten Frau zubringen, Fräulein Ailey“ sagte Shaun.

„Bei der blassen Frau,“ sagte Eddy.

„Bei ihr!“ rief Ailey aus.

„Shaun hat es so eingerichtet, daß sie zu Ihrer Aufnahme bereit ist,“ raunte Eddy ihr in's Ohr.

Ailey erkannte jetzt den Zusammenhang. Shaun hatte den Anschlag entdeckt und mit Frau Colman verabredet, daß sie auf etliche Tage ein junges Frauenzimmer bei sich aufnehmen solle. Dann hatte er den Entführungsplan zur völligen Ausführung kommen lassen.

„Aber mein Vater!“ rief Ailey.

„Es ist ihm mitgetheilt, daß er Sie diese Nacht nicht erwarten möge,“ antwortete Shaun.

Der Verwundete stöhnte schmerzlich.

„Helft ihm in den Wagen,“ sagte Shaun. „Auch gegen ihn wollen wir Barmherzigkeit üben. O, du Schuft, der das Herz eines Kohlkopfs im Leibe hat, jetzt kennst du mich.“ Sich zu Boran niederbeugend, flüsterte er ihm in's Ohr: „Du Mörder — du Betrüger — du Verführer! Wir haben dich erwischt, he?“

Die blasse Frau nahte sich dem Verwundeten.

„Frau Colman“ sagte Shaun, „danken Sie Gott, daß er nicht Ihrer Tochter Mann geworden ist.“

Ailey blickte verwundert die Frau und dann wieder Shaun an. „Ihre Tochter?“ fragte sie.

„War Ihre Magd, Fräulein Ailey, und er war es, der Hand an sie legte.“

„O, mein Gott!“ rief Ailey.

„Gott ist gerecht!“ sagte der Bettler.

„Und Shaun a Dherk auch,“ meinte der kleine Eddy.

Ailey begab sich mit Frau Colman in's Haus. Shaun ging nach dem Felsen zurück, wo er seine Bettlerkleidung verborgen hatte. James Boran wurde unter Aufsicht des hochgewachsenen Burschen fortgefahren, um an dem nächsten Posten der Polizei überliefert zu werden. Eddy lachte hell auf, indem er daran dachte, wie sich der Sohn des alten Nick bei den Assisen Herrn Gerald gegenüber ausnehmen würde.

Diese Ereignisse waren es, welche die Polizeibeamten dem alten Herrn Boran und Nick, dem Jüngern, bei ihrer Rückkehr vom Schlosse Kinmacarra mitgetheilt hatten.

Vierzehntes Capitel.

Die Assisen-Verhandlung.

Manchfache Interessen wurden durch die Untersuchung gegen Gerald Moore berührt, und daher wurden viele Einflüsse aufgeboten, die Sache einer Krisis zuzuführen. Natürlich hatte Jeder, der dabei thätig war seine eigenen Beweggründe, und Jeder strebte nach seinem besondern Ziele. Die öffentliche Gerechtigkeit hatte nur wenig Antheil an Allem, was für oder gegen Gerald geschah. Snapper suchte den Angeklagten zu Grunde zu richten, weil es seine höchste Freude war, Alles und Jedes zu vernichten, und weil sein gekränkter Hochmuth diesem natürlichen Hange noch zu Hülfe kam. Prediger Salmer haßte den Angeklagten, weil er dessen Ueberlegenheit kannte und weil derselbe für seine religiösen Bestrebungen ein mächtiges Hinderniß war. Frau Salmer mochte ihn nicht leiden, weil er eine schöne Schwester hatte, die „Papistin" war, und weil er den apostolischen Beruf, welchen sie sich zuschrieb, den „Romanismus" in Kinmacarra zu bekämpfen, lächerlich machte. Und Legion war außerdem die Zahl derer, welche nach Gerald's Verurtheilung verlangten, um entweder ein Uebel dadurch von sich abzuwenden oder irgend einen persönlichen Vortheil zu erhaschen; um das Recht kümmerten sich alle diese Leute nicht.

Auch die Regierung konnte wohl nicht von einem Antheil an den „persönlichen Motiven und Erwägungen" freigesprochen werden. Von Zeit zu Zeit meint man

„ein Exempel statuiren" zu müssen, um die rege Thätigkeit des Beamtenstandes anschaulich zu machen; und ein Mann aus den bessern Ständen ist ein willkommenes Opfer, um die Unparteilichkeit der Regierung darzuthun. Auch die Freunde Gerald's hatten manchfaltige Beweggründe — zumeist aber ließen sich diese auf Zuneigung für seine und Ailey's Persönlichkeit und auf Haß gegen Snapper zurückführen. Der Gutsbesitzer von Kinmacarra war der öffentlichen Meinung zufolge eine „Gans", nur nicht dem Geschlechte nach, und man beachtete ihn bloß, insofern er durch Vermittelung Snapper's seine Thätigkeit äußerte.

Viele Leute in England sind naiv genug, zu meinen, Verhandlungen vor einem Gerichtshofe würden aus dem Stegreife gehalten; die scharfsinnige Anklage, die kluge Vertheidigung, die lichtvolle Aneinanderreihung von Fragen, Alles dies käme frisch aus dem „Laboratorium des Gehirns." Das ist keineswegs der Fall. Eine gerichtliche Untersuchung erheischt gewaltige Vorbereitungen; es werden wahrhafte Proben dafür gehalten, so mühsame und wiederholte Proben, als sie nur an irgend einem Theater statthaben mögen. Jeder hält Probe; die Anwälte wie die Gerichtspersonen halten Probe, sowohl einzeln als miteinander; Alles zusammen ist ein abgekartetes Spiel. Nur der Kronanwalt ist der sauern Mühe überhoben, die „Zeugen vorzubereiten," was eine Hauptaufgabe der übrigen Anwälte ist.

Jede der Parteien zählte eine lange Reihe von Anwälten auf ihrer Seite, denn auch die Regierung machte aus den angedeuteten Ursachen große Anstrengungen.

In der Hinterstube eines Gasthauses befanden sich zwei Abende vor der öffentlichen Verhandlung sechs Herren, jeder wegen seiner Geschicklichkeit im Einschulen der Zeugen bekannt. Auf dem Kaminsimse standen zwei Wachslichter, und drei auf dem Tische; außerdem trug dieser einige Flaschen sammt einem Dutzend Gläser, die meist einen Rest Xeres oder Portwein enthielten. Ein alter Herr, der Kronanwalt, lag schlummernd auf dem Sopha. Ein sehr junger Mann mit vollem Schnurrbarte und großen blauen Augen saß beim Kamine in einem Lehnstuhle und war beschäftigt, eine gefleckte Katze zu streicheln. Ein ausgemergelter Federfuchser in einem fadenscheinigen Rocke saß oben am Tische und schrieb.

Hinter einem Sessel stehend, blickte ein munter und klug aussehender Mann in den Fünfzigen nach dem Schreiber hin, während die sechste Person, ein breitschulteriger Mann mit sehr kurzem Halse und auffallend langen Armen und Händen, mit dem Rücken gegen den Kamin gekehrt, eine Pfeife „Cavendish" rauchte. Die Anstrengung des Dictirens hatte ihm die hellen Schweißtropfen ausgepreßt.

„Fertig," rief der Schreiber.

„Gut," erwiderte der Mann mit den klugen Augen.

„Nun, wird's gehen?" forschte der Herr, welcher die Katze streichelte.

„Von Boran's Aussage hängt viel ab. Wir können leicht die Untersuchung gegen ihn verzögern; sein Zeugniß gilt dann so lange, als er selbst noch nicht überführt ist," sagte der Fünfziger.

„Der Hallunke!" rief der Raucher, seine Pfeife aus dem Munde nehmend und in das Feuer spuckend.

Der Mann mit der Katze schoß stechende Blicke auf den Raucher.

„Mit Boran steht es sehr schlecht," bemerkte schüchtern der Schreiber.

„Mein Vater sprach gestern mit ihm, wenn ich nicht irre," sagte der junge Mann, noch immer mit der Katze spielend.

Da klopfte es an der Thüre.

„Herein!" brüllte der Raucher.

Der Mann mit der Katze blickte mißmuthig auf und sah dann nach dem Sopha hin.

„Ein Bote aus dem Gefängniß" meldete der Diener.

„Laßt ihn eintreten" riefen Alle zugleich.

„Was zum Henker habt ihr denn?" rief der Kronanwalt, die Augen öffnend.

„Der Gefangene Boran ist todt!" sagte der Bote.

„Todt!" riefen Alle durcheinander; sogar der Mann mit der Katze ließ sich in seiner Unterhaltung stören, und der Schreiber sah ganz betroffen aus.

„Er hat den Verband vom Arme gerissen," berichtete der Bote weiter. „Als man es entdeckte, hatte er sich fast verblutet."

„Dann haben wir die Sache verloren!" sagte der Kronanwalt.

Schweigend sah Einer den Andern an — es trat eine lange Pause ein.

„Die Umstände sprechen noch stark gegen den Angeklagten," bemerkte schüchtern der magere Schreiber. „Die Stunde seiner Nachhausekunft in jener Nacht macht den Beweis, daß er sich zur Zeit der That anderswo befunden, unmöglich; die beiden Forde sahen ihn, und der eine will beschwören, daß der Angeklagte den Schuß gethan habe. Der an Ort und Stelle vorgefundene Gegenstand, der als Eigenthum des Angeklagten anerkannt ist, und die Aussage des Bettlers werden sein Verbrechen genugsam darthun."

„Der verwünschte Bettler weiß entweder mehr oder weniger, als er sagt. Schwören möcht' ich darauf, er weiß mehr; aber der ist dem leibhaften Satan zu klug; man kann nichts aus ihm herausbringen," sagte der Fünfziger.

„Die Sache wird doch ihren Weg gehen?" fragte der Raucher.

„Geht mir weg mit Euerm Geschwätz!" rief der Kronanwalt vom Sopha her. „Sind wir etwa da, um einem Bauer aus Connemarra oder einem Gauner die Leichenrede zu halten? Laßt uns etwas anderes vornehmen!"

Allgemeine Stille trat ein, denn ein bedeutender Mann hatte gesprochen, derjenige nämlich, der die Zeche bezahlte. Keiner getraute sich, einem so gelehrten Herrn zu widersprechen.

Auch Reginald Moore's Anwälte hielten indeß eine lange Berathung und besprachen die Angelegenheit mit großem Eifer. Bei ihnen allen handelte es sich um die

eigene Praxis, nicht um den Dienst der Krone. Jeder von ihnen stellte mit der größten Sicherheit seine Ansichten auf, welche dann von seinen „gelehrten Collegen" bekämpft wurden. Die Advocaten stehen niemals so schroff einander gegenüber, als sich manche Leute einbilden mögen, wenn sie ihre Reden und Gegenreden vor den Schranken hören. Nur in Betreff der Mittel, die zum Ziele führen, weichen sie von einander ab; über den Zweck sind sie alle einig. Der Eine glaubt durch diese, der Andere durch jene Kunstgriffe am meisten Praxis zu erhalten.

„Nun, Moore," sagte ein Herr mit dickem Kopfe, dunkelm buschigem Haar und lebhaften grauen Augen, „wird Ihr Namensvetter gehängt werden?"

„Was glauben Sie?" fragte der gelehrte Anwalt.

„O, Herr Vorsitzender," entgegnete der erstere, „Ihre Meinung ist uns Autorität."

„Eine Autorität, die ihre Freunde an den Strick liefert", entgegnete Justizrath Moore.

„Moore," rief ein großer, kräftiger Mann, „überlassen Sie mir das Kreuzverhör Shaun a Dherk's."

„Ich habe schon viel dafür gearbeitet, doch Sie mögen Shaun haben, wenn Sie wünschen. Aber nehmen Sie sich in Acht, er hat eine scharfe, giftige Zunge."

„Fürchten Sie nichts; Shaun ist ein alter Nachbar von mir, und ich habe oft die Ehre seines Besuches gehabt. Ich werde schon mit ihm umzugehen wissen."

„Hört, hört!" riefen Alle, „Shaun ist sein Freund!"

Als der Morgen des großen Criminalprocesses anbrach, war die ganze Stadt früh auf den Beinen. Jeder wollte den endlichen Ausgang dieses Kampfes sehen, wobei es sich um Interessen handelte, an denen Jeder innigen Antheil nahm. Die Thore des Gefängniß-Gebäudes waren lange, bevor sie aufgeschlossen wurden, von Menschen umlagert, und nur mit Mühe konnte eine starke Polizeiwache die Ordnung aufrecht erhalten. Zahlreich waren die Weiber unter die Männer gemischt, und Jeder machte die Wahrnehmung, daß so viele junge und hübsche Gestalten sich darunter befanden, wie sie selten im Zuschauerraume des Assisenhofes zu erblicken waren. Auch eine weit größere Anzahl Geistlicher, als man bei solchen Anlässen sonst zu sehen pflegt, hatte sich eingefunden. Ueberhaupt war die gesammte achtbare Bevölkerung der Umgegend versammelt. Das Ganze trug in der That den Charakter einer großartigen Demonstration, und die Polizei fühlte sich noch mehr als gewöhnlich in ihrer Wichtigkeit.

Wir unterlassen es, einen ausführlichen Bericht über das Benehmen des Volkes zu geben und die patriotischen Rufe, die Hurrah's für O'Connell und die Repeal, über die Art, wie der Geist des Landes seinem Unwillen gegen die ihn bedrückende Scheinheiligkeit und Thorheit Luft macht, so wie über die angeborene Ironie, womit der hierfür bekannte Pöbel von Tipperary eine häßliche Fratze als „Schönliebchen", einen Schuft als „Muster der Gerechtigkeit" und einen Wüstling als „Heiligen" bezeichnet. Wir wollen auch den Aufzug des Gerichtsho-

ses, wie er unter Vortritt der Polizeimannschaft und der lächerlich nach alter Mode gekleideten Hellebardiere mit ihren silberbetreßten Hüten, weißen Röcken, gelben Westen und langen Gamaschen unter Trompetengeschmetter einherzieht, nicht schildern und uns nicht bei dem langen weißen Stabe des Oberrichters aufhalten, der aus der Kutsche, in der er sitzt, so weit hervorragt. Wir begeben uns vielmehr gleich in den Gerichtssaal.

Die wichtigsten Personen bei Assisenverhandlungen sind die Anwälte; sie laufen, sie fliegen nach allen Richtungen, und jedem von ihnen folgen fünf oder sechs jüngere Advocaten auf den Fersen, gleich als wären sie bloß da, um dem Publicum zu zeigen, welch ein ausgezeichneter, vielbeschäftigter Rechtsbeistand ihr Patron sei.

Neben dem Oberrichter saß der Lord von Kinmacarra. In rechtem Winkel mit der Richterbank standen zu beiden Seiten die Bänke der Anwälte. Es waren deren genug, alte wie junge, um den klarsten Rechtsfall zu verwirren und Alles nach Umständen als gesetzlich oder ungesetzlich zu stempeln. Hinter den gelehrten Herren links vom Oberrichter hatten die Geschworenen ihren Platz. Dem Präsidenten gegenüber war die Zeugentafel. In einer besondern Loge befand sich der Sheriff, dessen Stab unheimlich weit in den Saal vorragte.

Im Zuhörerraume und auf der Galerie drängte sich Kopf an Kopf. Orangenverkäuferinnen und Knaben mit Sodawasser und Zuckerwerk drängten sich mühsam durch die Reihen.

Auch die Presse war durch ihre Berichterstatter ver-

treten, welche in Erwartung der kommenden Dinge ihre Federn spitzten und sich vorbereiteten, die Witzfunken, die ihrem eigenen Gehirn entsprühen würden, oder diejenigen Gedanken Anderer auf das Papier zu bringen, welche sie etwa für würdig halten möchten, der Nachwelt überliefert zu werden.

„Alles ist bereit," lispelte Herr Frylie, der Ober-Staatsanwalt. Sein Gegner, Herr Bonnell, der erste Advocat des Angeklagten, räusperte sich. Nun wurden die Acten entfaltet, die Rechtsgelehrten setzten die Brillen auf, ordneten ihre Papiere und dann begann die Verlesung des Anklage-Actes.

Reginald Moore stand vor der Bank der Angeklagten, ganz derselbe, wie ihn von jeher ein Jeder kannte. Er war sorgfältig und sauber gekleidet; der ihm so eigene Ausdruck von Festigkeit, der an Stolz grenzte, schien noch deutlicher ausgeprägt, als gewöhnlich; seine Stellung war frei und ungezwungen, seine Blicke hafteten auf der Richterbank. Vater Mick, der alte Pfarrer, befand sich in Herrn Bonnell's Nähe, und die meisten seiner Freunde, so wie die der Familie Moore standen um die Zeugentafel herum. Shaun a Dherk war nicht sichtbar, eben so wenig M'Cann. Die tiefste Stille herrschte.

Da erhob sich der Ober-Staatsanwalt, um die Anklage zu begründen; man vernahm jedes Wort mit einer Deutlichkeit, die fast peinlich wurde. Der sehr ehrenwerthe Herr Frylie entwickelte den Fall ernst, gelassen und mit vieler Klarheit. Bei einigen Gelegenheiten versuchte zwar Bonnell durch witzige Bemerkungen, die

er dazwischen warf, ihn aus seinem Gleichmuthe zu bringen; aber es gelang ihm nicht. Alle Zuhörer waren darüber einig, daß Frylie den Stoff vollständig bewältigt und jedem der verschiedenen Umstände in feinster Anordnung seine Stelle angewiesen habe. Er sprach von den Anlässen, welche zur Feindschaft zwischen dem Angeklagten und dem Ermordeten hätten Anlaß geben können; er deutete auf einen finstern Zug im Charakter des Angeklagten hin und erwähnte, von welcher Wichtigkeit es für ihn gewesen sei, eine gewisse Schuldverschreibung in seinen Besitz zu bekommen; er führte aus, wie der Angeklagte in der Nacht des Mordes von mehr als einem Zeugen nahe bei der Stätte der Uebelthat gesehen worden, und wie „ein achtbarer Arbeiter" ihn beobachtet habe, als er den Schuß abfeuerte. Die Zeitangabe, versicherte er, werde bestätigt durch die Stunde der Heimkehr Gerald's; denn eine Magd des Hauses sei zu beschwören bereit, daß sie Gerald wenige Minuten nach dem Morde eingelassen habe. Dann kam er auf den Fund des Taschentuches an der Stelle des Mordes und meinte, angesichts solcher schlagenden Thatsachen vermöge er nur das Land zu beglückwünschen wegen der Thatkraft des rechtsgelehrten Friedensrichters Herrn Snapper, der ungeachtet des guten Rufes des Verdächtigen, seiner hochfahrenden Ansprüche und seiner Beliebtheit unter dem Landvolke, die Sache kühn bis zu ihrem gegenwärtigen Stande verfolgt habe.

„Nun gestatten Sie mir noch die Bemerkung", schloß der öffentliche Ankläger in ganz unschuldig thuender, schlauer Weise, „daß es keinen guten Schein auf die

Sache des Angeklagten wirft, wenn man auf seiner Seite eine ganze Reihe von Vertheidigern sieht, für die er wenigstens einige Hundert Pfund zu verausgaben hat, während er einem vornehmen Edelmanne, dessen Namen ich nicht zu erwähnen brauche, mehrjährige Pachtrückstände schuldet. Ich fordere jetzt zum Schlusse die Geschworenen auf, ihre Pflicht zu thun, und durch ihren Wahrspruch den gesunkenen Ruf der Grafschaft zu heben, sowie das Blut eines ihrer wackersten Söhne zu sühnen."

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten die Zuhörer dem Vortrage des Herrn Frylie, und als er schloß, warfen Manche ihm unwillige Blicke zu. Forde war der erste Zeuge auf Seite der Krone; sobald er aufgerufen wurde, entsprach er der Aufforderung auf das bereitwilligste. Hastig rannte er zur Zeugentafel. Einige der Anwesenden wollten eine gewisse Wildheit und Verwirrung in seinem Wesen bemerken; Andere, die zu milderer Auslegung geneigt waren, erkannten in seinem Benehmen den lebhaften Wunsch, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehen möge. Forde war gut gekleidet, aber er sah blaß und abgespannt aus; zudem besaß er den unangenehmen Blick, der im Munde des Volkes „Spitzbubenblick" heißt. Sein Gesicht trug den unheimlichen Stempel des bösen Gewissens; die Leute meinten, man könne ihm den „Abtrünnigen" ansehen. Mag es mit Forde so gewesen sein oder nicht, im Allgemeinen beweist die Erfahrung in Irland, daß nichts einen so entstellenden Einfluß auf das Aeußere des Menschen hat, als der Abfall vom Glauben. Die Unglücklichen, welche um des täglichen

Brodes willen, um „eine Suppe", wie man in England sagt, ihre Religion verleugnen, — sie tragen alle das Gepräge hoffnungloser Zerrüttung an sich. Wir haben nie bei Andern diesen Blick der Selbstverdammung, diese trotzige Herzenshärte, diesen gemeinen, verbissenen Gesichtsausdruck gesehen. Sie sind Müßiggänger, welche nicht einmal das Vertrauen der Hohenpriester des Irrthums besitzen, die ihnen das Kaufgeld für ihre Seelen ausgezahlt haben. Zusammengepfercht in eine „Colonie" von Häusern, die ihnen zum Lohne ihres Abfalls überwiesen worden, verkommen sie gänzlich, werden gemieden von Allen, und meiden selbst die ordentlichen Leute, bis irgend ein Glücksfall oder reuige Umkehr ihnen gestattet, den Blick wieder empor zu heben, oder bis der Tod sie der öffentlichen Verachtung entzieht.

Forde war ein Gegenstand großer Neugier, und allerseits wurden die Augengläser in Gebrauch genommen, um ihn genauer zu betrachten. Der Abtrünnige zeigte sich bereit, zu schwören, wie man ihn abgerichtet hatte; er benahm sich jedoch wie ein Hund an der Koppel, und rannte oft den Wünschen des gelehrten Kronanwaltes voraus. Wenn aber dieser ihm durch einen Wink sein Ungestüm verwies, zog er zu bereitwillig zurück und setzte durch diese hastige Umkehr den gelehrten Herrn in peinliche Verlegenheit. Er erwies sich als einen höchst willigen Zeugen, der nichts verlangte, als genau zu wissen, was man von ihm wünsche; in seiner Aengstlichkeit, gerade dies zu thun, that er dann nach Umständen zu viel oder zu wenig.

Forde erklärte, er habe Reginald Moore in der Nacht der Mordthat gesehen, wie er auf das Parkthor des Schlosses Kinmacarra zuging; er habe den Knall einer Pistole gehört und dann Skerin mit einem Schusse durch die Seite gefunden; neben ihm habe Reginald Moore's Taschentuch gelegen. Wer weiß, was er noch Alles gesehen und wahrgenommen haben würde, wenn der Kron-Anwalt es für gut befunden hätte?

Als der Kron-Anwalt sich niederließ, um eine Pause zu machen und eine süße Orange zu verzehren, wischte Forde sich mit dem Schooße seines feinen Rockes das Gesicht ab.

Der Zeuge wußte, daß ihm jetzt eine harte Probe bevorstehe, indem der Advocat des Angeklagten sich zur Vornahme des Kreuzverhörs rüstete. Herr Bonnell setzte zum Schrecken Forde's eine scharfe, stechende Brille auf und fixirte ihn in einer Weise, daß es ihm ganz unheimlich wurde. Es überkamen ihn böse Ahnungen, und er war nahe daran, sich zu bekreuzen, da gleich die erste Frage ihm zeigte, auf welchem gefährlichen Boden er stand.

„Sie sind Einer der Abtrünnigen, die man Soupers nennt?" fragte der Advokat.

„Ich bin ein Protestant" antwortete Forde kleinlaut.

„Sie sind wegen eines geringen Diebstahls in Untersuchung gewesen?"

„Ja — aber ich bin freigesprochen worden".

„Das weiß ich! — Sie sind von Ihrem ehemaligen Pfarrer der Trunksucht und eines wüsten Lebens beschuldigt worden?"

„Er hat mich von der Kanzel herab getadelt.“

„Wegen Angriffes auf die Unschuld eines Waisenkindes?“

Es erfolgte keine Antwort.

„Bei Ihrem Eide, sind Sie nicht der Lüderlichste im Kirchspiel gewesen, ehe Sie fromm geworden und bei Herrn Jodocus Snapper in Dienst getreten sind?“

„Beantworten Sie die Frage nicht,“ sagte der Generaladvocat.

Forde athmete freier.

„Wo waren Sie in dem Augenblicke, als der Schuß fiel?“ donnerte plötzlich Bonnell, indem die Brillengläser wie die glühenden Augen eines wilden Thieres den Zeugen anblitzten.

„ Ich war — ich kam gerade von Hause“ stotterte Forde.

„Ei, ei, guter Mann, ich kenne Sie wohl — Sie sind in meiner Gewalt. Sie haben Ihre zerrüttete Gesundheit und Ihren schlechten Ruf durch Abfall von Ihrer Religion herzustellen gesucht. Wo waren Sie in dem Augenblicke — gerade in demselben Augenblicke, als der Schuß abgefeuert wurde?“

„Ich — ich — ich war, wo ich gesagt habe, daß ich gewesen wäre.“

„Lassen Sie sich nicht verwirren,“ ermahnte der Kronanwalt.

„Ich ersuche Sie, mein Herr, nicht dazwischen zu sprechen,“ bemerkte Bonnell. „In dem Augenblicke — gerade in dem Augenblicke, — besinnen Sie sich.“

„Ich war ungefähr fünf Minuten entfernt."

„Von welcher Seite kam der Schall?"

„Weiß nicht."

„Bei Ihrem Eide, kennen Sie den Mann, der Herrn Skerin erschossen hat?"

„Nein."

„Kennen Sie Shaun a Dherk?"

Bei dieser Frage ward es still im Gerichtssaale — so still, daß alle Anwesende das Gefühl beschlich, als sei es plötzlich dunkel geworden.

„Ich hab' ihn einige Mal bei meinem Herrn gesehen."

„Wer ist Ihr Herr?"

„Herr Snapper."

„Haben Sie vor dem Morde Shaun a Dherk nie gesprochen?"

„O ja, oft."

„Haben Sie nicht einmal gesagt, Sie haßten den Angeklagten, Herrn Moore?"

„Nein."

„Haben Sie nicht einmal gesagt, es wäre gut, wenn er aus der Gegend fortkäme?"

„Ich hab' gesagt, er wär' ein Unruhstifter, weil er die Leute aufreizt, daß sie die Bibel nicht lesen sollen."

„Haben Sie nicht einmal gesagt, Ihr Herr werde ihn nach Botany-Bai schicken?"

Der Zeuge drückte sein Erstaunen aus.

„Nun, so antworten Sie doch auf die Frage!"

Shaun saß unweit der Zeugentafel; er war erst vor einigen Minuten gekommen. Wie Forde so verdutzt

um sich sah, erblickte er den Bettler — seine Miene schien ihm Vertrauen einzuflößen. Forde dachte nun, Herr Bonnell habe mit der Frage ihn nur aushorchen wollen — er schaute daher dem Vertheidiger kühn in's Auge und antwortete fest:

„Das hab' ich nie gesagt."

„Sie können beschwören, daß Sie in der Nacht, in welcher der Mord vorfiel, das Taschentuch an der Stelle der That gefunden haben?"

„Ja."

„Daß Sie es weder vorher noch nachher gefunden haben?"

„Ja."

„Sie sind einige Wochen nach dem Morde in der Angelegenheit eines Bedürftigen in das Haus des Herrn Moore gekommen?"

„Ja."

„Ich weiß genug."

„Bleich wie ein Gespenst," bemerkte Eddy Browne, als Forde, an ihm vorbeigehend, sich auf seinen Platz zurückbegab.

Nachdem Forde abgetreten war, spitzte Jeder neugierig die Ohren, um den Namen des nächsten Zeugen zu vernehmen. Herr Snapper wurde aufgerufen. Er war, seiner Gewohnheit getreu, recht zierlich gekleidet; das heißt, er trug, was ihm schön und kleidsam dünkte, seine Erscheinung aber nur unangenehmer machte. Der würdige Friedensrichter schien eine leise Ahnung von diesem übeln Eindrucke zu haben; auch kamen noch zwei Um-

stände hinzu, die seine Verlegenheit steigerten. Erstens nämlich war er gar nicht vorbereitet, als zweiter Zeuge vor den Schranken zu erscheinen. Die Veranlassung dazu hatte Shaun gegeben, der auf ihn zugetreten war, um einige Worte mit ihm zu wechseln, und zwar bei der letzten Frage, die an Forde gestellt wurde. Der zweite Umstand war, daß Snapper, als er durch die Reihe der Anwälte schlüpfte, des Herrn Kronanwalts Perrücke mit sich schleppte und so dessen große Glatze zur Schau stellte. Ein Schelm hatte Snapper's Frackschoß durch einen Bindfaden mit der Perrücke des gelehrten Herrn in Verbindung gebracht und dadurch die beiden ehrenwerthen Männer einem tobenden Gelächter preisgegeben. Wahrscheinlich hätten viele Personen Geldbußen bezahlen müssen, und es wären strenge Maßregeln ergriffen worden, um die Schuldigen zu entdecken, wenn nicht zufällig der Gerichtshof in die allgemeine Heiterkeit mit eingestimmt hätte, wodurch, wie die Zeitungsberichte nachher sagten, der ganzen Sache der Charakter eines harmlosen Scherzes beigelegt wurde. Mit rothglühendem Gesichte und von Schweiß übergossen, nahm Herr Snapper seinen Platz ein und der Kronanwalt brachte seinen Kopfschmuck wieder in Ordnung. Der letztere begann hierauf, dem Zeugen die Fragen vorzulegen, welche dieser selbst ihm angegeben hatte, ehe er seinen Platz in einer der Seitenlogen verließ.

Snapper sagte demgemäß aus, er kenne den Zeugen Forde als einen zuverlässigen, loyalen Mann; er habe ihn nie als Lügner, Betrüger oder Heuchler befunden; Forde

leiste gute Dienste bei Verbreitung der Tractätchen der Bibel- und Missions-Gesellschaft und bei Ausführung der angeordneten Austreibungen; er werde vielfach wegen seiner „Meinungen" verfolgt. Es sei ihm bekannt, daß der Ermordete eine Schuldverschreibung besessen habe, für deren Betrag der Vater des Angeklagten Bürge gewesen sei, und zwar wisse er dies mit Gewißheit, weil er das Document, welches jetzt nirgend mehr zu finden, früher ein Mal selbst habe ankaufen wollen. Der Bettler Shaun a Dherk, erklärte er ferner, sei bekannt als ein loyaler, nüchterner, gewissenhafter Mann. Er kenne ihn seit einigen Jahren. Derselbe sei von großem Nutzen für das Land, und er würde ihn längst der Ortsbehörde zur Berücksichtigung empfohlen haben; aber der arme Mann habe diesem Vorhaben standhaft widerstrebt und gesagt: was er thue, thue er nicht für die Behörde, sondern dem Recht und seinem Lande zu Liebe, und er, der Zeuge, messe ihm hierin vollen Glauben bei.

Im Kreuzverhöre, welches Bonnell mit ihm vornahm, versicherte Snapper mit dem Anschein von Biederkeit, der bei solchen Charakteren nicht ungewöhnlich ist, daß er gegen den Angeklagten keine Feindschaft hege, auch nie gedroht habe, ihn aus dem Lande zu treiben. Er, der Zeuge, glaube an das Evangelium — natürlich nach der Auslegung, die das eigene Urtheil ihm eingebe — und er halte dessen Inhalt für das reine Christenthum und die Richtschnur christlicher Moral; auch habe er niemals für die Geltendmachung seines Einflusses Geschenke angenommen. Er gestand jedoch zu, daß er den Ange-

klagten und den katholischen Pfarrer gescheut habe, und daß er die Hütten der Pachtleute habe niederreißen lassen, sie aber geschont haben würde, wenn sie zur Staatskirche übergetreten wären. Ob die Leute selbst mit mehr oder minder Aufrichtigkeit Protestanten geworden wären, daran liege ihm nicht viel, da doch jedenfalls ihre Kinder im Bibelglauben erzogen würden.

„Ich ersuche den Gerichtshof," rief der Kronanwalt dazwischen, „eine so von der Sache abweichende Fragestellung nicht zu gestatten. Mein gelehrter Herr Gegner darf dem Zeugen keine solchen Fragen vorlegen!"

„Sie sind Verwalter des Lord Kinmacarra?" fragte Bonnell, ohne die Bemerkung des Kronanwalts zu beachten.

„Ja."

„Sie finden, daß das Gut, welches der Gefangene früher in Besitz hatte, sehr schön sei, namentlich die Wohnung?"

„Ja."

„Fräulein Moore soll recht hübsch sein?"

„Ja."

„Und liebenswürdig."

„Sie ist es in der That!"

„Auch fein gebildet?"

„Ohne Zweifel."

„Und Sie wünschten Fräulein Moore zu heirathen?"

Unter dem Schalle eines brüllenden Gelächters beantwortete Herr Snapper auch diese Frage mit: „Ja".

„Sie versprachen, Herr Moore solle keinerlei Anfech-

tung erfahren für den Fall, daß Sie ein Mitglied seiner Familie würden?"

„Etwas der Art."

„Herr Moore hatte das Gut unter der Bedingung einer Pachtermäßigung übernommen, so daß der wirkliche Pachtzins bedeutend geringer war, als er in den Quittungen angegeben wurde; nicht wahr? Und in Folge dessen wurde er einer großen Summe halber verfolgt, die er Grund hatte, nicht als Schuld anzuerkennen?"

„Beantworten Sie die Frage nicht!" schrie der Kronanwalt.

„Gut, Herr Snapper," schloß der Vertheidiger.

Anna Mac-Kay, die Magd, blieb fest bei ihrer Aussage hinsichtlich der Nachhausekunft Gerald Moore's. Nachdem noch der Wundarzt und Lord Kinmacarra ihr Zeugniß abgegeben hatten, wurde das Zeugenverhör sechszehn Minuten nach sieben Uhr Abends geschlossen.

Das Volk verhandelte unter sich den wahrscheinlichen Ausgang der Criminalsache; Snapper und die Brüder Forde wurden allgemein verwünscht. Shaun a Dherk war bis dahin unter dem Volke sehr beliebt gewesen; aber gegen den übeln Eindruck, den es machte, aus Snapper's Munde sein Lob zu hören und die eidliche Versicherung, daß er Shaun für „loyal" halte, hielt der gute Ruf des Bettlers nicht Stand. Ein loyaler Mann sein, will in Irland etwas ganz Anderes bedeuten, als sonst irgendwo in der Welt. Es ist damit ein Mann gemeint, der sich von seinem Lande, seinem Glauben und seinem Gott losgesagt hat, um der Polizei zu die-

nen. In des Wortes wahrer Bedeutung muß jeder Christ ein „loyaler Mann“ sein, nämlich treu seinem Vaterlande und dessen Regierung; nach dem in Irland hergebrachten Sinne darf er es aber nicht sein. Shaun's Ruf war daher durch jenes Zeugniß gänzlich vernichtet.

Fünfzehntes Capitel.

Shaun's Bemühungen um die Ruhe des Landes.

Weder Shaun a Dherk noch Jim Forde, der andere Bruder, traten als Belastungszeugen auf. Wie Shaun dem Ober-Staatsanwalt die Ueberzeugung beibrachte, sein Zeugniß habe keinen Werth, oder wie diese Herren selbst zu dem Beschlusse kamen, ihn nicht zu vereiden, ist unbekannt. Jim Forde aber konnte nicht als Zeuge aufgerufen werden, weil er verschwunden war. Kurz vor dem Schlusse der Verhandlungen wurde Jim durch eine Bewegung und ein Flüstern an den Schranken veranlaßt, sich umzusehen, und was er sah, machte ihn erbleichen, so unbedeutend es Andern scheinen mochte. Ein Soldat ohne Seitengewehr, wie die Soldaten auf Urlaub zu gehen pflegen, war in den Saal getreten. Er war ein nicht mehr junger Mann. Mac-Cann, der Guckkastenmann, hatte ihm vertraulich die Hände auf die Schultern gelegt und sah ihm triumphirend in die Augen. Trotz seinem Schrecken verlor Forde die Geistesgegenwart nicht; er flüsterte dem nächsten Gerichtsdiener einige Worte in's Ohr und drängte sich vorsichtig durch die Menge. Un-

geachtet der vielen Tritte von plumpen, mit Holzschuhen bewaffneten Füßen, die er aushalten mußte, gelangte er auf die Straße, schlüpfte in ein Wirthshaus und wurde seitdem nicht mehr gesehen. Der Kronanwalt erfuhr seine Flucht noch zur rechten Zeit, so daß er die Unannehmlichkeit vermeiden konnte, ihn aufzurufen und dadurch diesen mißlichen Umstand bekannt werden zu lassen. So kam es, daß der öffentliche Ankläger „den ehrenhaften Arbeiter, der beschwören wolle, er habe den Gefangenen jenen unseligen Schuß abfeuern sehen,“ nicht auftreten lassen konnte.

Nach einer kurzen Pause erhob sich Herr Bonnell, um den Geschworenen die Vertheidigung vorzutragen. Dieser Advocat war ein edeles Musterbild eines Vertheidigers; durch seine moralischen wie seine physischen Eigenschaften war er gleichsam für seinen Beruf geschaffen. Seine Augen ruhten zuerst einige Augenblicke auf den edeln Zügen Gerald's, und dann ließ er sie rings herum über die Geschworenen und das Gerichtspersonal hinstreifen, bis sie schließlich auf dem Präsidenten hafteten. Der Inhalt von Bonnell's Rede war die Berufung eines seiner gerechten Sache bewußten Anwaltes an den Verstand der Zuhörer und vollendete den tiefen Eindruck, den das edele Aeußere des Angeklagten bereits gemacht hatte. Sein Vortrag war äußerst glänzend und gereichte ebensowohl dem Angeklagten als dem Vertheidiger zum Vortheil, was nicht gerade immer der Fall ist. Herr Bonnell begann mit einer Abscheu erregenden Schilderung des „Souperismus.“ Er setzte auseinander, wie

schlecht es sei, schlechte Gewissen zu erkaufen, und welchen entsittlichenden Einfluß dieses Princip habe, indem es Heuchelei zur Geschäftssache mache; wie sehr der Käufer durch einen solchen lügnerischen Handel sich entehre, und wie der Verkäufer durch seine Lossagung von der Autorität des Allmächtigen sich der ewigen Strafe überliefere. Er gab eine rührende Beschreibung der Noth solcher Familien, die, an ihrer Religion festhaltend, vor Elend verschmachten, umschwärmt von verworfenen Menschen, die ihnen mit einem Löffel Suppe die Hoffnung auf die Ewigkeit abkaufen möchten. Dann warf er die Frage auf, wie Fortschritt in einem Lande möglich sei, wo Erbitterung und Entsittlichung auf eine solche Weise stetig erzeugt würden, und forderte jeden Mann von Rechtsgefühl und Vaterlandsliebe, auf — wie immer sein Glaubensbekenntniß lauten möge — den „Souperismus" zu entlarven. Dann stellte er kühn den vorliegenden Fall als eine Folge dieses „Souperismus" hin, und als eine Verschwörung, welche er aufzudecken versprach. Die göttliche Gerechtigkeit, sagte er, habe es zugegeben, daß böse Menschen der Unschuld Fallstricke legten, damit ihre Bosheit selbst sich in den Maschen finge. „Und nun," schloß er, „werden wir da beginnen, wo die Anklage stehen geblieben ist. Es ist eine beträchtliche Zahl gelehrter und achtungswerther Collegen auf der Seite des Rechtes, und wir werden uns bestreben, die Erscheinung zu erklären, daß einem rechtlichen Manne ein Pachtrückstand aufgebürdet werden kann, den er nicht schuldet, und daß er der Verarmung durch eine Ungerechtigkeit preis-

gegeben wird, der gegenüber das Gesetz ihm eben so wenig Schutz gewährt, als es ihn vor der wissentlich falschen Anschuldigung eines Mordes zu schützen vermag."

Herr Bonnell gebot dann dem Herold, einen Herrn Boyce aufzurufen.

„Hier!" antwortete dieser Herr.

„Treten Sie näher!" sagte der Advocat.

Neben Herrn Bonnell saß Vater Mick. Es war interessant, den lieben alten Herrn während der Rede des Vertheidigers zu beobachten. Sein Gesicht erschien blasser und eingefallener als sonst; sein spärliches weißes Haar war nicht so sorgfältig geordnet, wie es zu sein pflegte, als noch Ailey Moore für das Betzimmer und den Altar Sorge trug. Gram und Trauer waren in seinem Blicke zu lesen. Bei einigen Stellen der glänzenden Vertheidigung flog jedoch ein heiterer Strahl über sein Antlitz, und Rührung sprach aus seinen Augen. Während der Anwalt ein Gemälde der Armuth und der schweren Prüfungen entwarf, welche die Bewohner seines Kirchspiels zu tragen hatten, weinte der arme Mann bitterlich; jedes Wort des beredten Advocaten fand in den Zügen des Pfarrers die ausdrucksvollste Bestätigung. Als aber Vater Mick den Namen des Herrn Boyce aufrufen hörte, gerieth er in die peinlichste Verlegenheit. Unruhig blickte er auf das versammelte Volk; er zog sein Taschentuch hervor, nahm die Brille ab, und berührte endlich mit der Hand die Schulter des wackern Advocaten. Dieser beugte sich liebevoll und ehrerbietig lächelnd zu ihm nieder und suchte ihn zu beruhigen.

Vater Mick schien von seinem Verlangen nicht abstehen zu wollen, während Bonnell's Miene ernster und schmerzlich bewegt wurde, endlich aber Ungeduld verrieth. Da nun der Vertheidiger seinerseits mit Bitten in ihn drang, füllten des alten Priesters Augen sich mit Thränen, und sein Widerstand war besiegt. Verlegenen Blickes sah er vor sich hin und barg dann das Angesicht in beiden Händen.

Der Zeuge Boyce erklärte, nachdem er vereidigt worden war, er sei ein Auctionator aus einer benachbarten Stadt. Vor etwa einem Monate sei ein ehrwürdig aussehender alter Herr, der ermüdet und etwas aufgeregt schien, in sein Geschäftslocal gekommen. Derselbe habe ihm, sichtlich ergriffen, mitgetheilt, daß Alles, was er während seines langen Lebens erspart habe, in seinen „lieben Büchern" bestände; gleichwohl verlange eine gebieterische Nothwendigkeit, sie hinzuopfern, und es sei der Zweck seines Besuches, sie zu verkaufen. Der Auctionator erzählte dann, er habe die Reise von fünfzehn Stunden gemacht, um in der Wohnung des alten Herrn die Büchersammlung in Augenschein zu nehmen. Er habe viele seltene Bücher vorgefunden, die aber in einer Versteigerung nicht den dritten Theil ihres Werthes hätten abwerfen können, und einige große Werke, die, wenn sie nicht durch Privatverkauf untergebracht würden, verschleudert werden mußten.

„Gut," unterbrach ihn der Anwalt, „was antwortete der alte Herr, als Sie ihm sagten, welchen Verlust er erleiden werde?"

„Er meinte, mit einem traurigen Blicke auf seine

Bücher, es sei Schade darum — sie wären seine einzige Erholung gewesen."

„Wie hoch schlugen Sie den Verlust an?"

„Auf volle zwei Drittel des Werthes."

„Und ergab er sich darein?"

„Er sagte, sie müßten verkauft werden."

„Gab er einen Grund dafür an?"

„Weil seines Nachbars Kind vor Schande bewahrt werden müsse."

„Wer war dieser Nachbar? Nannte er einen Namen?"

„Ja — Gerald Moore. Der alte Mann sagte, er habe Herrn Moore auf seinen Knieen großgezogen und ihn die Wahrheiten der Religion gelehrt, später habe Herr Moore an seiner Seite gekniet und an demselben Altare mit ihm zu Gott gebetet, — er habe ihn stets gleich einem Sohne gehalten. Ach, rief der alte Mann aus, verkaufen Sie Alles, ich gebe es gerne hin!"

„Wer war dieser treffliche alte Herr?"

Da schaute der Auctionator nach dem alten Vater Mick, und alles Volk folgte seinem Blicke; Gerald's Augen hingen, in Thränen schwimmend, an den ehrwürdigen Zügen des Priesters.

„Es war der Herr, der neben Ihnen sitzt; es ist Vater Quinlivan, der Pfarrer des Herrn Moore."

„Und was geschah mit der erlösten Summe?"

„Ich wurde beauftragt, den Betrag dem Anwalte für die Vertheidigung einzuhändigen."

„Ich danke Ihnen."

„Herrn Quinlivan's Haus ist ihm eine öde Stätte ohne

seine Bibliothek," bemerkte der vorsitzende Richter. „Das war eine edele That!"

„Ich hoffe, der Herr Kronanwalt ist jetzt zufriedengestellt über die Frage, in welcher Weise die Mittel zur Vertheidigung beschafft wurden," sagte der Vertheidiger mit tiefer, ernster Stimme.

Der Kronanwalt spielte mit seinem Augenglas, gab aber keine Antwort.

Bonnell rief dann mit einer Stimme, in der das Vertrauen auf einen guten Ausgang unverkennbar sich verrieth, die Wäscherin Ellen O'Meara auf. Dieselbe erklärte mit aller Bestimmtheit, daß sie mehrere Tage nach dem Morde mit zwei Gehülfinnen die schöne Ausführung des Namenszeichens in dem Taschentuche aufmerksam betrachtet hätte. Dasselbe habe sich als Wäsche unter ihren Händen befunden und könne erst lange nach der That aus dem Moore'schen Hause gestohlen oder von Herrn Moore verloren worden sein. Die beiden Arbeiterinnen bestätigten Frau O'Meara's Zeugniß in der ausführlichsten Weise.

Hierauf beschwor ein Grundeigenthümer, daß Friedensrichter Skerin ihm früher mitgetheilt habe, er wolle die Schuldverschreibung vernichten, da der alte Herr Moore nur als Bürge unterzeichnet und ohnehin durch den ursprünglich Verpflichteten schon beträchtlichen Schaden erlitten habe. Der Zeuge hielt sich überzeugt, daß Skerin keineswegs die Absicht gehabt habe, irgend welche Ansprüche gegen den alten Herrn Moore geltend zu machen, und erklärte ferner auf seinen Eid, Gerald Moore sei

ein Muster von Biederkeit und Ehrgefühl, und er, Zeuge, halte es nicht für möglich, daß derselbe das ihm zur Last gelegte Verbrechen begangen habe.

Mit dem Augenblicke, als Vater Mick's Liebe und Aufopferung an's Licht gezogen wurde, trat die öffentliche Meinung auf Seite des Angeklagten; die Ueberzeugung von seiner Unschuld gewann an Stärke durch das Zeugniß der drei Wäscherinnen und erreichte ihren Höhepunkt, als der letztvernommene Zeuge von dem Vorhaben des Ermordeten sprach, die Urkunde zu vernichten. Bei der Aeußerung des hochgeachteten Mannes, er halte es für unmöglich, daß Gerald Moore schuldig sei, durchbrachen aber die Zuhörer alle Schranken der Zurückhaltung und ließen einen herzlichen Beifallruf erschallen. Lord Kinmacarra sah nicht gerade ärgerlich, aber sehr verlegen aus und ließ den Kopf hängen. Der Präsident bemühte sich, ein verdrießliches Gesicht zu machen, und murmelte etwas von Räumung des Saales; doch Niemand störte sich daran, da man leicht bemerken konnte, daß ungeachtet seines Bestrebens, strenge zu erscheinen, Befriedigung in seinem Blicke lag.

Zunächst ward die „blasse Frau" vom St.-Senanus-Brunnen, Frau Colman, vernommen. Sie hatte auf den unglücklichen James Boran, der ihrer Tochter schweres Leid angethan, wie sie sagte, in der Nacht des Mordes an einer Stelle gewartet, wo er vorbeikommen sollte. Sie hatte einen zehn- oder elfjährigen Knaben, Namens Eddy Browne bei sich. Während sie wartete, sah sie zwei Männer auf den Schuppen, in welchem sie sich befand, zukommen und

sie versteckte sich mit dem Knaben. Die Männer verabredeten nun so deutlich, daß sie es gut verstand, den Richter Skerin zu ermorden. „Der Knabe", fuhr sie fort, „sagte —"

„Das ist kein Zeugniß," rief der Kronanwalt.

„Gut!" sagte Bonnell. „Sprechen Sie nicht von dem, gute Frau, was der Knabe sagte, sondern erwähnen Sie nur, was Sie selbst gesehen haben."

„Ich habe Nichts mehr gesehen," entgegnete die blasse Frau. „Die Männer gingen fluchend fort, und ich war so in Angst gerathen, daß ich mit Eddy zu seiner Großmutter gegangen bin, ohne weiter auf Herrn Boran zu warten."

Inmitten einer Bewegung, welche der Gerichtshof sich nicht zu erklären wußte, die aber in der That außerordentlich war, wurde Eddy Browne vorgerufen. Eddy, der sich nahe zu der Bank des Angeklagten herangedrängt hatte und, unbekümmert um Richter, Geschworene und Zuhörer, nur nach einem gelegentlichen Blicke Gerald's haschte, antwortete: „Hier!" so rasch und in so festem, bestimmten Tone, daß Jedermann nach ihm hinblickte.

„Stelle dich auf den Tritt," sagte der Gerichtsdiener. Eddy sprang hervor und stellte sich kerzengerade auf den erhöhten Tritt, der für die Zeugen bestimmt war. In der linken Hand die Kappe haltend, stützte er die Rechte auf die Rücklehne des Stuhles, auf welchem die Zeugen, während sie ihre Aussagen abgeben, zu sitzen pflegen.

„Herr Bonnell, befragen Sie ihn über das Wesen des Eides," sagte der Präsident. „Warten Sie!" unterbrach er sich selbst und fuhr dann, zu dem Knaben gewandt, fort: „Nun, mein lieber Kleiner, was thust du, wenn du schwörst?"

„Ich küsse die Bibel" antwortete Eddy.

„Wenn du aber falsch schwörst?"

„Dann thu' ich 'ne große Sünde."

„Wo kommt der hin, der falsch schwört?"

„Wenn er gestorben ist?" fragte der Junge.

„Ei, freilich," erwiderte der Richter.

„Manchmal in die Hölle — machmal in den Himmel!" antwortete Eddy. Der Richter schüttelte mit einem Blicke auf Herrn Bonnell den Kopf und machte eine bedenkliche Miene.

„Eine schöne Antwort!" sagte der Kronanwalt.

„Warum sagst du denn," fragte Bonnell, „der Eine, wenn er falsch schwöre, komme in die Hölle, der Andere in den Himmel?"

„Weil Einer es vielleicht bereut," antwortete Eddy mit einem verstohlenen Blicke auf Gerald, „und der Andere es vielleicht nicht thut."

Der Richter schien überrascht, sogar etwas verlegen, während die Zuschauer in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

„Kannst du lesen?" fragte der Richter.

„Ja, und auch schreiben," gab Eddy zur Antwort, „und rechnen" setzte er weniger entschlossen hinzu.

„Hast du auch den Katechismus gelernt?"

„Ja."

„Wer hat dich das Alles gelehrt?"

Ohne ein Wort zu sprechen, wandte Eddy sich um und schaute so innig und mit solcher Zärtlichkeit dem Angeklagten in's Gesicht, daß die anwesenden Frauen ihn sicherlich umarmt hätten, wenn sie ihn hätten erreichen können. „Der gute Junge!" hörte man auf allen Seiten.

Herr Bonnell gab dann Eddy zu verstehen, er möge sagen, was er wisse; er hatte schon genug von ihm gesehen, um vollkommenes Vertrauen in seine Verstandesfähigkeit zu setzen.

„Ich weiß, daß die Soupers der Großmutter ihr Haus eingerissen haben, weil ich nicht hab' in die Armenschule geh'n wollen. Das sind alle böse Leut'; sie mögen Vater Mick nicht leiden und Herrn Gerald auch nicht. Vater Mick hat immer geklagt, wenn er der Peggy Hynes Nichts hat geben können, wenn sie gehungert hat und gefroren. Und wie sie keinen Sarg gehabt hat — "

„Was soll das heißen?" brüllte der Kronanwalt.

„Es will heißen, daß der Herr Kronanwalt sich in sehr schlechter Gesellschaft befindet" antwortete der Vertheidiger.

„Und ich weiß," fuhr Eddy fort, „daß die zwei Abtrünnigen, die Forde's, den Skerin umgebracht haben."

Eine Bewegung des Schreckens lief durch die ganze Versammlung.

„Sie sind in dem Schuppen gewesen, das hab' ich gesehen, und sie haben gesagt, sie wollten den Skerin

umbringen, — ja, das haben sie gesagt, und Schönliebchen wollte ihnen Geld geben."

„Wer ist Schönliebchen?" fragte der Richter.

„Snapper!" fuhr Eddy heraus. „Und ich bin mit Shaun a Dherk gegangen," erzählte der Junge weiter.

„Wer ist Shaun a Dherk?"

„Es ist der Mann, Mylord," antwortete Herr Bonnell, „dessen Zeugniß die Anklage nicht — "

„Ah so! Ja, ich sehe es aus meinen Notizen — John Murtough. Fahre fort, Kleiner!"

„Shaun ist ein guter Mann, Herr," sagte Eddy, den Richter anblickend, „er hilft der Großmutter und ist so gut gegen die Armen — und ich bin mit ihm nach den verfallenen Häusern an der See gegangen; da wollte er — "

„Wie ging's aber mit dem Morde?" fragte Bonnell, der eine Unterbrechung von Seiten des Präsidenten verhüten wollte.

„Ja, ja, das hab' ich gerade erzählen wollen. Bin mit ihm zu den Soupers in's Haus gegangen, zu den Forde's. Da hat Jim Forde gerade seine Kinder gelehrt, auf die Protestanten zu fluchen. Und Jim hat gesagt: Snapper darf sich nicht untersteh'n, mich auszutreiben; er ist in meiner Gewalt, hat Forde gesagt. Und er wäre dabei gewesen, als Skerin umgebracht worden ist — er und sein Bruder, der alte Souper hätten's gethan, hat er gesagt, und sie wären dafür bezahlt worden. Und dann bin ich mit Shaun fort gegangen. Shaun ist ein guter

Mann, Herr, und er hat gesagt: Eddy, mein Sohn, wir müssen Gerechtigkeit thun."

Dumpfe Seufzer entrangen sich den Herzen des anwesenden Volkes; die düstere Stimmung, welche durch die Aussagen der Zeugen erregt worden war, hatte den höchsten Punkt erreicht. Ohne sich irre machen zu lassen, wandte sich der gute Eddy, so oft es anging, nach dem Angeklagten hin und betrachtete ihn mit Blicken voller Zärtlichkeit. Ach! wie liebewarme Herzen besitzen die Kinder der Armen, welch unbeachteter Schatz liegt in ihrer Liebe!

Das Kreuzverhör bot vieles Anziehende, vermochte aber die ausgesagten Thatsachen in Nichts zu schwächen. Eddy gab seine Liebe für Gerald zu; er wollte sterben, sagte er, für Gerald und für die Großmutter und für Shaun a Dherk; die Vermuthung aber, er könne ihnen zu Liebe falsch schwören, setzte ihn sehr in Erstaunen. Mit weitgeöffneten Augen sah er dem Kronanwalt in's Angesicht und wiederholte: „Falsch schwören für sie! falsch schwören!" und er lachte, der kleine Eddy. „Ich hab' niemals gelogen, denn die Großmutter sagt, der liebe Gott sieht es; und Vater Mick und auch Fräulein Ailey und Herr Gerald mögen Keinen, der lügt."

Eddy trat ab.

So gewaltig auch der Eindruck bei manchem Ergebnisse der Verhandlung gewesen war, so kam doch Nichts der Aufregung gleich, welche der Name des nächsten Zeugen hervorrief. Mit bezeichnendem Nachdrucke rief der Vertheidiger: „John Murtough, gewöhnlich Shaun

a Dherk genannt!" Während der Pause, die nun eintrat, war jedes Auge gespannt, den allbekannten Bettler zu erblicken. Die entfernter Stehenden erwarteten ihn am Platze der Zeugen zu sehen, wo er indessen bloß gewesen war, so lange Forde's Vernehmung dauerte; die vorn Stehenden blickten nach der Thüre des Saales um. Als aber ein Gerichtsdiener durch das Volk Bahn zu brechen begann, wandten sich Aller Blicke nach Einer Richtung. Der Bettler schlich gebückter einher, als jemals, matten langsamen Schrittes. Weder das Gemurmel der Neugierde, noch die Ausrufungen der Verwunderung auf allen Seiten, weder das rücksichtlose Anstarren, noch die hier und da halblaut ausgestoßenen Verwünschungen machten einen Eindruck auf den Alten. So ruhig, als wandere er einsam durch die Berge, schwankend gleich einem bejahrten Manne, dessen Kraft im Abnehmen ist, aber mit einem klaren, ruhigen Auge, das eine Herrscherseele im Bettlergewande ankündigte, trat er an die Zeugentafel.

Der Präsident, die Geschworenen und die Anwälte fühlten, daß dies ein wichtiger Zeuge sei.

Snapper barg sich ängstlich hinter seinen Anwalt.

Der ältere Forde wurde von einem Gerichtsdiener beim Kragen gefaßt, als er eben den Saal verlassen wollte. „Wir haben strengen Befehl, keinen Belastungszeugen aus dem Saale zu lassen," bedeutete er dem zitternden Bösewicht.

Shaun a Dherk sagte, er kenne alle bei dieser Verhandlung betheiligten Parteien, und kenne sie gut. Er

gab zu, daß er vielfach mit Herrn Friedensrichter Snapper verkehrt und ihm geholfen habe, „die Ruhe im Lande zu erhalten," wie er sich ausdrückte. Er sei von ihm zu den Pächtern mit dem Auftrage ausgesendet worden, von ihnen Geschenke auszuwirken, nach Umständen im Betrage von fünfzig, hundert, sogar zweihundert Pfund, und Niemand habe etwas von Snapper erlangen können, ohne tüchtig zu bezahlen. Er habe sich auch mit Snapper darüber besprochen, die Moore's zu verderben, und habe ihm dabei zum Scheine geholfen. Er wisse auch von der Schuldverschreibung, die heute zur Sprache gekommen sei, und glaube, der Mörder Skerin's habe sie ihm abgenommen und sie dem übergeben, der ihn gedungen.

„Das ist unerträglich!" schrie der Kronanwalt. „Man legt dem Zeugen Fragen vor, die gar keine Beziehung zu dem Rechtsfalle haben, der Zeuge drückt seine Meinungen und Ansichten aus, — und das Alles hören die Herren Anwälte ruhig an!"

„Entschuldigen Sie, Herr," bemerkte ruhig Shaun a Dherk, seine unheimlichen Augen auf den Kronanwalt heftend. „Ich trage Ihnen keine Meinungen vor — ich bin gekommen, zwischen Gott und Menschen Recht zu schaffen! Ich stand hinter dem ältern Forde, als er den Schuß abfeuerte, so nahe, wie ich jetzt bei Ihnen stehe. Ich habe gesehen, wie er dem Leichnam ein großes Schriftstück abgenommen hat, und später habe ich die Schuldverschreibung in Herrn Snapper's Händen gesehen."

„Das ist eine Lüge!“ brüllte Snapper.

„Man beliebe den Herrn Friedensrichter zu vereiden!“ erwiderte Shaun a Dherk.

Herrn Snapper ward der Eid abgenommen.

„Bei Ihrem Eide, Herr Snapper,“ fragte der Oberstaatsanwalt, „haben Sie diesem Manne die fragliche Verschreibung gezeigt, oder hatten sie dieselbe jemals in Ihrem Besitze?“

„Bei meinem Eide, nein!“

„Meine Herren,“ sprach Shaun a Dherk, indem er feierlich und langsam eine Pergamentrolle hervorzog, „meine Herren, hier ist die Verschreibung! Ich habe sie in der Nacht, als der Einbruch bei Herrn Snapper geschah, von seinem Tische genommen, weil er mir mitgetheilt hatte, daß er davon gegen die Moore's Gebrauch machen wolle. Und hier im Saale befindet sich ein Mann, der gesehen hat, wie Herr Snapper sie mir zeigte — John Mac-Cann.“

Mac-Cann bestätigte in genügender Weise Shaun's Behauptung, obwohl er nur durch das Schlüsselloch der Thüre Augen- und Ohren-Zeuge jenes Vorfalls gewesen war. Er hatte Snapper's Dienstboten in der Küche gelassen und war hinausgegangen, um „seine Künste“ zu machen, damit sie Ansichten von Dublin und andern Plätzen sähen. Da hatte die Neugierde ihn veranlaßt, „den gestrengen Herrn“ und Shaun a Dherk zu belauschen.

Der Eindruck dieser Aussagen war furchtbar.

„Warum haben Sie bei der Todtenschau von dem,

was Sie gesehen hatten, keine Anzeige gemacht?“ fragte der Vorsitzende Shaun a Dherk.

„Weil der Herr Friedensrichter und Forde dann Zeit zum Entwischen bekommen hätten, und weil ich noch nicht Alles so vorbereitet hatte, wie jetzt.“

„Warum haben Sie nicht schon Einsprache erhoben, als Forde gegen den Angeklagten aussagte?“

„Damit er sich nicht davon machen könne und damit seine Freunde nicht das Recht verdunkelten; — und weil,“ fuhr er fort, „alle Verwünschungen der Armen mit einem Schlage auf sein Haupt niederfallen sollten in einem Augenblicke, wo es ihm nicht möglich war zu fliehen! Das aber hätte leicht geschehen können, wenn ich die Anzeige zur Zeit der Todtenschau gemacht hätte. Viele Tage und Nächte habe ich gearbeitet, um diese gesegnete Stunde herbeizuführen — ich bin die Geißel der Gerechtigkeit!“

„Ich gebe die Anklage auf!“ schrie der Kronanwalt.

„Hier ist noch ein Soldat anwesend,“ sagte der Vertheidiger, „den man hat aus England herüber kommen lassen; er hat es mit angehört, wie das Complott zum Verderben der Moore's von dieser saubern Genossenschaft geschmiedet wurde.“

„Bei seinem Erscheinen hat sich der andere Forde aus dem Staube gemacht,“ bemerkte der Kronanwalt.

„Das ist entsetzlich!“ sagte der Präsident.

„Gott ist gerecht! Ich sagte es dir, mein Sohn!“ jubelte Vater Mick, indem er über die Brüstung der Anklagebank hinüber die Hände auf Gerald's Haupt legte.

Sechszehntes Capitel.

In Paris.

Der Bastilleplatz in Paris ist ein weiter, offener Raum am Endpunkte von drei oder vier Straßen, von denen die eine zum Kirchhofe des Père La Chaise führt. Schwerfällig bewegen sich die Omnibus nach diesem Knotenpunkte, die Cabriolets kreuzen ihn in raschem Trabe. Gewöhnlich trifft man hier kleine Gruppen an, bestehend aus Blousenmännern und Frauen mit wohlgeformten Gesichtszügen in hübschen weißen Hauben, unter denen hier und da elegante Herren und Damen sich zeigen. Eine gute Zahl kleiner Knaben und Mädchen mit schmutzigen Gesichtern vervollständigt das Gemälde.

Ein Herr und eine Dame, augenscheinlich Fremde, fuhren beim Eingange der Straße, die zum Kirchhofe führt, an und der Kutscher stieg ab, um sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Ein französischer Wagenlenker, der die Mütze oder den Hut in der Hand, vor einer Dame steht, ist ein unübertreffliches Muster von Artigkeit. Die arbeitende Klasse in England und Irland könnte bei den französischen „ouvriers" in dieser Beziehung in die Schule gehen; voll Höflichkeit, zugleich aber im vollkommenen Bewußtsein ihrer Menschenwürde, vergessen die französischen Arbeiter nie, was sie Andern, und eben so wenig, was Andere ihnen schuldig sind. „Verdammter Kerl!" fuhr vor etlichen Jahren ein Lon-

doner im Palais-Royal den Kellner an, „bringe mir, was ich verlangt habe." Ganz kalt und gelassen gab der Aufwärter zur Antwort: „Mein Herr, ich werde bezahlt, um Sie zu bedienen, aber nicht, um mich von Ihnen beleidigen zu lassen. Hüten Sie sich wohl, nicht wieder so zu sprechen, sonst —" Und der Herr fand es gerathen, sich höflicher auszudrücken. Auch das Volk unseres Insellandes sollte lernen, ein würdiges Benehmen zu beobachten, selbst Leuten gegenüber, die in Equipagen einherfahren und Schlösser besitzen.

„Nichts," erwiderte die Dame auf die Frage des Kutschers. „Doch entschuldigen Sie, ich möchte dem Herrn Abbé einen Augenblick zusehen, der dort mit den Kindern kommt."

Diese Bemerkung bezog sich auf einen geistlichen Herrn mit langen weißen Locken, der ein Brevier unter dem Arme und eine abgetragene Sutane trug. Der alte Herr führte an jeder Hand ein kleines Mädchen, während er mit fünf oder sechs andern sich unterhielt, die sich um ihn drängten und ihm langsam die Straße hinab folgten.

„Ah! Madame, das ist der Herr Abbé Fortbon — die Kinder laufen ihm nach, um Zuckerwerk zu bekommen."

„Bei welcher Kirche ist er angestellt?" fragte der Herr.

„Oh! der Herr Abbé lebt unter den Armen."

„Wie so?" fragte die Dame.

„Madame wissen wohl nicht viel von der Geistlichkeit in Paris?"

„Nein."

„Eh bien! Der Herr Abbé besitzt einiges Vermögen, Madame. Er wohnt im fünften Stockwerke eines unansehnlichen Hauses in einer entlegenen Vorstadt und braucht für sich selbst sehr wenig; er verwendet aber seine jährliche Einnahme, die 5000 Franken beträgt, auf Zuckerwerk für Kinder und Almosen für die Armen."

„Ist es möglich?"

„O ja, Madame. Der Herr Abbé weiß jeden Bedürftigen ausfindig zu machen. Wie Sie sehen, spricht er die Kinder auf der Straße an und schenkt ihnen Zuckerwerk. Dann fragt er sie, wo ihre Aeltern wohnen, und sie führen ihn zu ihren Vätern und Müttern in die abgelegensten Gäßchen. Der Herr Abbé ist dort wie zu Hause, ich versichere es Ihnen."

„Was thut er denn bei den Leuten?"

„Was der Herr Abbé dort thut? Ei, Madame, er thut allerlei; er plaudert mit den Leuten über ihre Beschäftigungen und über ihre Kinderchen; er erkundigt sich, was ihnen abgeht und was sie wünschen, und so unterhält sich der Herr Abbé sehr gut in ihrer Gesellschaft. Er ist ein großer Wohlthäter der Armen, der Herr Abbé; er bezahlt für die Knaben das Lehrgeld, überwacht die kleinen Mädchen und gibt die ganz kleinen Kinder in gute Pflege; denn der Herr Abbé liebt die Kinder, wie Sie sehen, Madame — aber es liebt ihn auch ganz Paris."

„Er muß sehr viel Gutes stiften," bemerkte der Herr.

„O, Madame, Sie können sich nicht vorstellen, wie viel Glück der Herr Abbé verbreitet! Er schenkt nicht bloß sein Geld, sondern auch sein Herz."

„Sie kennen ihn also?“

„Jedermann kennt den Herrn Abbé Fortbon; ich aber kenne ihn besser, als irgend ein Anderer,“ sagte der Kutscher mit ernstem Ausdrucke. „Ich lästerte eines Tages die göttliche Vorsehung, ich leugnete sogar, daß es einen Gott gäbe; da trat der Herr Abbé in unser Stübchen. Clotilde, unser dreijähriges Mädchen, kam an seiner Hand herein; ich glaube, er hatte sie auf der Treppe gefunden, — ich weiß nicht, wie es kam. Das arme Kind hatte Zuckerwerk von ihm erhalten und war ganz glücklich darüber. Ich stampfte gerade mit dem Fuße auf den Boden, und schrie, alles sei Lug und Trug, was die Pfaffen von Gott und Seiner Vorsehung schwatzten, als die Thüre sich öffnete. Mein Zorn steigerte sich, da ich den Geistlichen erblickte.“

„Nun?“

„Ah, Madame, lassen Sie mich erzählen. Ich winkte ihm mit der Hand, die Stube zu verlassen, er aber wollte nicht. Mein armer Bruder, sagte er, Sie sind nicht glücklich; aber Sie sind ein Franzose, sagte er, und jeder Franzose ist ein Mann von Muth! Ah, mon Dieu! und er trat auf mich zu, Madame, mit Thränen in den Augen, und ich sah's dem Herrn Abbé an, daß er mich liebte. Und der gute Vater umarmte mich, ergriff meine Hand und drückte mir ganz still zwei Fünffrankenstücke in die Hand. Mein Vater, begann ich, — denn, sehen Sie, Madame, diese Summe war ich gerade an Miethzins schuldig, und man konnte mich nun nicht auf die Straße setzen — Mein Vater! Aber der Herr Abbé

legte mir die Hand auf den Mund, nahm die kleine Clotilde auf den Arm und sagte: Meine kleine Tochter hier, Ihre Clotilde — hat Ihnen die Hülfe der Vorsehung zugeführt. Ah, Madame —“ er stockte vor Rührung.

„Das ist ein wackerer Mann.“

„Ich bin dann auch zur Beichte gegangen, und meine Frau ebenfalls, und seitdem gehen wir regelmäßig in die Kirche. Ich weiß nun, daß es eine gütige Vorsehung gibt,“ schloß der Kutscher.

„Gibt es solcher Geistlichen noch mehr in Paris?“ fragte die Dame.

„O ja, es gibt viele, die eben so gut sind, wie er. Aber ich hätte es nie erfahren, wenn ich nicht durch meine Bekehrung mit ihnen in Berührung gekommen wäre. Es sind gewiß sechszig bis achtzig, die in den kleinen Gäßchen herum gehen, um nach verlorenen Schafen zu suchen, und die ihre geringe Habe verwenden, um den Armen Erleichterung zu bringen.“

„Wunderbar!“ riefen der Herr und die Dame wie aus Einem Munde. — —

„Soll ich zum Kirchhofe fahren?“ fragte der Kutscher.

„Heute nicht,“ erwiderte die fremde Dame. „Fahren Sie nach dem Hotel de France.“

Das Hotel de France ist ein glänzender Gasthof. Schreitet man durch den majestätischen Eingang, so nimmt Schritt vor Schritt die Pracht zu. Schon der Empfang an der Treppe von Seiten der Dienerschaft läßt wahrnehmen, daß man in ein aristokratisches Haus

tritt. Die glänzenden Geräthe, die glatten Fußböden und die blendenden Spiegel vervollständigen den Eindruck, den man gleich am Thore empfängt, und sollten noch Zweifel bestehen, so müssen sie schwinden, sobald man den Anstand und die feinen Manieren eines Jeden der Fremden bemerkt, die in den Salons oder unter den Säulengängen sich bewegen.

Vor der Loge des Pförtners, wo eine allerliebste junge Frau den Dienst versieht, steht eben ein Bedienter in Livree und bemüht sich, zu erfahren, ob gewisse Personen im Hotel wohnen. Es geht schwer genug, denn er spricht nur englisch, die junge Schöne aber bloß französisch. Kopfschüttelnd bittet sie ihn, Platz zu nehmen; der Engländer aber wiederholt seine Frage noch dreimal, immer lauter, als dürfe er um so eher hoffen, verstanden zu werden, je lauter er spreche. Die Französin geräth in Verlegenheit und schellt einige Mal nach ihrem Manne; der Engländer seinerseits wird ärgerlich über den schlechten Erfolg seiner Anstrengungen und spricht in demselben Grade eifriger. Der Auftritt wurde immer heftiger, und es fragt sich, ob der plumpe John Bull sich nicht schließlich an ihr vergriffen hätte, wenn nicht zum Glücke eben ein Wagen in den Thorweg gefahren wäre, der die Aufmerksamkeit des Bedienten abgelenkt hätte.

Ein vornehm gekleideter junger Mann stieg zuerst aus der Miethkutsche und half dann einer jungen, blassen Dame mit schwarzen Augen und feinen Zügen heraus. Der Engländer hatte nicht so bald den fremden Herrn erblickt, als die Freude ihm aus den Augen strahlte.

„Ah, so!“ rief er halblaut aus, überzeugt, einen Landsmann zu finden. Als er der Dame ansichtig wurde, rieb er sich vergnügt die Hände: „Die sprechen englisch, das weiß ich!“

Er näherte sich dem Herrn und redete ihn an. „Entschuldigen Sie, Herr, die Leute hier verstehen kein Englisch!“

„Was wünschen Sie denn?“

„Bitte Herr, wollten Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, ob Herr Frank Tyrell in diesem Gasthofe wohnt?“

„Ja,“ antwortete die Dame. „Haben Sie etwas an ihn auszurichten?“

Der Herr lächelte, da er bemerkte, wie die Dame bei dieser Frage erröthete.

„Ich bin der Kammerdiener des ehrenwerthen Herrn Hyacinth Wilkins, und habe den Auftrag, Herrn Tyrell um seinen Besuch zu bitten.“

„Kommt Herr Wilkins aus Irland?“ fragte die Dame.

„Ja, Madame,“ erwiderte der Diener. „Er ist vor zwei Tagen aus Irland hier angekommen.“

„Wir gehen hin, Frank — nicht wahr?“

„Cecily!“ mahnte der Herr; dann flüsterte er ihr in's Ohr: „Hast du solche Eile, Nachrichten von der grünen Insel zu erhalten?“

„Lass' nur gut sein, Frank! Ich könnte dies mit gleicher Münze zahlen.“

„Wo wohnt Ihr Herr, guter Freund?“ fragte Frank Tyrell den Bedienten.

„Nummer 14, Rue des Postes. Er liegt zu Bette.“

Cecily's Züge verdüsterten sich.

Kurz nachher hörte Frank einen Diener des Gasthofes von einem Herrn, der in Nummer 14 Rue des Postes wohne, sprechen. Er erkundigte sich in französischer Sprache, was man von diesem Herrn sage, und vernahm, daß der ehrenwerthe Herr Hyacinth in einem Restaurant der Straße Saint-Honoré eine Dame angetroffen, deren höfliches Benehmen er für Mangel an Zurückhaltung genommen hatte. Er war thöricht genug gewesen, eine vertrauliche Annäherung zu wagen, welche aber als Beleidigung aufgenommen wurde. Der Bruder der Dame hatte in Folge dessen ihm aufgelauert und ihn halbtodt geschlagen. Nicht zufrieden damit, hatte der Franzose sich in den Kopf gesetzt, der ehrenwerthe Herr Hyacinth müsse sich im Zweikampf mit ihm messen. So erfuhr Frank Tyrrell die Ursache, weshalb der ehrenwerthe Herr Hyacinth die Unterredung mit ihm wünschte.

In Paris herrscht unstreitig so viel Laster, daß man es nur tief beklagen kann, aber auch mehr Tugend, als unter zwanzig Engländern nur Einer zugeben möchte. Leute ohne Welterfahrung und eitele Gecken, die dies verkennen, ziehen sich nicht selten eine ähnliche Behandlung zu, wie der ehrenwerthe Herr Hyacinth; und dann läßt sie der Groll über die wohlverdiente Strafe den mitgebrachten Irrthum in's Unendliche vergrößern. Paris ist gegen London ein Eden an Unschuld der Sitten; und vergleicht man beide Hauptstädte in Beziehung auf die Tugenden der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, so

sinkt London zur vollständigen Unbedeutendheit herab. Wir berücksichtigen hierbei diese Tugenden nur insofern, als sie von den Einzelnen geübt werden, im Geiste echt christlicher Liebe des einen Menschen zum andern. In England mag in größerm Maßstabe von der Regierung, von Vereinen und Anstalten Geld gespendet werden, um zu verhüten, daß nicht die Armuth ihre Lumpen und ihr Ungeziefer auf den Straßen zur Schau trage, welche die reichern Klassen betreten müssen, und daß das Unglück mit seinem Jammer ihnen nicht die gute Laune verderbe. Der Beweggrund solcher Spenden aber ist Eigenliebe oder Staatsklugheit; es ist nicht die Liebe zu „den Armen Gottes," wie wir sie in katholischen Ländern und in hervorragendem Maße in Frankreich antreffen.

Cecily Tyrrell saß am Fenster eines prachtvollen Zimmers im zweiten Stockwerke des Gasthofes, nach der Straße zu. Sie konnte daher Frank's Kutsche noch eine gute Strecke verfolgen, als er nach der Rue des Postes fuhr. Sie hatte ein Buch zur Hand genommen und zu lesen angefangen. Doch hielt sie jetzt das Buch geschlossen und den Zeigefinger zwischen die Blätter, indem sie ihrem Bruder nachsah und ihm in Gedanken das Geleite gab, bis der Wagen in der Ferne verschwand. Dann beschäftigten Erinnerungen an Kinnacarra in buntem Durcheinander ihre Seele. Sie sah das blaue Meer vor sich und hörte die Brandung; ein junger Mann erschien dann vor ihrem geistigen Auge, wie er die scheu

gewordenen Pferde in ihrem vollen Laufe zum Stehen brachte und darauf mit seinem ruhigen Gesichte vor ihr stand, — und seltsamer Weise begann ihr Herz zu pochen. Woher mochte das kommen? Dann gedachte sie des alten Vater Mick, und meinte zwischen ihm und dem Abbé Fortbon eine geistige Verwandtschaft zu entdecken; gleich darauf sah sie Ailey an der Hand des alten Pfarrers. Ailey erschien ihr gleich einem Engel; sie schaute in die freundlichen Augen, auf das Antlitz, das von einem Anhauche des Paradieses verklärt schien, und auf die edele Gestalt, von welcher ein Zauberkreis ausging, der alle Herzen umschlang. In der Zerstreuung trafen Cecily's Finger auf einen Gegenstand, der ihren Hals zierte; es war die Camee mit dem Bilde der Mutter Gottes, das Geschenk Ailey's. Das war ein Strahl vom Himmel! —

Sie nahm das Bild und küßte es wohl hundert Mal in der Erinnerung an die ferne Freundin. Dann ruhten ihre Blicke auf dem Bilde, das die frühere Besitzerin so liebte — auf dem Bilde Maria's! Allsogleich nahmen ihre Gedanken einen andern Flug; ein himmlisches Licht drang in ihre Seele und heiligte den Strom der Empfindung, der in ihrem Herzen quoll.

Sie schaute und schaute — sie betrachtete innig das Bild der milden Jungfrau aus Israel, der Jungfrau, die Gott von Ewigkeit her liebte und die Er ehrte hoch vor allen Menschen, vor allen Engeln, vor allen Geschöpfen, welche gewesen sind oder sein werden. Cecily's Herz öffnete sich, Thränen rollten über ihr Antlitz und sie lispelte in ihrer Lieblingssprache die Worte des Hohen

Liebes: „Tutta bella sei mia amica — ganz schön bist du, meine Freundin."

„Tutta bella," fuhr Cecily fort; „madre dolcissima! . . . Madre" . . . Da fuhr sie empor; eine Hand hatte sich auf ihre Schulter gelegt.

„Frank! So bald zurück?"

„Ei, Cecily's Gedanken müssen sehr hinreißend gewesen sein," sagte der junge Mann mit einem Blicke auf die Camee und die noch feuchten Augen seiner Schwester.

Lächelnd küßte Cecily das Geschenk der Freundin noch ein Mal und sagte leise für sich: „Ja, das waren sie."

„Madre dolcissima!" seufzte sie, als sie die Nadel wieder am Halstuche befestigte. „Nun, Frank?"

„Es war eine abgeschmackte Albernheit von — "

„Aber die Nachrichten aus Irland — von den Moore's? — Keine Briefe?"

„Keine."

„Von Niemand einen Brief!"

„Nein."

„Und Kinmacarra?"

„Cecily, wir müssen uns auf seltsame Dinge gefaßt machen, — Alles in dieser Welt ist veränderlich."

„Was meinst du, Frank? Du erschreckst mich mit deinen Gemeinplätzen. Sage, was es ist; das wird weniger schlimm sein. Sprich!"

Cecily sprach das in festem Tone, doch überzog Blässe ihr Gesicht.

„Gerald Moore ist verhaftet worden."

„Gerald! — Gerald Moore verhaftet! Im Gefängniß — weshalb?"

„Unter der Anklage des Mordes."

Einige Augenblicke schwiegen beide.

„Pah!" sagte das edele Mädchen, sich erhebend, während eine tiefe Röthe ihre Wangen bis zur Stirne umzog. „Pah! Gerald Moore würde nie einem Feinde hinterlistig nahen, — er, der für seine Freunde in den Tod zu gehen bereit ist! Mord! Boshafte Verleumdung ist es, ein Gewebe niedriger, verworfener Seelen!" rief Cecily mit einem Lächeln der Verachtung. Dann setzte sie sich und begann zu weinen. Der Edelmuth in Cecily's Herzen wies eine solche Anklage mit Verachtung zurück, aber die weibliche Milde löste sich in Schmerz auf, wenn sie sich den im Gefängnisse, den in Ketten dachte, dem sie ihr Leben verdankte.

„So sage mir doch," bat sie ihren Bruder, der sich neben sie niedergelassen und ihre Hand ergriffen hatte — „er ist doch wieder in Freiheit gesetzt worden?"

„Gewiß, meine holde Cecily."

„Und Ailey?"

„Die arme Ailey!" sagte Frank. „Die arme Ailey —"

Tritte im Zimmer selbst veranlaßten beide, aufzublicken.

„Unsere liebe Ailey Moore!" sagte ein Herr, der geräuschlos die Thüre geöffnet und Frank's letzte Worte vernommen hatte.

„Onkel St. John!" rief Cecily.

„Sie, Onkel, hier in Paris!" rief Frank.

„Der gute Onkel kommt stets zur rechten Zeit und bringt stets gute Nachrichten," bemerkte Cecily.

Onkel, Neffe und Nichte umarmten sich.

Lord St. John war jener „fremde Herr" gewesen, der dem ersten Verhöre Gerald's beigewohnt und damals so artig mit ihm gesprochen hatte. Er war der Bruder von Frank's und Cecily's Mutter.

Nachdem er so lange in Irland verweilt hatte, als die Untersuchung gegen Gerald Moore dauerte, um das gerichtliche Verfahren zu überwachen, war er nach Paris geeilt, um selbst seinen Verwandten den guten Erfolg zu melden. Er hatte wirklich dem jungen Manne einige Dienste leisten können, und er war es auch, der für einhundertzwanzig Pfund Sterling Vater Mick's werthvolle Bibliothek ankaufte. Er hatte dieselbe im Pfarrhause in der alten Weise wieder aufstellen lassen, während Vater Mick am Sitze des Gerichtes sich aufhielt, und zwar ohne daß Jemand seinen Namen erfahren hatte. Er lachte oft herzlich in sich hinein, indem er sich Vater Mick's Erstaunen vorstellte, wenn dieser bei der Heimkehr seine lieben Bücher alle wiederfinden würde, jedes an seinem Platze.

Siebenzehntes Capitel.

Eine neue Brautwerbung.

Das Haus des alten Boran lag auf einer sanft ansteigenden Höhe; es gewährte nur einen freudenlosen,

öden Anblick. In der nächsten Umgebung war kein anderes Haus zu sehen; die kleinern Wohnungen der Nachbaren schienen sich vor dem stattlichen Gebäude zu fürchten, das ganz so aussah, als beanspruche es Vorrang und Herrschaft. Es war ein ziemlich großes, hohes, weißgetünchtes Haus, dessen spitzer Giebel scharf in die Luft ragte. Zwei neu angebrachte Fenster im Dachgeschoß lieferten den Beweis, wie haushälterisch der Besitzer mit dem Raume umging und wie gut er die sonst nutzlosen Bodenkammern zu verwenden wußte. Das Haus hatte vier Fenster in der Breite, lang und schmal wie das Gebäude selbst. Die Thüre war so groß und schwer wie eine Gefängnißpforte; sie war auch mit derselben schwarzbraunen Farbe angestrichen, welche bei diesen gebräuchlich ist.

Vor dem Thore befand sich ein großer, halbrunder Platz, welcher wie der zur Straße führende Weg mit zerschlagenen Steinen belegt war. Das Feld, welches das Haus umgab, zeigte eine üppig wachsende Pflanzung von Spätkartoffeln, und im Hintergrunde erblickte man einen gewaltigen Kalkofen, neben dem Thore einen Brunnen mit einem steinernen Troge. Die Hecken waren wundersam sauber gehalten, und die steinernen Mauern oben mit dicken Schieferplatten belegt, von denen nicht eine einzige fehlte; nicht das kleinste Stückchen Mörtel war irgend herabgefallen, nicht der mindeste Mangel an Ordnung war zu entdecken. Voran's Kühe waren die fettesten und glänzendsten, seine Schafe und Lämmer die schönsten im Orte; sein gesammter Viehstand wies nur Thiere der besten

Zucht und der edelsten Racen auf. Ueberhaupt war die ganze Land- und Hauswirthschaft des alten Boran von einer Vollkommenheit, die zu beschreiben fast die Worte uns mangeln. Nur fehlten die Bäume auf seinem Gute gänzlich. Boran behauptete nämlich, das Halten von Bäumen in der Nähe der See sei nachtheilig, weil sie die Sonne abhielten und weil man sie doch nie verkaufen könne. Links von der Hausflur befand sich in Papa Boran's Hause ein Zimmer, das mit seiner Persönlichkeit, seinem Hause und seiner gesammten Wirthschaft völlig im Einklange stand. Bei aller Bequemlichkeit und Sauberkeit erweckte es ein Gefühl von Kälte. Die Dielen waren rein gescheuert und mit Sand bestreut, Feuerrost und Kamingeräthe so blank geputzt, daß man glauben konnte, sie seien noch nie gebraucht worden. In der Mitte des Zimmers stand ein Tisch von Tannenholz — ein großer, schwerer Tisch mit herabhängenden Seitenklappen, während vierzehn Stühle in Reihe und Glied an den Wänden aufgepflanzt waren. Ein Glasschrank voll Bücher und mehrere Kupferstiche von sehr verschiedenem Werthe vervollständigten die Ausstattung des Zimmers.

Papa Boran und sein ältester Sohn Nick, sein Ebenbild bis auf Perrücke und Stock, saßen am Tische.

„Forde ist also nach Amerika entkommen, sagst du, hm? Und Snapper ist zum T . . .?“ fragte der Alte.

„Ja, ich hörte, Forde sei entflohen; und Shaun hat mir gesagt, der Lord habe Snapper aus dem Dienste gejagt,“ antwortete der Sohn, wie gewöhnlich seitwärts blickend, statt seinen Vater anzusehen.

„Den Moore's wird es nicht zum besten gehen?" forschte der Alte mit nachdenklicher Miene.

„Man hat ihnen eine Kleinigkeit für das Haus zugestanden, aber der Grund und Boden ist für Nichts weggegangen."

„Wie viel haben sie im Ganzen herausbekommen?"

„Vierhundert Pfund."

„Der ältere Forde ist eingesteckt worden?"

„Er sitzt fest," versicherte Nick mit einem grinsenden Lächeln, indem seine Blicke rasch hin und her schossen.

„Der wäre also aufgehoben für diese Welt!" bemerkte der Alte.

„Du mußt sie heirathen," fuhr er fort.

„Mit nichts?" fragte der junge Nick.

„Pah! Pah!" war die halb freundliche, halb mißmuthige Antwort. „Kannst du nicht thun, was man von dir verlangt?"

„Natürlich kann ich das; aber ich darf doch wohl eine Frage stellen?"

„Gut, schweige nur jetzt!"

Der Alte begann mit den magern Knöcheln auf dem Tische zu trommeln, was bei ihm stets eine tiefe Gemüthsbewegung verrieth; das Blinzeln seiner grauen Augen zeigte jedoch, daß er am Erfolge seiner Absichten nicht zweifelte.

„Du mußt sie heirathen!" rief er plötzlich, seinem Sohne in's Gesicht sehend. Er hörte auf zu trommeln, aber seine Perrücke hüpfte auf und nieder, gleich einem Boote auf stürmischer See.

„Nun, wofür ist's denn nöthig, das hundert Mal zu sagen?" fragte der lenksame, sanfte Sohn. „Wenn ich muß, so muß ich!"

Ein unverständliches Brummen war die zarte Entgegnung.

Gerald Moore war zwar völlig freigesprochen worden, doch rettete die Anerkennung seiner Unschuld ihn nicht vor der Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse. War auch sein Feind als Schurke überführt, so wurden doch die Folgen seiner Ränke nicht aufgehoben; man ließ die Nachwirkungen seiner ruchlosen Handlungen ihren Fortgang nehmen, so daß Gerald Moore, als er das Gefängniß verließ, als ein heimathloser Bettler da stand.

Die Gesetze über die Pachtverhältnisse in Irland sind nicht viel Anderes als ein System gesetzlicher Betrügerei und Plünderung. Es ist noch nicht lange her, daß die Zeitungen einen Fall veröffentlichten, der dies in's klarste Licht stellt. Eine Wittwe verließ nach dem Tode ihres Mannes, der in seinem Hause eine fast fürstliche Gastfreundschaft geübt hatte, auf kurze Zeit den Schauplatz ihrer traurigen Erinnerungen. Der wohlmeinende Grundherr fand heraus, daß sie „Haus und Hof verlassen" habe, wodurch er nach dem geltenden Gesetze das Recht erhielt, davon Besitz zu nehmen. In seiner Fürsorge für das allgemeine Beste versuchte er das Haus, welches 3000 Pfund Sterling aus dem Vermögen der Kinder gekostet hatte, an sich zu ziehen und es

einem neuen Pächter zu übergeben, was ihm beinahe gelungen wäre. So sind die Pachtgesetze unter der „unvergleichlichen“ englischen Verfassung. Möchte sich doch unter ihren vielen „Vorzügen“ auch ein wenig Gerechtigkeit finden!

Die Moore's wurden wirklich als solche betrachtet, die ihren Wohnsitz freiwillig aufgegeben hätten. Sie verloren alles Geld und alle Arbeit, die sie auf das gepachtete Land verwendet hatten und wodurch dessen Werth bedeutend erhöht worden war; und für ihre Wohnung erhielten sie eine Entschädigung, welche kaum den zehnten Theil dessen betrug, was sie gekostet hatte. Die geringe Baarschaft, welche der Familie in dieser Weise übrig blieb, konnte nur für kurze Zeit den Unterhalt eines kranken Greises und eines unversorgten Mädchens sicherstellen. Allerdings schien es, als ob der alte Herr Moore nicht lange mehr Auslagen für seine Bedürfnisse erfordern würde; sein Körper war wie der Geist unter den Schlägen der Ungerechtigkeit zusammengebrochen. Aber seine Kränklichkeit erheischte sorgsame Pflege, während anderseits der geschwächte Zustand seiner Geisteskräfte ihm das Urtheil über die nothwendige Beschränkung seiner Ausgaben raubte. Ueber jede von der Nothwendigkeit gebotene Nichtgewährung eines augenblicklichen Wunsches brach er in Klagen aus. Mit einer unbeschreiblichen Liebe und Zärtlichkeit pflegte Ailey ihren Vater; sie besaß ja die echte christliche Liebe, welche sogar den Fremden in der Krankheit als Bruder pflegt, eingedenk der Worte: „Ich war krank und ihr habt mich besucht.“

Als Gerald unter dem Schutze der Nacht das Gefängniß verließ, eilte er in des Vaters bescheidene Wohnung, um einen Kuß auf die Stirne des Greises zu drücken. Inmitten seiner bittern Thränen verehrte Gerald Gottes unbegreifliche Fügung, als der arme schwachsinnige Mann seine Freude ausdrückte, daß er „nach Hause" gekommen sei, — als er fragte, ob Gerald eine gute Jagd gehabt habe, und ihm auftrug, in der Wirthschaft Einiges nachzusehen. Er meinte, er würde in den nächsten Tagen das Bett nicht verlassen können, es wäre ihm so sonderbar um's Herz; doch seine Ailey sei ein so freundliches, gehorsames, liebes Kind, und Gerald möge nur ja Sorge tragen, daß Niemand sie ihm nehme. Dann wünschte der alte Herr, Gerald möge neben dem Bette niederknieen, damit er ihm den Segen gebe, was er so lange nicht mehr gethan habe. „Es liege ihm etwas so gar schwer auf dem Herzen," meinte er dann wohl und beklagte, „daß seine Ailey nicht um ihn sei." Bald darauf sagte er wieder, sie sei ein Engel, und es überkomme ihn stets ein Gefühl der Ehrfurcht, wenn sie an seinem Lager sitze, und er in ihr schönes unschuldiges Antlitz blicke. Dann befürchtete er, es schade ihrer Gesundheit, daß sie stets so lange bei ihm wache, „denn die arme Ailey sei in der letzten Zeit so blaß geworden," auch ängstige sie sich gewiß, weil Gerald oft so lange abwesend sei.

Während der Kranke so redete, stand Ailey an der andern Seite des Bettes, den thränenvollen Blick auf ihren Vater geheftet. Das gute Kind! Sie trug so

willig ihr Kreuz, denn sie wußte, daß das Kreuz die schönste und sicherste Mitgift der Unschuld ist.

Der Zeitpunkt für Nick Voran's Werbung war also gut gewählt. Das Mädchen war arm und hülflos, und der Freier besaß mehr, als er zählen konnte; er brachte zudem Moorfield als Morgengabe und wollte dem hinschmachtenden Vater die Thüre der lieben Heimath wieder öffnen. „Er kann nicht abgewiesen werden," dachte der alte Voran bei sich.

Aber sein Sohn konnte nicht begreifen, aus welchem sonderbaren Grunde sein Vater ihm so hart zugesetzt habe und ihn so unnöthiger Weise aus der Masse von Geschäften zu Hause herausreißen wolle, damit er hingehe, ein Mädchen zu freien, die nichts besaß. Er dachte so viel darüber nach, daß seine Sinne sich fast verwirrten. Ueberdies hatte der junge Nick bisher jedes Mal, so oft er mit Ailey Moore zusammentraf, sich tausend Meilen weit hinweg gewünscht, und oft genug einen Umweg gemacht, um eine Begegnung mit ihr zu vermeiden. Es war ihm, als gliche sie keinem der weiblichen Wesen, die er sonst kannte; er meinte, sie spräche so absonderlich und schwebe nur so dahin, und man fühle sich in ihrer Nähe so beschämt. So dachte der Sohn und Erbe des alten Geizhalses über Ailey.

Inzwischen bestiegen Vater und Sohn eines Tages ihren schweren, gelben Einspänner, der etwa aussah wie eine große Tonne auf Rädern, und, indem der Eine links, der Andere rechts hinausblickte, traten sie ihre

Fahrt nach Clonmel an, wo die Familie Moore zur Zeit noch wohnte.

Die Unterhaltung der Boran's auf dieser Reise war sehr spärlich; jeder überließ sich auf dem ziemlich langen Wege seinen eigenen Betrachtungen. Während der ersten Stunde gaben die Witze der Vorübergehenden dazu reichlichen und abwechselnden Stoff. Der Eine fragte, ob Herr Boran in der Stadt seine Perrücke verhandeln wolle, ein Anderer, ob seine Geldkiste sich einer guten Gesundheit erfreue oder ob er damit umgehe, den jungen Nick dem Museum zu verkaufen. Papa Boran aber betrachtete das Haupt seines hoffnungsvollen Sohnes, überschlug im Geiste die Zahl der Geldsäcke im wohlverwahrten Kasten seiner Hinterstube und den Betrag seines schönen „Habens“ beim Banquier, und dachte wie der Geizhals bei Horaz: „Laß die Lumpenkerle schreien — ich hab' das Geld darum nicht minder.“ Er war so guter Laune, daß er sogar einem Bettler vier Pence schenkte, „um Glück zu haben,“ wie er sagte. Er gab selten Geld. Mit der Vertheilung von Brod und Suppe an die Armen geizte er allerdings nicht; aber auch diese Gaben spendete er mit so übeler Laune, daß das Gefühl der Armen dadurch in größerm Maße verletzt wurde, als ihr Leib Erquickung empfing. Gott sagt uns, daß die Armen unsere Brüder und Schwestern sind. Sie leiden gewiß schon genug durch die vielen abschlägigen Antworten, die sie erhalten, ja schon dadurch, daß sie eben betteln müssen; sollten wir da noch zu einer Abweisung böse Worte oder ein rauhes Benehmen hinzufügen? Ach!

wie glücklich vermöchte oft ein Lächeln oder ein freundliches Wort einen gebrochenen, dem Grabe zuwankenden Menschen zu machen! Nehmen wir uns vor, gütig mit den Armen umzugehen; die Armen sind ja „Gottes Lieblinge!“

Das Gasthaus in Clonmel war rühmlich bekannt bei allen Reisenden, die sich nach einem flackernden Feuer, nach starkem Thee und frischem Biscuit sehnten, nachdem sie einen kalten Abend an der Außenseite oder im Innern des Dubliner Postwagens zugebracht hatten. Auch Papa Boran liebte dieses Haus, wenn er sich auch nie die Unklugheit zu Schulden kommen ließ, mit dem Postwagen zu reisen, und niemals viel weiter gereist war, wie heute. So oft er irgendwo einkehrte, ließ er sich gleich das Zimmer anweisen und untersuchte, ob die Betttücher nicht feucht waren; dann sah er zu, wie das Pferd gefüttert wurde, indem er stets wiederholte, des Herrn Auge mache die Pferde blank. Auch sah er wieder zu, wann seine Kleider gebürstet wurden, und sprach hernach ein Wörtchen mit der Köchin über die Stunde des Frühstücks und die Schüsseln, aus denen das Mittagessen bestehen sollte.

Als die Reisenden in Clonmel anlangten, brannten bereits die Lichter in den Häusern. Beim Eintritt in das Kaffeezimmer sah Boran einen Herrn mit grüner Brille und weißen Haaren die Zeitung lesen. Obschon er das Gesicht nicht sehen konnte, meinte er doch, er kenne die Gestalt. Der Herr wandte sich um, und siehe, es war Pfarrer Quinlivan.

Der alte Priester erhob sich rasch; seine Augen leuchteten freudig, und er streckte dem Ankommenden die Hand zum freundlichen Willkommen entgegen.

„Ei, Nick! — alter Freund!" rief Vater Mick; „und auch Ihr Sohn, das muß ich sagen! Nun wie geht's? Freut mich, Sie zu sehen."

„Sie auch hier, Vater Mick?" erwiderte der alte Boran, seine Hand zu einem so warmen Gruße bietend, als es ihm überhaupt möglich war. „Komm her da, du!" rief er seinem Sohne zu. „Warum stehst du da wie ein Block und begrüßest nicht den Herrn Pfarrer?"

„Sie speisen doch beide mit mir?" fragte Vater Mick.

„Es wäre wahrlich nicht das erste Mal," antwortete der Geizhals, der gern eine Zeche sparte.

„Noch ein alter Freund kommt heute Abend: Gerald."

„Gerald Moore?"

„Derselbe."

„Das ist ein wahres Glück," bemerkte der alte Boran.

„Wünschten Sie mit ihm zu sprechen?"

„Bloß um ihn zu sehen, kam ich her."

„Dann treffen Sie's noch eben recht. Die Familie begibt sich morgen in kleinen Tagereisen nach Limerick. Sie wollen vor der Hand bei einer Schwester des alten Herrn bleiben, die dort wohnt. Sie ist Wittwe und steht recht gut."

„Hat diese Schwester Kinder?"

„Nein."

„Dann wird wohl Fräulein Ailey einen guten Theil von ihr erben?"

Vater Mick sah dem Alten scharf in die Augen, denn er merkte etwas. „Oh, ihr Vermögen ist nicht groß, aber es ist sicher angelegt. Sie kann immerhin dem guten Kinde in ihrem Hause ein Unterkommen bieten."

„Ailey kann ihr eigenes Haus haben, wenn sie will," entgegnete der Geizhals, „sie darf nur — "

Er wurde durch das Erscheinen Geralds unterbrochen, der mit seiner gewöhnlichen ernsten Miene, eine Zeitung in der Hand, in's Zimmer trat. Die Gegenwart Boran's und seines Sohnes machte ihn betroffen, denn seit den Erlebnissen der letzten Zeit witterte er in jedem fremden Blicke böse Absichten. Indessen hieß er den alten Boran freundlich willkommen, schüttelte dem Sohne die Hand und beantwortete zuvorkommend die Fragen, welche bei solchen Anlässen üblich sind. Im Laufe des Gespräches verrieth der alte Boran bald die Ursache seiner Anwesenheit in der Stadt.

Gerald that jedoch, als habe er es nicht verstanden, und blickte in die Zeitung.

„Die Gerechtigkeit hat den Schuldigen ereilt," sagte er zu Vater Quinlivan.

„Wen meinen Sie?"

„Snapper ist auf einer That ertappt worden, die ihn einer schweren Anklage aussetzt."

„Ei, das wäre!" riefen die Boran's gleichzeitig.

„Er ist in Dublin verhaftet worden und sitzt im Gefängnisse."

„Woher wissen Sie das?" fragte der Pfarrer.

„Es steht hier in der Zeitung."

„Wer ist sein Ankläger?"

„John Murtough."

„Shaun a Dherk!" riefen Alle wie aus einem Munde.

„Und Forde hat Alles eingestanden," berichtete Gerald weiter.

„Lob und Preis der göttlichen Gerechtigkeit in Ewigkeit!" rief der Pfarrer andächtig aus.

„O, Vater," sagte Gerald, die Hand des alten Mannes ergreifend, „an dem Tage, da ich mich in's Gefängniß begab, sagten Sie mir, es sei eine Fügung der ewigen Liebe und Gerechtigkeit, — Sie haben Recht gehabt!"

Der Pfarrer umarmte Gerald auf's innigste.

„Ja, ja, hier ist unsere wahre Heimath nicht, in dieser schlimmen Welt — wir sind nur auf dem Wege dahin und kommen ihr mit jeder Stunde näher. Da nur wird unbestechliche Gerechtigkeit zu finden sein."

„Ich weiß noch mehr Neuigkeiten," fuhr Gerald fort; „wir haben Briefe von den Tyrell's erhalten."

„Von der jungen Dame, der Ailey ihre Madonna geschenkt hat?"

„Und von ihrem Bruder."

„Natürlich; ich glaube, er hieß Frank. Nicht wahr?"

„Und, denken Sie, der artige fremde Herr, der uns auf dem Polizei-Amte so traulich die Hand schüttelte — "

„Nun?"

„Ist der Onkel Cecily's und Frank's."

„Ah! ah! Gerald — wirklich?“ rief Vater Mick.

„Er hat ihnen Alles erzählt, was sich hier zugetragen hat, sogar, daß Sie ihre Bibliothek wiederbekommen haben.“

„Er hat das erzählt?“

„Ja, allerdings.“

Vater Mick sah Gerald mit einem starren, träumerischen Blicke in's Gesicht, als ob er seine Gedanken zu sammeln suche. Endlich schienen seine Ideen eine bestimmtere Gestalt angenommen zu haben, und feuchten Auges flüsterte er vor sich hin: „Nun weiß ich's — nun begreife ich Alles!“

„Sie wünschen, Ailey möchte zu ihnen nach Frankreich kommen,“ bemerkte Gerald.

„Nach Frankreich? Und was sagt die Blume des Thales dazu?“

„Ailey hat geantwortet, ihr Vater sei krank.“

„Der Herr vergelte es ihr tausendfältig! Die gute, kleine Ailey!“ rief Vater Mick aus.

„Und Eddy Browne bleibt bei Ailey.“

„Der gute Eddy!“

„Der Ladenbesitzer, bei dem Ailey wohnt, wollte ihn gern selbst bei sich behalten; er bot ihm sogar eine Handvoll Guineen, aber Eddy ließ sich nicht bewegen.“

„Ah! er ließ sich nicht bewegen?“

„Nein. Er sagte ihm, er liebe ihn und würde wohl gern bei ihm bleiben; aber er müsse sterben, wenn er Ailey verließe.“

„Um welche Zeit werden wir von einander Abschied nehmen, mein Sohn?"

„Morgen in der Frühe. Sie wissen, daß ich vor Ablauf von acht Tagen unser armes Irland verlassen muß; zuvor muß noch der gute Vater nebst Ailey in der neuen Heimath untergebracht sein."

„Sie haben also die Reise umsonst gemacht," sagte am nächsten Morgen der junge Nick zu seinem Vater, als beide im Begriffe waren, heimzukehren.

„Halt's Maul, Dummkopf," brummte Herr Bo-ran, der Aeltere.

Die beabsichtigte Heirath war zu nichts geworden.

Achtzehntes Capitel.

Abermals der alte Nick.

Der alte Herr Moore wurde nach seiner Ankunft zu Limerick, wo seine einzige Schwester wohnte, bald merklich besser. Die Luft ist dort so balsamisch, und die reinlichen Straßen, Plätze und Häuser bieten dem Auge ein so wohlthuendes Bild, daß Körper und Geist gesunden müssen. Die Stadt ist weder so groß, daß das Gewühl der Straßen sie ungemüthlich machte, noch auch so klein, daß ein kleinstädtisches Wesen dort aufkommen könnte. Limerick ist ein ganz hübscher Platz, und manche Leute von Geschmack ziehen es jeder andern Stadt Großbritanniens vor, sowohl wegen seiner ruhmvollen Vergangenheit und seiner trefflichen Bewohner, als wegen

des guten Specks, des guten Tabaks und der feinen Spitzen, die dort gemacht werden.

Herrliche Landhäuser in den manchfaltigsten Formen und Baustilen krönen allenthalben die sanften Abhänge an den Ufern des Shannon; in ruhigem Ernste erhebt sich hier ein dorischer Porticus, dort zieren korinthische Säulen in freundlicher Anmuth die Vorderseite einer Villa, während gleich einer Matrone in Halskrause und Brille ein Bau aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth die Herrlichkeiten des sechszehnten Jahrhunderts entfaltet. Daneben sieht man wohnliche Gebäude in dem nüchternen Geschmacke der Gegenwart, welche zeigen, daß das Nützlichkeits-Princip sich in unsern Tagen selbst da breit macht, wo Erholung und Ruhe einzig der Zweck des Baues ist. Man braucht kein Schwärmer zu sein, um zu der Vorstellung zu gelangen, daß an den Ufern des Shannon die Bauformen der verschiedenen Zeitalter in ungeschmälertem Bestande sich verewigt haben. Um die Gebäude ziehen sich in Kreisen und Schlangenwindungen liebliche Parkanlagen und glänzende Blumengärten, von süßduftenden Dornhecken umgeben. Von allen Seiten sieht man nach den zahlreichen Vergnügungsorten Schaaren von Besuchern wallen; läßt man den Blick in die Ferne schweifen, so ruht er festgebannt auf dem herrlichen Flusse, der seine Wellen gen Westen wälzt.

Auch Frau Benn besaß am Gestade des Shannon ein Landhaus, das eine reizende Fernsicht hatte. Sie liebte es, alten Erinnerungen nachzuhängen, und ihre Unterhaltung rief dieselben auch in ihrem Bruder wach. So

durchlebte der alte Herr im Geiste von neuem die Blüthezeit seiner Tage und freute sich wieder aller glücklichen Stunden, die er jemals genossen hatte; denn so sehr sein Gedächtniß auch gelitten hatte, war es in Bezug auf die Erlebnisse seiner Jugend ihm noch treu, wie es bei den meisten alten Leuten zu sein pflegt.

Herr Moore lehnte wie gewöhnlich in einem bequemen Sessel am Erkerfenster des in gothischem Stile erbauten Hauses; Ailey und Frau Benn saßen arbeitend an einem Tische in der Mitte des Zimmers. Tante und Nichte waren einander in wahrer Liebe zugethan, ohne daß sich eine von ihnen daraus ein Verdienst gemacht hätte.

Eddy hatte eine ihm zugewiesene Arbeit beendigt und sah von dem Balcon des Vorzimmers aus den Schiffen zu, die den Fluß hinab glitten. Dabei gedachte er seiner Großmutter, der alten Bettlerin, die auch einst am Meeresstrande gewohnt hatte. Er erinnerte sich, wie sie ihn so liebevoll anzuschauen pflegte, wenn sie strickend am Heerde saß, und wie sie halblaut ihren Rosenkranz betete und ihn so manchmal küßte, wenn sie ihn auf seinem Strohlager eingeschlummert glaubte. Thränen flossen dem armen Jungen über die Wangen, und er dachte, es sei unrecht, daß er sie verlassen habe. Aber sie selbst hatte ihm ja geheißen, mit Ailey zu ziehen; sie hatte ihm die Hände aufgelegt und ihren Segen gegeben. Fortan wollte sie bei den Nachbaren umhergehen, hatte sie gesagt, und unter ihnen leben; denn es seien gute Leute, die nimmer einem Mitmenschen einen Bissen ver-

weigerten; und sie wolle für Eddy und Fräulein Ailey beten und dabei auch Herrn Gerald nicht vergessen; dereinst werde die arme Biddy Browne Alle wiedersehen, das wisse sie.

„Da kommt ein Bediente durch den Garten; der bringt sicherlich einen Brief," sagte Frau Benn. Man hörte das Pochen des Boten und Eddy's Stimme, der demselben zur Antwort gab: „Ganz recht." Nach einer Weile kam Gerald die Treppe herab und trat mit einem Briefe in der Hand in's Zimmer. Er schien fast aufgeregt, wenigstens etwas verlegen. Ailey blickte von ihrer Arbeit auf; Tante Benn schob die Brille zurück und blickte ihren Neffen erwartungsvoll an.

„Was gibt's Neues?" fragte sie.

„Nun, nichts weiter, als daß Ailey wieder einen Freier gefunden hat."

Tante Benn blickte Ailey bedeutungsvoll an, und diese erröthete ein wenig; sie kannte jedoch ihren Bruder zu gut, als daß sie hätte glauben können, es handele sich um eine ernste Sache, da er so leichthin sprach.

„Und wer ist mein neuer Liebhaber?" scherzte sie.

„Der alte Herr Boran schreibt mir, er sei nach Limerick gekommen, um mit mir zu sprechen, und zwar bloß zu diesem Zwecke. Ich glaube aber, nur meiner lieben Schwester habe ich diese Ehre zu verdanken", bemerkte Gerald lachend.

„Ailey darf nicht fort!" rief sein Vater, der dies Mal mehr als gewöhnlich von dem Gesagten verstanden hatte.

„Wohin sollte ich auch gehen, Papa?" fragte Ailey,

die aufgesprungen und mit offenen Armen auf ihn zugeeilt war, entzückt darüber, daß sich ein Anschein von Genesung in diesem bessern Verständnisse zeigte. Die Thränen flossen über die Wangen des alten Mannes, als das liebe Mädchen ihn umfing und küßte, indem sie wiederholte: „Wo sollte ich anders sein, als bei dir, Papa?"

„Du, Ailey, du?" rief der Greis unter Thränen lächelnd. „O nein, ich fürchte nicht, daß du fortgehst, o nein, nein — du wirst mich nicht verlassen!"

„Ich muß einen Ausgang thun, Vater," sagte Gerald. „Lebt wohl."

„Sieh in Moorfield gehörig nach, Gerald," mahnte der Greis.

„Gewiß, Vater!"

„Auch in Ailey's Zimmer!"

„Ja, Vater."

„Und sage dem Jim und dem Bid, — ja, sag' allen unsern Dienstleuten und Nachbaren, wir würden bald heimkommen."

„Jawohl, Vater."

„Höre, Gerald! du — — Was wollt' ich doch sagen? — Ah, ja! — Gerald, mein lieber Sohn — sei den armen Dienstboten gut! Sie arbeiten ja bloß für uns, die armen Menschen, nicht wahr?" Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr der alte Mann fort: „Es ist doch recht wunderbar, daß Gott sie für uns arbeiten läßt, ist's nicht so, mein Sohn? Und sie arbeiten oft viel besser als wir selbst. Aber schon als Kind hab' ich

viel auf sie gehalten, Mary, nicht wahr, liebe Frau? Du erinnerst dich gewiß, Mary, du warst damals so alt, wie unsere kleine Ailey jetzt ist — das liebe kleine Ding da, und damals — — was hab' ich doch gesagt, Mary? — Ach! ich glaube, mein Kopf wird schwach!"

Gerald mochte nichts weiter hören — zu schmerzlich waren ihm diese Aeußerungen eines durch den Sturm des Unglücks gebrochenen Geistes. Er schritt auf dem Wege zur Stadt rasch voran und beschäftigte sich dabei, ungeachtet seiner traurigen Stimmung, mit Muthmaßungen, was wohl der alte Boran für ein Geschäft mit ihm abzumachen habe. Er konnte kaum glauben, daß Boran die Heirath wieder zur Sprache bringen wolle, und sonst war nicht leicht eine Angelegenheit denkbar, die ihn von Hause wegbringen konnte; der alte Knauser hatte sich gewiß nie träumen lassen, daß er jemals eine so weite Reise machen sollte, deren Kosten, abgesehen von den Mühseligkeiten des Weges, ihm unerschwinglich scheinen mußten.

„Guten Morgen, Herr Moore!" rief dicht hinter ihm eine Stimme.

Gerald wandte sich um und erblickte den alten Boran selbst.

„Wir haben wohl denselben Weg, Herr Gerald? Ich sehe, Sie sind so pünktlich wie immer," fuhr er fort, Gerald die Hand reichend.

„Wie geht's Ihnen, Herr Boran?"

„Ach, wie soll mir's gehen, einem armen alten Manne, wie mir? Kommen Sie jetzt mit mir, Herr

Moore. Ich habe eine große Reise — das heißt eine für mich große Reise — gemacht, bloß um Sie zu sehen."

Während des Weges bis zum Gasthofe wurden nur wenige Worte zwischen beiden gewechselt. Man wies sie in ein hübsches, bequemes Zimmer. Boran legte Hut und Stock auf den Tisch und fuhr mit dem Taschentuche über die Stirne. Gerald behielt seinen Hut in der Hand und blieb stehen.

„Ich denke, wir setzen uns, Herr Gerald; ich bin alt. Nehmen Sie Platz!"

Nach einer beträchtlichen Pause begann der alte Boran: „Sie hatten einige gute Gemälde in Moorfield, Herr Gerald."

„Jawohl."

„Ich habe sie gekauft," sagte der Alte, verstohlen den jungen Mann beobachtend.

„Nun, Herr Boran, ich hoffe, sie werden ihren Preis werth sein."

„Ich bezahlte hundert und fünfzig Pfund für ein kleines Bild der gebenedeiten Jungfrau."

„Ei, ich hörte doch, ein Engländer habe es für fünfzig Pfund angekauft?"

„Allerdings that er's, aber der alte Nick Boran zahlte ihm hundert Pfund mehr, was gewiß nicht mancher von ihm erwartete."

„Sie müssen auf das Bild großen Werth legen."

„Freilich, es hat mir sehr gefallen! Ich habe es aber für Jemanden gekauft, dem es noch mehr werth ist, und den ich lieb habe.“

Zweifelnden Blickes betrachtete Gerald den alten Herrn.

„Ja, ja, es ist so! Es ist so! Aber ich bin ja Nick Boran, der Geizhals, nicht wahr?“

Die Züge des Alten erhielten für einen Augenblick einen veränderten Ausdruck; ihre Schärfe schien gemildert, und der Blick des Auges wurde sanfter.

„Herr Gerald“ — der alte Mann ging zur Thüre und verschloß sie — „sagen Sie mir, Herr Moore, was gedenken Sie jetzt zu thun?“

Es war nicht zu verwundern, daß Gerald sowohl über die Frage erstaunte, wie über den, der sie stellte. Er besaß indeß zu viel Bildung, um irgend Unmuth zu zeigen.

„Meine Pläne sind noch nicht gereift, Herr Boran; ich kann es wirklich nicht sagen.“

„Ach ja, natürlich — das geht mich nichts an — ganz richtig. Warum bin ich auch so neugierig und zudringlich, ich alter, einfältiger Brummbär? Sie haben Recht, mir gar nicht zu ant — “

„Ich versichere Ihnen, Herr Boran, ich wollte Sie nicht — ich wollte durchaus nicht sagen, — “

„Gerald!“ sagte der Alte „Gerald!“ wiederholte er, dem jungen Manne voll in's Gesicht sehend. „Ich war dabei, als Sie getauft wurden, und ich war auch bei Ailey's Taufe. Sehen Sie, Gerald, Ihre Mutter kannte

mich gut, besser als mich Jemand gekannt hat, seit sie im Grabe ruht!"

„Aber, lieber Herr!"

„Bitte, einen Augenblick — eine Minute Geduld! Ich wollte damit nur sagen, Sie möchten den alten Nick Boran nicht zu strenge beurtheilen, Sie wären sonst nicht Ihrer Mutter Sohn. Wohin gedenken Sie sich nun zu wenden, und was wollen Sie beginnen? Das war's, was ich fragen wollte."

„Ich habe Aussicht auf Beschäftigung in Paris."

„In welcher Art?"

Gerald zauderte etwas, doch hielt er es schließlich für's Beste, die Frage zu beantworten.

„Ich hoffe, irgend eine Stelle als Zeichner zu bekommen."

Es war in der That nur falsche Scham, daß er das Wort „Stickmuster" unterdrückte; er stand nämlich in Unterhandlung, um als zeitweilige Aushülfe die Stelle eines Musterzeichners für eine Fabrik zu übernehmen.

„Ja — ich begreife, ich begreife," sagte Boran vor sich hin. „Und Ailey ist entschlossen, meinen Jungen nicht — — ?"

„Fest entschlossen."

„Ah, ja — so ist's, so ist's. — — — Und Ihr Vater und Ailey werden hier bleiben?"

„Ja, Herr Boran."

„Und wo nehmen sie das Geld her? — ja, ja, das Geld?"

„Die Vorsehung wird schon für sie sorgen — und dann haben wir auch Einiges gerettet.“

„Und das soll auch für Sie hinreichen, so lange, bis Sie etwas erübrigen können?“

„Ich werde wenig brauchen.“

„Fünfhundert Pfund etwa — hm?“

„Fünfhundert Pfund!“ rief Gerald lachend aus. „Ei, mit einem Hundert würde ich hinreisen und mein Glück versuchen.“

„Einhundert Pfund!“ brummte der Alte für sich. Wieder folgte eine Pause von einigen Minuten.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Gerald,“ bat dann der Alte. „Sie erlauben mir wohl, Sie auf eine Minute zu verlassen? — Ja, ja, ich werde Sie nicht lange hinhalten — nur eine Minute!“

Damit öffnete er die Thüre und eilte die Treppe hinab. Es lag etwas Sonderbares in dem Wesen und den Fragen des alten Herrn — Gerald meinte nie ein seltsameres Gespräch erlebt zu haben. Offenbar beabsichtigte der Alte etwas Ungewöhnliches in Bezug auf ihn selbst. Was konnte das wohl sein? Wollte er ihm etwa die Madonna schenken — oder ihm die nöthigen hundert Pfund anbieten! Unsinniger Gedanke! Der alte Geizhals Voran sollte Einem hundert Pfund anbieten! Wenn er es aber wirklich thäte, durfte Gerald das Geld annehmen? Er dachte, als Darlehen dürfe er es wohl nehmen. Was konnte er nicht Alles damit ausführen! Er sah sich in den Stand gesetzt, seiner Lieblingsneigung zu folgen, ein großes Werk zu schaffen, als Maler sich

einen Namen zu machen, und endlich — — „Was mag den alten Mann so lange verhalten?“ dachte er, da fast eine Viertelstunde verflossen war, seit Boran das Zimmer verlassen hatte. Seine Einbildungskraft gerieth in immer lebendigere Bewegung; sie zauberte ihm herrliche Bilder der Zukunft vor. Eine Landschaft, die an der Wand hing, fesselte jetzt sein künstlerisches Interesse; mit größter Gewissenhaftigkeit prüfte er ihre Verdienste und Fehler. So war eine halbe Stunde verronnen, und Gerald wurde ungeduldig. Er wollte gerade schellen, als es pochte und ein Diener eintrat.

„Ein Brief für Sie, Herr.“

„Für mich?“

„Der alte Herr, der mit der schweren Landchaise angekommen ist, hat Nachricht erhalten, daß er nach Hause müsse.“

„So? Er ist abgereist?“

Der Diener zog sich zurück. Gerald öffnete den Brief und las:

„Herrn Gerald Moore.

„Werther Herr. Ehe ich Sie heute auf dem Wege traf, hatte ich 500 Pfund Sterling für Sie in der königlichen Bank von Irland niedergelegt. Inliegend die Quittung. Dieser Betrag ist nur ein Theil der größern Summe, die zur gehörigen Zeit entrichtet werden wird von Ihrem aufrichtig ergebenen

Nicolas Boran, dem Aeltern.“

Da mußte etwas sehr Wunderbares zu Grunde liegen! Der alte Boran schickte ihm fünfhundert Pfund und

zwar ausdrücklich als sein Eigenthum, indem er von sich als Gerald's Schuldner sprach — was konnte er damit meinen? Abermals las Gerald den Brief und zum dritten Male — aber es stand da ausdrücklich, schwarz auf weiß. Jetzt bemerkte er auf der Rückseite des Briefes die Worte: „Die Vorsehung wird für sie sorgen," und es fiel ihm ein, daß er diese Worte gebraucht hatte, als er vor einer halben Stunde mit dem alten Herrn über die Zukunft seines Vaters und seiner Schwester sprach. Weiteres aber vermochte er nicht zu entdecken.

Gedankenvoll und etwas aufgeregt, griff Gerald nach seinem Hute und verließ den Gasthof. Er nahm seinen Weg nach jener herrlichen Brücke, die man unsinniger Weise „Wellesley-Brücke" genannt hat. Mit raschen Schritten ging er die Brunswickstraße hinab und erreichte die Docks, wo er warten mußte, bis ein großes Schiff vorübergezogen war. Während er den Blick auf das jenseitige Ufer hinüberstreifen ließ, wo eine Menge Volkes durch das gleiche Hinderniß aufgehalten war, sah er an einen Laternenpfahl gelehnt einen Mann stehen, dessen Gestalt und Gesichtsbildung sich ihm unvergeßlich eingeprägt hatte. Es war Shaun a Dherk, — er wartete auf Gerald. Der junge Mann fühlte, so selten er aus der Fassung gerieth, es mochte kommen was wollte, — daß es einer starken Willenskraft bedürfe, um diesem Manne gegenüber seinen Gleichmuth zu bewahren. Shaun war ohne Zweifel der merkwürdigste Mann seiner Klasse, vielleicht der seltsamste Charakter seiner Zeit. In einer

geheimnißvollen Weise schien dieser Mann auf Gerald's Geschick einzuwirken.

Shaun a Dherk trug heute sein Feiertagskleid; aber Gerald würde ihn erkannt haben, hätte er ihn auf einem Throne sitzen sehen. Sobald die Brücke geschlossen war, eilte Gerald hinüber, näherte sich dem Laternenpfahl und wollte schon die Hand nach Shaun ausstrecken, als dieser sich umwandte und weiter ging. Gerald verstand ihn und folgte in einiger Entfernung. Als Shaun a Dherk einen menschenleeren Platz erreicht hatte, stand er still. Er schien blasser, eingefallener im Gesichte und nachdenklicher als sonst zu sein.

„Mein ewig theuerer Freund," rief Gerald, „wie vermag ich Euch zu danken! — Wie freut es mich, Euch zu sehen! Ihr müßt mitkommen und meine Schwester und Tante besuchen."

„Ich habe sie schon gesehen," antwortete Shaun mit einer Betonung, die Gerald's Herz beben machte; sie war wohl irisch, aber nicht die des gemeinen Mannes. Gerald's Staunen malte sich in seinen Blicken.

„Ich bin die Geißel der Gerechtigkeit," sagte Shaun a Dherk, „und meine Sendung ist noch nicht erfüllt. O, nein!" fuhr er mit leiser Stimme fort, „der Arm der Vorsehung schirmt die Tochter des heiligen Senanus und sie wird der Seele ihres Vaters sich erbarmen. Ich habe Ihren Vater gesehen, Ihre Tante und unsere liebe Ailey Moore! — Still!" sagte er, da er sah, daß Gerald sprechen wollte, „unterbrechen Sie mich nicht; ich habe keine Zeit, zu verweilen. Ich bin nur hierher gekommen,

um Ihnen zu sagen, — merken Sie wohl auf meine Worte — daß Sie von dem Gelde, welches Sie heute von dem alten Nick Voran erhielten, freien Gebrauch machen sollen. — Es ist Ihr Eigenthum."

„Ihr seid doch ein wunderbarer Mann!"

„O nein, ein Sünder, ein armer Sünder! Aber doch bin ich die Geißel der Gerechtigkeit gegen die Schurken!"

„Aber, Shaun, Ihr seid kein —"

„Pah! Herr Moore, ich bin Shaun, der Bettler. In dem alten Nick Voran habe ich wenigstens einen ehrlichen Mann getroffen. Gott behüte Sie und die Lilie des Thales! Leben Sie wohl!"

Im nächsten Augenblicke war der seltsame Mann verschwunden. Gerald erreichte bald die Wohnung der Frau Benn; „Bennville" pflegte man dieselbe zu nennen.

Hier traf er Alle in großer Aufregung; Frau Benn war außer sich vor Entzücken, und der Greis erhob freudig die Hände. Sogar die holde Ailey stieß einen Freudenruf aus, als Gerald eintrat; sie betrachtete forschend sein Angesicht, als wollte sie aus seinen Zügen herauslesen, ob er schon wisse, was sich während seiner Abwesenheit zu Hause ereignet habe.

„Nun, was ist hier zu thun?" fragte Gerald.

„Rathe, wer hier gewesen ist?" entgegnete Ailey.

„Shaun a Dherk."

„Ah, du hast ihn gesehen?"

„Ja wohl."

„Shaun ist brav und edel!"

„Ein edeler Mann in der That! Doch weshalb kam Shaun nach Bennville?"

„So weißt du es noch nicht?" fragte Ailey.

„Nein."

„Komm mit mir!"

Ailey führte ihren Bruder in den kleinen Saal, wo Eddy mit freudestrahlender Miene herumhüpfte, und dann die Treppe hinauf zu Gerald's Zimmer. Ailey stieß die Thüre weit auf, und Gerald erblickte staunend sein Lieblingsgemälde, das Bild Maria's, von Immergrün und lieblichen Herbstblumen bekränzt. Heftig pochte des jungen Künstlers Herz, — die Stärkung bei so mancher Arbeit, das Ideal manches Traumes, Raphael's liebliche Offenbarung war wieder sein eigen! Gerald kniete nieder, und Ailey mit ihm; einige Schritte hinter ihnen lag Eddy auf den Knieen. „Heil dir, du Himmelskönigin, Mutter der Gnaden!" rief das Geschwisterpaar lobpreisend.

Neunzehntes Capitel.

In London.

Man gewöhnt sich nur schwer an London. — Wir sind bereits ziemlich in der Welt herum gekommen; wir haben mit den Deutschen ein Pfeifchen geraucht und mit den Franzosen politisirt, wir haben einen italienischen Herbst genossen und in Labrador nach unserer Nase gefühlt, ob sie noch da sei; wir sind am Strande von

Blarney herumgeschlendert und haben durch die Straßen New-York's uns durchgedrängt; wir haben die Hansestädte und schottische, schweizerische, brabändische und flämische Städte durchstöbert und überall etwas gelernt, —nach und nach auch gelernt mit den Leuten zu fühlen und uns heimisch bei ihnen zu finden, — aber so lange wir auch in London gelebt haben, unser Streben, uns an London zu gewöhnen, war vergeblich. Es ist für uns keine Frage mehr, London und wir werden uns stets fremd bleiben.

Die unendlichen Häusermassen, die riesenhaften, zum Theil wunderlichen und albernen Baudenkmale, das ewige Rasseln von Maschinen aller Art und von zahllosen Fuhrwerken, das tolle Jagen von Menschen und Thieren Straße auf und Straße ab, in endloser Linie und in anscheinend unentwirrbarem Durcheinander — Alles das läßt uns stets wünschen, London hinter uns zu haben.

Schlimmer noch als die gleich einer kleinen Welt sich ausdehnenden unabsehbaren Stadttheile London's wirkt auf uns der Anblick ihrer Bevölkerung. Die Leute in London scheinen geradezu wahnsinnig zu sein. Man sollte sagen, Jeder habe sein Ich zu dem Entschlusse hinaufgeschraubt, etwas recht Durchgreifendes für sich und das Menschengeschlecht zu vollbringen. Starr vor sich hinschauend, den Nacken in die Richtung gebracht, die für rasche Fortbewegung am günstigsten ist, rennt der Londoner dahin und mißt Jeden, der etwa versucht, in entgegengesetzter Richtung heranzukommen, mit drohenden Blicken, als ob er sein größter Feind wäre. Ach! die

Männer in London! Und nun gar die Weiber! Von ihnen mag ich gar nicht sprechen, so wenig wie von den armen Kindern. Thackeray sagt irgendwo, es fehle in London sowohl die Kindheit als die Jungfräulichkeit, welche den duftigen Hauch der Kindheit, ihre lieblichen Erinnerungen und den klaren Sonnenschein ihrer Fröhlichkeit bewahrt. Thackeray hat Recht. Welche Summe reinen Glückes ist damit verschwunden, welche Scenen edeler Schönheit sind dadurch aus dem Leben weggewischt, welches unschätzbare Erbtheil ist den Armen entrissen! Wir haben dagegen die Armen gelehrt, nach Geld zu ringen, nach Geld zu jagen! Sie sind auch wirklich ganz toll geworden; nicht mehr die Vernunft, durch himmlische Erkenntniß erleuchtet, nur thierisches Verlangen beherrscht sie. Wir haben sie mit Wort und Beispiel gelehrt, nur Geld zu verdienen. Hört aber je einmal die Möglichkeit, Geld zu erwerben, für sie auf, dann werden sie uns ihr Lehrgeld heimzahlen! Wir haben den Armen genommen, was wir mit keinem Gelde zurückkaufen können, und die Zeiten könnten wohl kommen, wo sie das, was sie von uns gelernt, gegen uns und zu unserm Schaden ausüben werden — ist dann Geld nur in unsern Koffern zu finden, so werden sie es auch da nehmen!

An dem Tage, von welchem wir jetzt erzählen wollen, gingen zwei Frauenzimmer in ziemlich raschem Schritte durch eine der weniger geräuschvollen Straßen von London in der Nähe von Cheapside. Die Eine war bejahrt; man hätte sie wohl sehr alt nennen können, wenn nicht

ihre kräftige Haltung den Runzeln in ihrem Gesichte widersprochen hätte. Die Andere war ein unschuldig und sanft aussehendes Mädchen, augenscheinlich aus guter Familie; sie mochte neunzehn Jahre zählen. Die Alte hatte eine große Schachtel in der einen und ein kleines Bündel in der andern Hand; das Mädchen trug nur ein leichtes Päckchen. Sie war schön, sehr schön; und in den Zügen ihrer bejahrten Begleiterin las man eine fast mütterliche Besorgniß.

„Mag," sagte die junge Dame, als sie in eine sehr ruhige Straße in der Nähe von Moorfields kamen, „Mag, du ermüdest dich; geh' langsamer, wir haben noch Zeit genug."

„O, ich bin stark und gesund, Fräulein," antwortete die Alte, „und besser zu früh als zu spät."

„Ich bedauere, daß ich dir so viel Last mache, liebe Mag," sagte die junge Dame mit einem Seufzer.

„Euerer Mutter Tochter ist mir lieber als das Licht des Himmels, Liebchen!" antwortete Margaret. „Ich kann freilich nur wenig thun für mein liebes Kind, aber am guten Willen fehlt es nicht, weiß Gott."

„Es ist mir leid, daß ich hierher gekommen bin," sagte das junge Mädchen. „Alles sieht hier so fremd und sonderbar aus, und es ist mir ganz unheimlich hier."

„London ist eine böse, schwarze Stadt, und nur dem Teufel ist's hier wohl. Manch Herz wird hier gebrochen, und manche Seele gemordet! Ach, Fräulein Lucy, Sie wissen das nicht, Gott sei Dank! Sie wissen nichts davon. Aber da kommen die armen Mädchen hierher

von Cork und von Galway und von vielen andern Orten; und sie haben hier Niemand, die armen Dinger! Sie gehen dann in ein Logirhaus, und meinen, Stellen und Geld fänden sich dann von selbst. Und da sehen und hören sie, was sie nie zuvor gesehen und gehört, und — ach! was hilft es, darüber zu reden?"

„Nun, Mag, mich hast du vor solchen Häusern und ihren Gefahren bewahrt."

„Freilich, das war meine Pflicht, schön Liebchen. Ich habe meinen ersten Lohn von Ihrer Großmutter verdient; ich habe Ihr Engelgesichtchen in der Wiege gesehen und Sie als Kind auf den Armen getragen, mein Herzchen."

„Ich möchte wünschen, ich wäre damals gestorben, Mag."

„Ach, Fräulein Lucy, ach mein Kind, denken Sie an den Vater, der im Himmel ist, und an Unsere Liebe Frau, und an den Schutzengel und an alle Heiligen; fassen Sie Muth, Herzchen. Meine junge Gebieterin, Ihre Mutter, Fräulein" — Mag's Stimme zitterte bei diesen Worten — „Ihre Mutter wird für Sie beten, daß Er Sie beschützt und Sie zu ihr kommen läßt."

In Lucy's Augen perlte eine Thräne, und sie sah die alte Mag mit dem Ausdruck inniger Liebe an.

„O ich werde es noch erleben, daß Fräulein Lucy eine glückliche Dame wird," sagte Mag munter, indem sie ihre Thränen trocknete. „Wüßte ich das nicht, sie hätte nie mein Kämmerchen verlassen sollen."

„Ich konnte nur wenig für dich thun, Mag."

„Für mich thun? Ich wäre froh und glücklich und stolz, wenn ich des Morgens in der Dämmerung aufstehen und die ganze lange Nacht wachen müßte für Sie. Für mich thun, mein Herzenskind? Ich würde meine Jahre nicht fühlen, und meine Hände würden stark werden bei dem Gedanken, daß ich für Sie arbeitete. Und das wäre recht und billig; denn meine junge Gebieterin war ein Engel, und Sie sind es auch."

„Nun ja, Mag, Gott ist gut."

„Gott ist gut? Freilich ist Er das, Kind; aber Gott bewahre unsere jungen Mädchen vor London. Ach!" fuhr sie mit leiser Stimme fort, indem sie Lucy an sich zog, während ein gut gekleidetes Mädchen vorüber ging, „nehmen Sie sich in Acht!"

„Was ist?" rief Lucy bestürzt aus.

„Still, das ist eine von ihnen!"

„Von welchen?"

„Ach von unsern armen jungen Mädchen. Da kommen sie herüber, Fräulein Lucy, wenn sie zu Hause die Arbeit nicht thun können; und hier ist doch die Arbeit tausend Mal schwerer als zu Hause. Und dann können sie keine Stelle bekommen und dann versetzen sie vor und nach ihre wenigen Habseligkeiten, und dann droht man ihnen, sie vor die Thüre zu setzen, wenn sie nicht mehr bezahlen, und ...."

„O Mag, dieses junge Mädchen —?"

„Es ist traurig, Fräulein Lucy, aber Hunderte gehen so zu Grunde."

„Aber ihre Religion?"

„Sie versäumen die heilige Messe einen Sonntag oder zwei, weil sie Niemand hingehen sehen; sie hören auf, ihre Gebete zu verrichten, weil sie Niemand beten sehen; sie fangen an, nur an sich zu denken, und an Essen, Trinken und Putz, weil sie Niemand sich um etwas Anderes kümmern sehen; und dann sind sie vielleicht hungrig, und ....“

„Gott behüte uns!“

„Seien Sie auf Ihrer Hut; trauen Sie in London Niemand, trauen Sie Niemand!“

Sie waren jetzt vor einem elegant eingerichteten Geschäftshause angekommen. „Dies ist das Haus,“ sagte Mag, „treten Sie ein im Namen Gottes.“

Der junge Mann, welcher im Laden beschäftigt war, führte beide in ein Zimmer und ersuchte sie, einige Augenblicke zu warten.

Es verging eine halbe Stunde, während welcher Margaret ihrer jungen Begleiterin noch allerlei gute Rathschläge gab. Endlich traten eine Dame von ungefähr fünfzig und ein etwa zehn Jahre älterer Herr ein, beide gut gekleidet und mit Juwelen überreich geschmückt. Der Herr war wohlbeleibt; er hatte graue Haare, aber eine blühende Gesichtsfarbe; die Dame hatte matte Augen, ein dickes Kinn und plumpe Hände. Beide machten keinen angenehmen Eindruck. Die Dame grüßte kalt und vornehm, der Herr etwas herzlicher; beide sahen die Alte und ihre Begleiterin sehr scharf an.

„Sie sind die junge Dame, welche unter der Chiffre L. N. in der Zeitung eine Stelle gesucht hat?“ fragte

der Herr mit einem prüfenden Blicke auf die junge Dame.

„Ja.“

„Sie sind schon Gouvernante gewesen?“ fragte die Dame, indem sie Lucy durch ein in Gold gefaßtes Lorgnon ansah.

„Nein, das ist sie nicht,“ antwortete Mag. „Sie ist von vornehmer Familie, gnädige Frau, und aus ihrer Familie hat noch Niemand eine Stelle in einem fremden Hause angenommen.“

„Ah so!“ sagte die dicke Dame gleichgültig. „Sie sind musikalisch?“ fragte sie dann weiter.

„Ja, Madame.“

„Und Sie sprechen französisch?“

„Ja.“

„O ja, gnädige Frau. Möge der Herr es Ihnen lohnen, daß Sie sich des armen verwaisten Kindes annehmen. Ach, das liebe Kind! daß ich sie verlassen muß!“

Der Herr lächelte, und die Dame wandte sich etwas verdrießlich ab.

„Wir werden uns ihrer annehmen, gute Frau,“ sagte der Herr, „und Lady Petrail wird sorgen, daß es ihr gut geht.“

„Der Herr segne Sie dafür,“ sagte die alte Margaret. Nach einigen weitern Fragen einigte man sich über die Bedingungen, unter welchen Lucy als Gouvernante in Lady Petrail's Dienste treten sollte, und der Herr bestellte eine Droschke. Lucy umarmte ihre alte Dienerin

und küßte sie. In demselben Augenblicke fühlte sie, wie ihr Mag einen kleinen Geldbeutel in die Hand drückte.

„Nein, nein," flüsterte Mag, als ihr Lucy das Geld zurückgeben wollte, „Sie sind mein liebes Fräulein, und Sie sollen von Niemanden Geld fordern, ehe man es Ihnen schuldig ist."

„Ach, Mag!"

„Still, still! Sie werden gewiß bald genug haben, um es zurückzahlen zu können, mit Gottes Hülfe."

Lucy mußte nachgeben und stieg mit der Dame in den Wagen.

„Die Miethe ist fort," sagte Mag zu sich selbst; „aber der Hausherr hat ein gutes Herz, wenn er auch ein Engländer ist, und jedenfalls ist nun Fräulein Lucy nicht auf die Gnade der dicken Dame angewiesen."

So ging die arme Mag zu ihrem kalten Kämmerchen in St. Giles zurück und betete dort als gute Christin und Freundin einen Rosenkranz für Lucy, ihr „liebes Fräulein".

Unterdessen fuhr der Wagen rasch durch die Straßen von London. Er hielt endlich vor einem schönen Hause an einem großen Platze. Ein Bediente in Livree öffnete die Thüre. Lucy wurde in einen prächtigen Salon geführt, mit schönen Kronleuchtern, großen Spiegeln, schweren Vorhängen, und eleganten mit Seide überzogenen Ottomanen. Vier junge Damen verließen den Saal, als Lucy mit der dicken Frau eintrat. Eine sah bei'm Hinausgehen Lucy mit einem sehr unheimlichen Blicke an, und gleich darauf hörte sie draußen ein schal-

lendes Gelächter. Lucy klopfte das Herz, sie wußte nicht warum.

„Sie sehen vielleicht gern Ihr Zimmer?" fragte die dicke Dame sehr freundlich.

„Wenn es Ihnen gefällig ist."

„O, damit hat's Zeit," sagte der Herr. „Lassen Sie erst einige Erfrischungen kommen für Fräulein . . ."

„Neville," ergänzte Lucy, indem sie aus dem Tone, in welchem der Herr sprach, den Schluß zog, daß er ihren Namen zu wissen wünsche.

„Für Fräulein Neville."

„Ich danke Ihnen; ich habe keinen Appetit."

„Aber Sie müssen Etwas nehmen. Nebenbei gesagt, Sie haben einen sehr hübschen Namen, wie es sich für ein so schönes Kind geziemt."

Er schellte und setzte sich zu ihr. Sie wurde verlegen und rückte etwas von ihm weg, wobei er sich mehrere Male räusperte. Gleich darauf kam der Bediente in Livree herein und brachte ein Frühstück. Lucy bemerkte, daß auch dieser Mensch sie mit einem unheimlichen Blicke ansah und daß er mit der dicken Dame in auffallend vertraulichem Tone sprach. Sie wurde immer ängstlicher, ohne zu wissen warum, und sie hätte jetzt Alles in der Welt darum gegeben, wieder in dem Kämmerchen der alten Mag zu sein. „Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden! Maria, beschütze mich!" betete sie im Herzen.

Um Gottes Willen geht nicht nach London, ihr irischen Mädchen! Ihr taugt nicht für seine Industrie,

seine Vorurtheile, seine Gottlosigkeit, seine berechnende Unsittlichkeit. Ihr werdet nicht manchen Beschützer euerer Tugend finden und werdet das Laster um euch herum sehen müssen, bis es seine abstoßende Häßlichkeit für euch verliert. Langsam vielleicht, aber sicher wird sich sittliche Gleichgültigkeit bei euch einschleichen.

Das Kind einer frommen Mutter lernt in London das größte Kleinod seiner Jugend als Thorheit ansehen, und die Religion des väterlichen Heerdes als Unsinn. Das Leben einer Verlorenen und der Tod einer Verzweifelnden sind das Loos manches irischen Mädchens gewesen, welches meinte, London sei der rechte Ort, um eine gute Stelle zu finden. Hütet euch vor den großen Städten, aber vor allem hütet euch, wenn ihr nicht ganz zuverlässige Freunde habt, vor London!

Man erlaubte Lucy endlich, auf ihr Zimmer zu gehen. Es war, wie das ganze Haus, mit geschmacklosem Glanze eingerichtet. Sie sah sich halb verwundert, halb ängstlich darin um, legte ihre Schachtel und ihr Bündelchen in eine Ecke und fühlte sich sehr unbehaglich inmitten all der Pracht. Sie dachte daran, die Thüre zu verriegeln, fürchtete sich aber vor der dicken Dame. Es kam ihr der Gedanke, ob sie vielleicht entfliehen könne oder müsse; aber sie sah, daß das Fenster zu hoch war und in einen mit einer hohen Mauer umgebenen Hof ging. Sie kniete in einer Ecke nieder und betete.

Lucy betete inbrünstig. Ihr ganzes kurzes Leben zog vor den Augen ihres Geistes vorüber; sie dachte an die kleinen Fehltritte ihrer Jugend, an das freund-

liche Gesicht ihres Vaters und die liebevollen Blicke ihrer Mutter, an ihr altes elterliches Haus und an ihre Gespielinnen, an die reinen Freuden und die kleinen Leiden ihrer Kindheit. Sie erkannte, wie Gottes Vorsehung sie immer liebevoll geschützt und geleitet hatte, und ihr Herz wurde ruhiger. Es war ihr, als stehe ihre Mutter neben ihr; sie dachte an die Versicherung der alten Mag, ihre Mutter werde sich von Gott die Erlaubniß erwirken, herabzukommen und sie zu beschützen. Ihre Thränen flossen und sie rief „Mutter, o Mutter!" dann dachte sie an ihre andere Mutter im Himmel; sie hob die Augen empor und betete: „Gegrüßt seist du Maria!"

Da hörte sie neben sich einen tiefen, schmerzlichen Seufzer. Erschreckt sprang sie auf und sah hinter sich ein Mädchen, das in gleichem Alter mit ihr zu sein schien und glänzend wie zum Balle gekleidet war. Ihre Züge waren von überraschender Schönheit, wenn auch in diesem Augenblicke bleich und von tiefem Seelenleiden entstellt. Lucy wollte aufschreien, aber die Fremde legte den Finger auf den Mund und zeigte nach der Thüre, als ob von dort Gefahr drohe.

Zitternd und unfähig, ein Wort hervorzubringen, stand Lucy vor ihr.

„O, fürchten Sie nichts von mir!" sagte das Mädchen. „Aber hören Sie mich an, hören Sie, als ob Leben und Tod von meinen Worten abhinge! Still" — unterbrach sie sich selbst, da ein scharfer Schellenton von der Hausthüre her erklang; „ich muß hören, ob —

O, es ist nichts — wir haben noch einen Augenblick."

„O mein Gott!" rief Lucy aus.

„Still, Mädchen, still, um Gottes Willen! Beim heiligen Kreuze, das dich erlöste, beschwöre ich dich: iß keinen Bissen in diesem Hause, genieße keinen Tropfen, was es auch sei!"

„Wie? Nichts essen und nichts trinken?"

„Hören Sie: alles was Ihnen vorgesetzt wird, ist besonders zubereitet, um Sie unglücklich zu machen."

„Zubereitet? Um mich unglücklich zu machen?"

„Still, nicht so laut! Ja, zubereitet, mit Mitteln versetzt, die Sie betäuben, die Sie — zum Abscheu vor Gott und den Menschen machen sollen. Sehen Sie um sich! Die Einrichtung dieses Hauses, der Glanz und die Pracht — meine Kleidung, Alles — Sie sind in einem Hause —"

Lucy hörte nichts mehr; sie war wie leblos hingesunken. Die Thränen der Unglücklichen, die sie in den Arm genommen hatte, fielen brennend heiß auf ihr Antlitz und erweckten sie rasch aus ihrer Ohnmacht.

„O, ich will fliehen! Kann ich nicht — O, allmächtiger Gott!"

„Still, wenn Ihnen Ihr Heil lieb ist! Wenn man Sie hört, sind wir verloren. Fliehen von diesem Orte? Ja, hätten Sie Flügel —"

„Aber die Obrigkeit?"

„Armes Kind! Dieses Haus wird von Leuten begünstigt, die — doch, wie dem auch sei, es ist unmöglich —"

Die Thüre öffnete sich und mit zorngeröthetem Gesichte trat Lady Petrail ein.

Ungefähr um dieselbe Zeit hielt vor einem in der Nähe liegenden Gasthofe ein Wagen, und ein Herr in Reisekleidern stieg aus. An der Thüre des Gasthofes stand ein Soldat, welcher auf einen Polizeidiener zu warten schien, der eben hineingegangen war. Er wandte sich um, als er den Fremden nahen hörte, sah ihm in's Gesicht und rief dann mit dem Ausdrucke freudigen Erstaunens laut aus: „Gott sei Dank!"

„Wie! Sind Sie es?" sagte der Reisende.

„O Herr Moore, Gott sei Dank!"

„Was ist? Sie scheinen in großer Aufregung zu sein."

„O, kommen Sie, Herr, kommen Sie. Gott hat Sie gesandt."

„Lassen Sie mich eben nach meinem Gepäck sehen. Kellner, drei Stück; tragen Sie die Sachen hinein; — ich danke. — Nun, was haben Sie?"

Der Mann an der Thüre war der Soldat, welcher zur Zeit des Prozesses gegen Gerald Moore nach Irland herüber gekommen war. Die alte Mag hatte dem Soldaten vor einer Stunde von dem dicken Herrn und der Lady Petrail erzählt, und er ahnte gleich, in was für ein Haus man Lucy Neville gebracht hatte. Er eilte gleich dorthin; aber als er in die Nähe kam, fiel ihm ein, daß er doch einen Polizeidiener mitnehmen müsse. Jetzt erzählte er Gerald die Sache. Dieser faßte gleich seinen Entschluß. Er folgte in seiner Reise-

kleidung dem Soldaten und fühlte nur nach der Tasche, um sich zu überzeugen, daß er seine Waffen bei sich hatte. „Kommen Sie," sagte er, „wir müssen sie befreien, ohne daß ihr Ruf gefährdet wird, und wir sind stark genug dazu: Schurken sind immer feige. Kommen Sie!"

Eine Viertelstunde nachher verließ Lucy Neville, auf Gerald's Arm gelehnt, das elegante Haus an dem großen Platze; der Soldat folgte mit ihrem Gepäck. Sie dachte an die Versicherung der alten Mag: „Ihre Mutter wird Gott bitten, Sie zu schützen."

„Entschuldigen Sie," sagte Gerald, da er zufällig einen Herrn an den Arm stieß, als er mit Lucy eilig auf einen Wagen zuging.

Der Herr, der eine Dame führte, wandte sich rasch um. „Ich meine, ich kenne die Stimme."

„Ist es möglich! Herr Gerald Moore in London?" rief die Dame aus.

„Fräulein Tyrrell!" sagte Gerald verwundert.

So trafen sich Cecily Tyrrell und Gerald Moore in London.

Zwanzigstes Capitel.

Ein Haus in Grosvenor-Square.

Grosvenor-Square lebt sein eigenes Leben; es hat auch während der letzten zehn Jahre unter dem Wechsel der Geschicke und der Geschmacksrichtungen sein Ansehen

nicht geändert. Grosvenor-Square ist noch, was es war: eines der Stadtviertel, welche von den Adeligen und Reichen vorzugsweise bewohnt und von herumziehenden Musikanten, Affenführern, Besitzern von tanzenden Pudeln und dergleichen am liebsten besucht werden. Ein kleiner Savoyarde versuchte hier neulich mit einer dressirten Schildkröte sein Glück. Ein ältlicher Herr jedoch, dem diese zahme Schildkröte wie eine Satyre auf seine dritte Frau vorkam, die vor Wohlbeleibtheit erblindet war, nahm Aergerniß an dieser Schaustellung und trieb in edeler Aufwallung den wälschen Jungen von sich, mit Schlägen und Polizei gleichzeitig ihm drohend.

„Deh! ma date mi qualche cosa, Signore!“

„Thema — Thaten — — liebkosen? Ja, ich werde dich liebkosen — Marsch, fort!“ rief er, den Stock schwingend.

„Ma — ma, Signore!“

„Was scheer' ich mich um deine Mama! Pack dich, sag' ich!“ schrie entrüstet der Grosvenorianer und gab dem Kleinen einen Stoß in den Rücken, um seiner Aufforderung mehr Eindruck zu verleihen. Der arme Bursche nahm sein Thier auf den Arm und schickte sich zum Fortgehen an, indem er seine großen, schwarzen, melancholischen Augen auf den Engländer heftete und ziemlich laut vor sich hinbrummte, die reichen Leute in England seien keine Christen; in Piemont wären die Leute doch viel besser, wenn sie auch arm seien. Der mürrische Engländer rief ihn zurück.

„He Bursche!“

„Signore?"

„Komm 'mal her! Was hast du von deiner Mama gesagt?"

„Ah, Signore, non capisco niente."

„Ja, freilich hab' ich's capirt — du hast von deiner Mama gesprochen. Hier," fügte der dicke Grobian bei, „hier, nimm! Für deine Mama!"

Die Augen des Savoyardenknaben erglühten gleich seinem heimathlichen Himmel, denn er sah ein Goldstück in der Hand.

„Der Henker hole den Schlingel sammt seiner Mama!" murmelte der Rentner vor sich hin. „Aber ich habe doch wenigstens sein Italienisch verstanden."

Dieser Gedanke schmeichelte dem guten Manne augenscheinlich; denn während er seines Weges ging, stieß er Jeden, der ihm in die Quere kam, ganz unsanft weg und schaute stolz von einer Seite der Straße zur andern, um männiglich zu zeigen, daß er nicht so dumm sei, wie er aussehe.

In Grosvenor-Square sieht man viele schöne Häuser; eines jedoch wird Jedem, der es mit Kennerblicken betrachtet, durch sein geschmackvolles Aussehen besonders auffallen. Es befindet sich auf der linken Seite, wenn man vom Parke kommt. Die majestätischen Stufen vor dem stolzen Portale, die reichen Seidenvorhänge, welche unter ihren Musselin-Schleiern verstohlen hervorschimmern, die Frische, Ordnung und Symmetrie in Allem, bis herab auf den Papageienkäfig, den man durch eines

der Fenster erblickt — Alles zeugt von Reichthum und Geschmack.

In diesem Hause wohnte Frank Tyrrell mit seiner Schwester Cecily. Frank und Cecily hatten ihre Eltern vor einigen Jahren verloren; doch ihre Unabhängigkeit steigerte nur die gegenseitige Liebe, so daß außer Lady Felman, der Schwester Lord Kinmacarra's, noch mancher Andere diese Anhänglichkeit wirklich absurd nannte.

An einem Novembertage des Jahres 1844 sitzt Cecily an einem niedlichen runden Mosaiktische mit goldener Einfassung und einer entzückend schönen Ansicht des römischen Capitols. Nicht weit von ihr steht der Papageienkäfig. Cecily ist von Allem umgeben, was es Reiches und Seltenes, Schönes und Verlockendes gibt; doch sie selbst überstrahlt Alles. Sie trägt ein Kleid von schwerem, schwarzem irischem Seidenstoffe, mit einem zierlichen Kragen von Limericker Spitzen; in ihrem rabenschwarzen Haare schimmern einige werthvolle Perlen, und ihre zarten Wangen sind mit einem so durchsichtigen, weichen Roth überhaucht, daß man glauben könnte, es wäre nur der Widerschein des damastüberzogenen Ruhebettes, das neben ihr steht. Cecily versuchte, eine Bleistiftskizze auszuarbeiten — und verdarb sie. Sie schlug Macaulay's Geschichte auf und fand sie abgeschmackt; Thackeray erschien ihr einfältig. Sie las einige Zeilen von Hugo und zwei Seiten in Baudran's ascetischen Schriften; es fruchtete Alles nicht: Cecily vermochte heute ihre Aufmerksamkeit durch nichts zu fesseln. Die Zeit schwand ihr erstaunlich langsam; sie dachte zuerst,

ihre Uhr sei stehen geblieben; dann meinte sie, dieselbe habe sich mit der Hausuhr verschworen; endlich aber war sie verständig genug, über sich selbst zu lachen und hatte den Muth, nach dem Grunde ihrer Ungeduld zu forschen.

Eine Drehorgel, diese Plage jedes fühlenden Menschen, machte mit einem Male ihrer Untersuchung ein Ende. Gerade unter dem Fenster spielte sie: „Greifet in die Saiten," und der Papagei, welcher durch diese Musik zu dem Bewußtsein seiner eigenen Talente gebracht wurde, fing an, aus Leibeskräften zu schreien. Bekanntlich ist das Geschrei eines Papageien nichts weniger als wohlklingend.

„Poll! Poll! oh Poll!" rief Fräulein Tyrrell.

„Spielen für Poll" antwortete der Papagei.

„Still, Poll! Still!"

„Spielen für Poll!" wiederholte der ungeduldige Vogel.

Auf eine Minute herrschte Stille; das musikalische Ungeheuer auf der Straße hatte sich entfernt. Dann aber begann Poll verdrießlich zu schnattern und zu schreien: „Poll etwas vorspielen!" so daß Niemand sein eigenes Wort hätte hören können. Da öffnete sich die Thüre und ein Diener in weißem Rocke mit silbernen Wappenknöpfen, weißen Strümpfen, rother Weste, schwarzsammetner Kniehose und gepudertem Haare trat ein, machte eine tiefe Verbeugung und meldete:

„Ein junger Herr ist im Sprechzimmer, Fräulein! Hier seine Karte!"

„Herr Moore!“ rief Cecily beinahe laut, und das Blut stieg ihr in die Wangen. Der Bediente bemerkte es und wußte genug. Er meldete Herrn Moore, Fräulein Tyrrell werde sogleich erscheinen. Eilig ging er dann hinab und erzählte allen in der Küche Versammelten unter dem Siegel der Verschwiegenheit, Fräulein Tyrrell werde in einigen Wochen sich verheirathen; dies sei derselbe junge Herr, welcher beinahe sein Leben eingebüßt habe, als er sie vor dem Sturze in einen Abgrund bewahrte; nachher habe er zwei Herren erschossen und einen andern verwundet, welche gesagt hätten, sie wäre nicht so schön wie Venus; es sei ein wunderschöner junger Mann mit 16,000 Pfund jährlicher Renten. Dem für solche Fälle eingeführten zweckmäßigen Gebrauche gemäß gab er ungeheißen dem Pförtner die Weisung, sein Fräulein sei heute den ganzen Tag nicht zu sprechen.

Cecily fand bei ihrem Eintreten in das Besuchzimmer Gerald Moore in aufmerksame Betrachtung eines Gemäldes versunken, das über dem Kamine hing. Es war ein in edelm Style gehaltenes Aquarellbild und stellte eine Dame in vollem Ballschmucke dar, zu deren Füßen ein junges Mädchen saß, welches einen der Hand der Dame entfallenen Blumenstrauß aufhob. Neben der Dame stand auf einem hohen Fuße ein Vogelbauer mit einem Papagei, in welchem man sonder Mühe Poll erkennen konnte; auf der linken Seite sah man eine Glasthüre, durch welche man eine Landschaft erblickte, wie nur ein südliches Klima sie bieten kann.

„Willkommen!" rief Cecily, rasch auf Gerald zugehend und ihm die Hand bietend. „Tausendmal willkommen!"

Gerald war einen Augenblick — aber auch nur für einen Augenblick außer Fassung. Doch möge man ihn deshalb nicht tadeln: ihm war, als sähe er eine Erscheinung von unvergleichlicher und überwältigender Schönheit. Er hatte einst eine Judith skizzirt und theilweise auch in Farben ausgeführt, eine Schöpfung, aus welcher der ganze seelenvolle Zauber hervorstrahlte, mit welcher die Hand des Himmels die Heldin von Israel umwoben; er hatte über das Ideal, welches er darstellen wollte, nachgedacht, bis sein Herz pochte und seine Augen sich mit Thränen füllten; er war von einer leidenschaftlosen Liebe für die Schöpfung seiner Phantasie erfüllt — und jetzt stand sie verkörpert vor ihm!

Cecily gewahrte sogleich, daß sie einen tiefen Eindruck gemacht; sie fühlte jedoch ganz richtig, daß dieser zum großen Theile auf Rechnung einer eigenen Ideenverbindung kam.

„Es ist ein Bild meiner lieben Mama, Herr Moore! Aber das Portrait hat eine Erinnerung in Ihnen wachgerufen — ist es nicht so?"

„Sie haben Recht. Ihre Mutter war schön, sehr schön!"

„Und das kleine Mädchen?"

„Ist die Knospe einer lieblichen Blume."

„Wer ist es?"

Gerald blickte Cecily lächelnd an, ohne zu sprechen.

„Richtig! Allein Sie dachten noch an etwas Anderes.“

Gerald war ein wenig überrascht, antwortete jedoch offen: „Ja.“

„Schlagen Sie meinen Scharfsinn nicht zu hoch an,“ bemerkte Cecily, und ein tieferes Roth überhauchte ihre Wangen, „denn die Ueberraschung malte sich zu deutlich in Ihren Zügen.“

Cecily sagte nicht „Bewunderung;“ allein, während sie von seinen „Zügen“ sprach, schaute sie in sein Antlitz, das so offen und heiter war, wie der Lenz, und aus dem ihr ein verwandter Geist entgegenleuchtete.

Es entstand eine kleine Pause. Gerald begann zu fürchten, er möchte coquett erscheinen, und Coquetterie verachtete er aus Herzens Grunde, besonders beim Manne.

„Ich dachte,“ begann Gerald wieder, „an ein Ideal — ein Ideal, das mehr war als ein bloßer Traum, — und verglich gerade mein Phantasiegebilde mit diesem Gemälde, als Sie eintraten — “

„Und die Illusion zerstörte?“

„Nein, Sie gaben erst dem Gemälde die Vollendung!“

Gerald blickte zu Boden — nicht verwirrt, aber gedankenvoll; er war nahezu in das andere Extrem verfallen, und sein Charakter war aufrichtig bis zur Strenge.

„Judith,“ fuhr er fort, ohne weder Gleichgültigkeit noch tiefes Gefühl zeigen zu wollen, da er doch zwischen beiden mitten inne stand, „Judith ist einer meiner Lieblingsgegenstände, und ich sah ein Bild von ihr, welches Ihrer Mutter merkwürdig ähnlich sieht und fast, Fräulein Tyrrell, könnte es als Ihr Portrait gelten.“

Zur rechten Zeit begann der Papagei im Nebenzimmer mit leiser Stimme und in dem tiefen Baßtone, welchen diese seltsamen Mimiker oft annehmen, sich selbst zu bewundern. „Schöner Poll! Schöner Poll!“ rief er.

„Sie haben einen Papagei?“

„Ja, kommen Sie, ich zeige Ihnen den Vogel. — Hier werden wir vor jeder Unterbrechung sicher sein, und ich habe allerlei mit Ihnen zu sprechen. Auch muß ich Ihre Geschichte hören. Ich ermüdete Sie wohl gestern Abend dadurch, daß ich nur von Ailey sprach?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Schöner Poll!“ schrie der Papagei aus vollem Halse, als sie in das Boudoir traten, und unmittelbar darauf: „Spielen für Poll! Spielen für Poll!“

„Was soll ich spielen?“ fragte Cecily, indem sie an den Käfig herantrat.

„Hurrah!“ schrie der Papagei.

„Nun, was soll ich spielen, Poll?“

Poll setzte sich auf seine Stange und schaute gar klug darein; dann flatterte er zwei oder drei Mal mit den Schwingen und rief, zu Gerald's größtem Erstaunen:

„O, hörtet ihr niemals von süß Ailey Moore?“

„Das soll ich spielen?“ fragte Cecily.

„Spielen!“ antwortete Poll, „das spielen! Hurrah! Ailey Mo-o-o-o-re!“ Dabei schrie und lachte der Vogel, hob seine Schwingen und flatterte im Käfig herum.

„Sie sehen, Frank hat sich Mühe gegeben,“ bemerkte Cecily. „Ich darf Frank's Geheimnisse nicht ausplaudern,

aber ich könnte Vieles errathen. O, Herr Moore," fuhr sie mit tiefem Ernste fort, „ich würde mein Leben hingeben, könnte ich Frank — glücklich sehen!"

Gerald setzte sich stumm auf ein Sopha nieder, auf welches Cecily deutete, während sie selbst ihren frühern Platz am Mosaiktische einnahm und ihre Augen auf der Ansicht des Capitols ruhen ließ.

„Was macht Ihr Freund, der arme Soldat?"

„Voll Freude und Dankbarkeit wird er heute Abend nach Irland abreisen und Ihre Geschenke nach den Ufern des Shannon — zu Ailey bringen."

„Sie fanden keine Schwierigkeit, ihn zu bestimmen?"

„Nur, daß er fürchtete, in den Ruf zu kommen, er habe damals sein Zeugniß für Geld gegeben, wie er sich ausdrückte."

„Ihr Zusammentreffen mit ihm rettete Lucy."

„Es ist unglaublich, mit welcher Unerschrockenheit und Ruhe er sich in dieser Sache benahm. In der ganzen Folge der Ereignisse erkennt man klar die Hand der Vorsehung. Wie er mit diesen Seelenverkäufern im Omnibus fuhr und ihr Vorhaben, ein junges Mädchen zu verderben, erlauschte; seine zufällige Begegnung mit der alten Margaret in St. Giles; sein Gang nach der Polizei, um Beistand zu holen; wie er mich dann erkannte, als ich den Kutscher fortfahren hieß — Alles dies ist wunderbar! Und endlich das glückliche Zusammentreffen mit Ihnen und Lord St. John in einem Augenblicke, wo Sie für mich und das arme Mädchen so dringend nöthig waren!"

„Sie ist beinahe hergestellt; Sie müssen sie sehen,“ sagte Cecily und blickte Gerald scharf an.

„Gewiß, wenn sie es wünscht,“ antwortete Gerald ruhig.

„Sie ist sehr schön,“ bemerkte Cecily.

„Armes Ding! Ihr wäre besser gewesen, als Krüppel geboren zu sein, denn jemals in solche Gefahr zu gerathen.“

Cecily hatte auf den Busch geklopft, wie man zu sagen pflegt, aber nichts dadurch erfahren; sie hätte vorhersehen können, daß Gerald so antworten würde; sie kannte ihn ja. Trotzdem aber fand sie eine geheime Genugthuung darin, ihn so leidenschaftlos von einem schönen Mädchen sprechen zu hören.

„Lucy soll Emma's Stelle haben, — mein Kammermädchen ist nämlich leidend und muß den Dienst verlassen. Lucy wird aber mehr meine Gefährtin, als meine Dienerin sein, denn ich bin überzeugt, daß sie Achtung verdient.“

„Gott segne Sie, Fräulein Tyrrell!“

„Hören Sie: ich kann nicht fortfahren, wenn das ‚Fräulein Tyrrell‘ und ‚Herr Moore‘ nicht wegfällt. Ich bin vielleicht etwas zu sehr gerade aus; allein ich halte mehr darauf, offen zu sein, als alle steifen Formen zu beobachten. Ich wünschte, Gerald,“ fuhr sie fort, und ihre Stimme wurde weicher, als sie diese Worte aussprach, „ich wünschte — — Wollen Sie mich Cecily nennen?“ fragte sie endlich.

„O, gewiß."

„Gut, ich wünschte, daß Sie mein Freund wären — in der Art wie Frank — oder vielmehr, ich weiß nicht recht, in welcher Art. Ach, könnten Sie in gleicher Weise an mich wie an Ailey denken! Ich liebe sie sehr, die gute Ailey, und es würde mich unendlich freuen, wenn ich Ihnen eben so werth wäre, als sie."

Gerald Moore war bewegt. Er schwebte in Gefahr, das fühlte er, und sie war, ohne es zu wissen, im Begriffe, „sich dem Strome anzuvertrauen, der nimmer ruhig fließt." Doch sein männliches Herz lehnte sich auf gegen das erwachende Gefühl, und es gab einen Kampf — einen harten aber entscheidenden Kampf; Gerald schwankte eine Minute lang, — und das Gefühl war überwältigt.

Ein eiteler Mann würde diese Unterhaltung bis zum letzten Wort, bis zur letzten Entwickelung verfolgt haben; aber einen eiteln Mann hätte Cecily höchstens bemitleiden können. Ein selbstsüchtiger Mann würde diese aufkeimende Neigung zu seinem Vortheile ausgebeutet und nur den Werth des Reichthums in die Wagschale gelegt haben. Der Mann von Ehre dagegen mußte den endlichen Ausgang fest in's Auge fassen und sich fragen, was er zu thun im Begriffe sei; er mußte jeden Fuß breit des Weges untersuchen und sich erforschen, ob er ein Recht habe, ihn zu betreten. Einen „ehrenvollen, redlichen Ausgang" hielt Gerald für unmöglich; der vor ihm liegende Weg, ja selbst die Stelle, auf der er stand, war also verbotener Grund. Deshalb antwortete er:

„Gewiß, ich werde Sie Cecily nennen und in meinem Herzen neben meine Schwester stellen."

Dies war alles, was Cecily verlangt hatte, und dennoch war sie nicht befriedigt. Gerald sprach ihr zu wenig — er war so zurückhaltend. Er mußte mehr fühlen, denn er war ja ein Mann von tiefem Gefühl. Vielleicht fühlte er wirklich mehr; aber vielleicht fragte er sich auch, was Frank Tyrrell von Ailey's Bruder erwarten werde. Und das that er; er war in ihres Bruders Hause, einen Besuch abstattend, unter Umständen, die auf beiden Seiten das äußerste Vertrauen zur Pflicht machten; und er war — arm.

Cecily erhob sich, trat zu Gerald und reichte ihm die Hand. Er fuhr ganz verlegen von seinem Sitze auf; Cecily durchschaute mit einem Blicke sein Herz.

„Gerald," sagte sie mit einem engelgleichen Lächeln, „beunruhigen Sie sich nicht. Ich will nur die Schwesterschaft mit Ailey besiegeln. Der Himmel hat Sie beide auf meinen Pfad gesendet. Seit ich in Irland gewesen bin und Sie kennen gelernt habe, fühle ich erst recht, wie Vieles mir fehlt, wie leer es in meinem Herzen ist."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich habe Vieles gelernt; ich glaube, was man mich als Wahrheit gelehrt hat, — ich habe nie daran gezweifelt. Ich gehe in die Kirche, ich halte meine häusliche Andacht, und ich lese Dante —

Udir mi parve un murmurar di fiume
Che scende chiaro giù di pietra in pietra.

Mir scheint, ich hör' den Fall der klaren Wasser,
Wie sie von Fels zu Fels sich murmelnd wälzen.

Aber die Wahrheiten der Religion, die ich kennen gelernt habe und glaube, machen kaum einen andern Eindruck auf mich, wie die Verse des Dichters. Mein Herz ist unbefriedigt, so lange ihm die überirdische Welt, die uns das Christenthum kennen lehrt, nicht als etwas augenscheinlich Wirkliches gegenübersteht, so lange ich nicht so in dieser unsichtbaren Welt lebe, wie in der sichtbaren Welt, die uns umgibt."

„Der Glaube versetzt Berge."

„Ja, Sie haben den Glauben, Ailey hat den Glauben, Ihr greiser Priester hat den Glauben."

„Armer Vater Mick!"

„Arm! Ist nicht die Welt Gottes seine Wohnstätte? Sind nicht Engel seine Begleiter und Tröster? Ist er nicht durch die Gegenwart des Ewigen vor sich selbst und vor allem Andern beschirmt? Er wandelt vor Gott und ist vollkommen! Nennen Sie ihn darum nicht arm, Gerald; es ist ja ein solches Glück, das Ungesehene in die Wirklichkeit überzuführen. Oh! ich könnte Alles opfern," — sie hielt inne und fuhr dann kräftiger fort — „ich würde Alles opfern, Gerald, könnte ich mein Denken und Sehnen mit der Geisterwelt verweben, gleich Ihnen, und im kindlichen Vertrauen darauf bauen, wie Ailey, wenn sie vor der heiligen Jungfrau kniet!"

Gerald lächelte.

„Zwischen Ihnen und mir," fuhr sie fort, „ist derselbe Unterschied, wie zwischen dem wirklichen, wahren

Leben und der Theaterwelt, wo Jeder nur seine einstudirte Rolle spielt."

„O, Cecily!"

„Ja, Gerald, und derselbe Unterschied, wie zwischen der Masse unseres Volkes und — "

Sie wurden durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen. Der Diener meldete den Lord St. John an.

„Gerald," begann sie wieder, „ich will und muß herausfinden, warum Ihren Glaubensgenossen die Religion etwas Wirkliches und Lebendiges ist, während selbst die Besten unter den Unserigen ihr ganzes Leben lang daran arbeiten müssen, diesem Ziele sich zu nähern. — O, Gerald, stehen Sie mir bei in diesen brennenden Gedanken, in diesen wildfahrenden Wünschen!"

„Was kann ich für Sie thun, Cecily?"

Cecily erröthete tief und ihre Augen strahlten; doch im nächsten Momente wurden ihre Wangen todtenbleich.

„Gerald!" rief sie, „ich bin reich, doch was nützt mir der Reichthum? Ich werde eben meines Reichthums wegen von selbstsüchtigen Dummköpfen und herzlosen Schurken verfolgt; ich wünschte — "

„Wahrhaftig, Cecily," sagte Lord St. John, der eben eintrat, „seit Herr Moore in der Stadt ist, hören und sehen Sie nicht mehr. Mir deucht, Herr Moore," fuhr er dann fort, sich an Gerald wendend, „auch für meine Nichte ist die Gesellschaft eines Mannes, wie Sie sind, nicht ohne Gefahr. Sie ist etwas zu sehr Philosophin. Und bei meinem Neffen gar habe ich alle Hoff-

nung aufgegeben, ihn über ‚Unsere liebe Ailey Moore' zur Vernunft zu bringen."

„Hurrah!" schrie der Papagei, „Ailey Mo-o-o-re!"

„Da! hören Sie es!" sagte munter der Onkel.

Einundzwanzigstes Capitel.

Frank Tyrrell.

„In der That, Herr, so ist's," sagte ein junger Bursche von ungefähr vierzehn Jahren zu einem Herrn in elegantem Morgenanzuge, indem beide neben einem ungeheuern runden Steine an der Ecke einer engen Straße stillstanden, nahe bei der Brücke, welche vom Thomond-Thore über den Shannon nach der alten Stadt Limerick führt.

„Und warum heißt er der Friedensstein?" fragte der junge Mann.

„Weil Sarchfield darauf den Friedensvertrag unterzeichnete, Herr."

„Welchen Vertrag?"

„Welchen Vertrag, Herr? O Mord und Tod!" rief der Junge, über des Fremden Unwissenheit lächelnd, „den Frieden von Limerick."

„Nun," fuhr der junge Mann fort, der offenbar die Geschichtskenntniß seines Begleiters prüfen wollte, „nun, und was für ein Friede war das denn?"

„Sehen Sie, Herr, als die Englischen geschlagen waren, und sich von den Irischen nicht noch ein Mal wollten schlagen lassen, unterzeichnete Sarchfield den

Vertrag, aber die Englischen brachen ihn," berichtete der Junge und blickte dabei mit der triumphirenden Miene eines jungen Patrioten um sich.

„Ist das wahr?" fragte der junge Mann ein kleines Mädchen, welches neugierig dabei stand. Sie trug ein niedliches Schürzchen und hatte lichte Haare und blaue Augen, wie die meisten Kinder in diesem Theile des Südens.

„Ja, Herr."

„Wann fiel das vor?"

„Im Jahre 1691, Herr," antwortete das Mädchen ruhig.

„Kannst du lesen und schreiben?"

„Ja, Herr."

„Und wer lehrte es dich?"

„Schwester Maria Vincentia, Herr."

„Wer ist das?"

Das kleine Mädchen sah dem Frager überrascht in's Gesicht. „Schwester Maria Vincentia, Herr?" rief sie dann laut und schaute den Knaben an, und Beide lachten bedeutungsvoll. Sie dachten wohl, der Fremde müsse zu einer eigenen Klasse von menschlichen Wesen gehören, daß er Schwester Maria Vincentia nicht kenne.

„Sie ist eine der Barmherzigen Schwestern," sagte ein Mann, der einen leichten Mahagonikasten an einem breiten Lederriemen auf dem Rücken trug. „Gute Rasirmesser gefällig, Herr?"

„Nein."

„Bleistifte?"

„Nein."

„Gute braune Windsor-Seife?“

„Nein, ich danke, ich — “

„Keine Taschenmesser, Scheeren, Hemdknöpfe, Nadeln, Kämme, Haarbürsten, Schuhbänder, Maultrommeln?“

„Aber, mein guter — “

„Wackere Kinder, das, Herr,“ sagte der Hausirer, den Fremden unterbrechend, als wolle er damit andeuten, daß „das Geschäftliche“ jetzt abgethan sei. „Das Mädchen ist aus der Klosterschule.“

„Was für ein Kloster ist hier?“ fragte der junge Mann, über die Gewandtheit des Hausirers lachend.

„Ein Kloster der Barmherzigen Schwestern, Herr; zweihundert Mädchen werden von ihnen unterrichtet, viele davon auch beköstigt.“

„Was sind das für Damen?“

„Nonnen.“

„Französinnen?“

„O, nein, Herr; es sind Mädchen aus unserm Lande. Sie haben Vater und Mutter, Heimath und Freunde verlassen, um in Kellerwohnungen und Dachkammern umherzusteigen und für die Kinder der Armen zu sorgen.“

„Warum thaten sie das?“

„Gott segne Sie, Herr — warum? Sie thaten's, weil sie vollkommen werden wollen, wie der himmlische Vater vollkommen ist, und um allezeit Gutes zu thun, wie unser Erlöser.“

„Und das ist ihr Lebensberuf?“

„Freilich! O, wenn Sie sähen, Herr, wie sie mit ihrem sanften Gesichte und himmlischen Lächeln sich über

das zerlumpte Bett des Armen beugen, wenn die ganze Welt ihn im Elend verläßt; wie sie das Wehe seines Herzens besänftigen und den tobenden Schmerz seiner Krankheit lindern; wie sie ihn lehren, aufzublicken aus seiner Finsterniß und an den Himmel zu denken, und wie sie in seinem kleinen Zimmer für Ordnung und Reinlichkeit sorgen, als wären sie seine Mägde! Ach, Herr, diese Schwestern thun um der Armen willen, was sie um die Krone der Königin nicht thun würden!"

„Gewiß, für irdischen Lohn würden sie sich nicht so aufopfern."

„Irdischer Lohn! Nein, nein, Herr; was sie um Gottes und der Christenliebe willen thun, das kann alles Gold Amerika's nicht aufwiegen."

Der junge Mann versank in Gedanken, und der Mann mit dem Kasten fuhr fort:

„Es gehört wahrhaft Muth dazu, ein solches Leben zu führen, und noch etwas mehr, als weibliche Standhaftigkeit."

„Was denn?"

„Die Gnade Gottes, die man nur in der Kirche findet."

„Die Gnade Gottes!" sagte der junge Mann und blickte den Hausirer starr an. „Die Gnade Gottes," wiederholte er noch einmal langsam und leise.

„Ja, Herr", antwortete der Hausirer; „und daher findet man solche Aufopferung nie außer der Kirche, weil die Gnade und der wahre Glaube fehlt. Auf mein Wort!" fuhr er fort, den Blick nach der Stadt richtend, „sehen Sie, da kommen zwei von ihnen."

Der junge Mann schaute um und sah zwei der Schwestern herankommen. Sie waren mit Ausnahme eines reinen weißleinenen Halskragens ganz in Schwarz gekleidet; und blickte man verstohlen unter die große schwarze Haube, so bemerkte man, daß auch die Stirne mit einem leinenen Tuche verhüllt war, und ein Streifen von demselben Stoffe von den Schläfen über die Ohren bis unter das Kinn herab lief, so daß kein Theil des Gesichtes unnöthigerweise sichtbar blieb. Jede der Schwestern trug einen großen Korb, welcher Erfrischungen und einfache Arzneien für die Kranken enthielt.

„Schwester Maria Monica und Schwester Maria Patricia," flüsterte das Mädchen, das hinter dem Hausirer stand.

Der Hausirer zog den Hut und machte eine tiefe Verbeugung. Der Fremde folgte seinem Beispiele, ohne sich jedoch gerade so tief zu verbeugen.

„Gott sei gepriesen," sagte der Hausirer fromm. „Diese beiden Schwestern haben einst Equipage besessen; sie verließen Alles, so sehr ihre Familie darüber trauerte, um die niedrigsten Dienerinnen der Armen zu werden."

„Wohin gehen sie jetzt?" fragte der junge Mann, ihnen nachblickend.

„Sie gehen zu Frau Benn, Herr," antwortete das kleine Mädchen.

„Zu Frau Benn?" wiederholte der Fremde.

„Es liegt dort im Hause ein alter Herr krank, Namens Moore," bemerkte der Hausirer.

„Hat dieser Herr Moore nicht eine Tochter?“ fragte der Fremde.

„Ei, freilich hat er eine,“ antwortete der Hausirer, „Fräulein Ailey.“

„O! das liebe Fräulein Ailey!“ rief das Kind, in die Hände klatschend.

„Wie, du kennst sie?“

„O, gewiß!“ entgegnete das Kind. „Ja, Herr, sie gibt uns Sonntags Unterricht im Katechismus und oft besucht sie die Großmutter, — Großmutter ist krank und alt.“

Der fremde junge Mann drückte dem Kinde ein Halbkronenstück in die Hand, und nicht sobald sah es das ansehnliche Geschenk, so lief es mit einem „Vergelt's Gott“ davon.

„Könnt Ihr mir den Weg zu Frau Benn zeigen?“ fragte der junge Mann den Hausirer, durch das Ausreißen der Kleinen offenbar überrascht.

„Das kann ich schon, Herr; ich habe ein Paar neue Augengläser für Frau Benn, Herr. Aber ob die Schwestern wirklich dahin gegangen sind, kann ich nicht sagen.“

„Ihr könnt mich also begleiten?“

„Ei ja, Herr, das kann ich.“

Der Hausirer und der Fremde wendeten sich westlich, und jeder Augenblick schien das Interesse des Letztern an Allem, was er sah und hörte, zu vermehren. Die Kinder trugen ärmliche Kleider — aber sie waren alle unterrichtet; die Leute gingen langsam einher und unterhielten sich laut und voll guter Laune; gegen Jedermann aber waren sie artig und aufmerksam. Noch mehr war der

Fremde überrascht, als der Hausirer ihm versicherte, vor sechszig Jahren hätten hier die Leute keine katholische Schule haben dürfen, und ein Priester, der es gewagt hätte, sich sehen zu lassen, würde ergriffen und an den nächsten Laternenpfahl gehängt worden sein. „Wahrhaftig, Herr,“ schloß er, „unsere Väter genossen keinen Unterricht, hatten auch keinen Geschmack am Lernen, und besaßen wenig Geld; allein jetzt kommen wir voran: geben Sie uns noch zwanzig Jahre Zeit, und wir wollen schon fertig werden.“

Die Barmherzigen Schwestern waren wirklich nach Frau Benn's Hause gegangen; sie hatten Herrn Moore von Moorfield schon seit mehrern Tagen besucht. Ihre Gegenwart schien ihn zu beruhigen, und er betete andächtig mit ihnen. Wohl vernachlässigte er niemals das Gebet, selbst nicht in Augenblicken, wo sein Geist ganz in der Irre schweifte, — allein mit den Schwestern betete er ganz gesammelt. Ihre Gegenwart machte ihn wirklich glücklich, und das war für die Nonnen ein mehr als hinreichender Grund, ihre Besuche fortzusetzen.

Die Schwestern fanden Herrn Moore heute in guter Laune. Er ließ sich zum siebenten oder achten Male ihre Namen sagen und versicherte ihnen, daß er ungemein glücklich sei, sie zu sehen. „Gerald,“ sagte er, „hat eben mit mir gesprochen und mich benachrichtigt, daß Alles für unsere Rückkehr nach Moorfield vorbereitet ist — ja, für unsere sofortige Rückkehr; denn wir sind nun schon einen Monat weg,“ meinte er, „nicht wahr, Ailey? — Wo ist denn das ungerathene Mädchen? — Ist's nicht so lange, Ailey?“

„Ja, Vater.“

„Das dacht' ich, Kind — das dacht' ich. Zuweilen fürchte ich, mein Gedächtniß möchte mich verlassen; allein Sie sehen, es steht nicht so schlimm mit mir. O, mein liebes Moorfield! dort werde ich's besser haben — nicht wahr, Ailey?“

„Ja, Vater!“

„Gewiß, viel besser. Ach mein liebes Moorfield! — Ailey!“

„Vater?“

„Komm her!“

Er nahm ihre beiden Hände in die seinigen und schaute ihr in's Gesicht. „Ailey!“ wiederholte er.

„Was wünschest du, lieber Vater?“

„Ailey, werde ich neben Mama begraben? Ich werde doch nicht anderswo begraben werden?“ Die Thränen rollten ihm über die Wangen.

„O, Herr!“ sagte Schwester Maria Monica, „Sie sterben noch nicht. Wir müssen noch oft, recht oft mit Ihnen beten, bevor Sie sterben.“

„Ach ja, ach ja! Ailey's Mutter hat auch stets gebetet. O meine Mary!“ rief er, die Augen gen Himmel erhebend, und dabei zitterte der alte Mann an allen Gliedern. „Geh' weg, du unnützes Ding!“ sagte er plötzlich, Ailey von sich stoßend. „Geh' fort, — geh!“

Sie zog sich ein paar Schritte zurück.

„Schwester,“ sagte er dann, „Ailey ist ganz wie ihre Mutter! Sie werden mir doch Ailey nicht fortnehmen?“

„Aber, Herr Moore!“ begann Maria Monica.

„O nein! nein! nein!“ schrie der alte Mann, und weinte. „O nein! — nein! — o nein!“

„Herr Moore,“ sagte jetzt die Barmherzige Schwester, „wir wollen für Ihre Mary beten; nicht wahr?“

„Ja, ja, ja! — Für Mary. O ja!“ und der alte Mann bemühte sich, niederzuknien.

„Nicht doch, Herr Moore,“ sagte die gute Schwester, „bleiben Sie ruhig; wir beide wollen neben Ihnen niederknien, und Sie vereinen dann Ihr Gebet mit dem unsern.“

„Für Mary? — o, ja!“ wiederholte er; „für Mary!“

Die Schwestern knieten neben dem guten alten Manne nieder — Eine auf jeder Seite. Er erhob seine zitternden Hände gen Himmel, heftete die Augen auf seine Heimath dort oben und betete für sie, welcher sein Herz selbst im Winter seines Lebens noch in warmer Liebe schlug. Und seine Mary war wieder an seiner Seite, wie in vergangenen schönern Tagen; denn sie kam jetzt frisch und blühend aus dem Kreise der Engel zu ihm hernieder. Ailey kniete in geringer Entfernung von der Gruppe und vereinigte ihre Gebete und Thränen mit denen ihres Vaters.

Dann sprachen die guten Schwestern davon, wie vergänglich diese Welt und wie es unsere Bestimmung sei, sie zu verlassen — nicht aber, für die Welt zu leben; und Herr Moore bemerkte, Vater Mick habe oft dasselbe gesagt. Hierauf fragte er sie, ob sie Vater Mick kännten, und erzählte ihnen von seinem schönen Silberhaar und den großen, milden Augen, und daß Vater Mick alle Tage sein Haus besuche, weil er Gerald so lieb habe.

Gerald sei ein braver junger Mann; jetzt sei er gerade nicht zu Hause, werde jedoch bald kommen, — ja, gleich werde er kommen. Er hoffte, sie würden Gerald kennen lernen, und Gerald werde ihnen um seinetwillen sehr dankbar sein, denn er liebe seinen Vater ungemein. Herr Moore erklärte sich auch bereit, wie ihm die Schwestern vorsprachen, „Allen zu verzeihen, die ihn beleidigt oder ihm ein Unrecht zugefügt hätten. Etwas, das Gerald widerfahren, dessen er sich aber nicht mehr erinnern könne, bedrücke zwar sein Herz schwer, sagte er; allein er vergebe auch das und verzeihe Jedem. Und dann bat er, Alle, die er beleidigt, möchten auch ihm verzeihen. Plötzlich fragte er wieder die Schwestern, „Ob es nicht an der Zeit wäre, wieder für die arme Mary zu beten?" und fügte hinzu „Wenn sie nur Mary gekannt hätten! Sie war ein Engel!"

„Ailey!" rief jetzt der alte Mann.

„Vater?"

„Singe Mama's Lieblingslied."

„Ja, Vater."

„Und nimm die Harfe, die liebe heimathliche Harfe."

Ailey konnte ihr Erstaunen nicht verbergen, und die Schwestern waren nicht weniger überrascht.

„Du mußt die Harfe nehmen, Ailey. — Wissen Sie, Mary, meine Frau nämlich, hatte die Harfe so gern."

„Sie haben eine Harfe, Ailey?" fragte Schwester Maria Monica.

Ailey erröthete.

„Jawohl," erwiderte sie; „seit drei Tagen. Sie ist

ein unerwartetes Geschenk von einer Dame in London, und mich wundert es höchlich, daß der arme Papa sich dessen erinnert."

„Die Harfe, Ailey, die Harfe!" rief Herr Moore.

„O, erfüllen Sie doch den Wunsch des alten Herrn," sagten die Schwestern.

„Ja, Papa," antwortete Ailey und brachte mit Hülfe der jüngern Schwester die Harfe herbei. Es war in der That ein königliches Instrument, schön geschnitzt und reich verziert. Sie hatte vor dem „Altare M a r i a ' s" in Gerald's Zimmer gestanden, und M a r i e n wurden ihre ersten Klänge geweiht.

Am Fenster erschien das kleine Mädchen mit den blauen Augen und dem reinlichen Schürzchen, mit welchem der Fremde gesprochen hatte. Es guckte herein.

„Komm herein, komm herein, liebe Kleine!" rief ihr der alte Mann zu. „Sie soll hereinkommen, Ailey, nicht wahr? Sie ist ein unschuldiges Kind, und es wird ihr gut sein, das Lied meiner Mary zu hören."

Ailey hatte sich niedergesetzt; die Schwestern betrachteten sie voll Bewunderung. „Die heilige Cäcilia!" flüsterte Maria Monica.

Maria Patricia nickte bejahend mit begeistertem Blicke. — Ailey's Finger glitten über die Saiten, daß sie erbrausten wie ein Orkan — es war, als risse eine gefesselte Melodie sich gewaltsam los; — dann legte sie ihr Ohr an das Instrument, und

„Die Saiten zitterten, und in Verzückung
Verhauchte leis' der Ton."

während ihr Blick zu sagen schien, sie könne kaum das flüsternde Lied erhaschen, das gleich einem Geiste, kaum gehört, entfloh.

„Das ist mein Mädchen!" jauchzte der alte Mann, in die Hände klatschend.

Dann sang Ailey mit einer Stimme voll hinreißender Anmuth:

„Das Alte lieb' ich allzumal,
Die alte Eich', die alten Weiden,
Den Fels, um den die Wogen streiten,
Die alte Kirche in dem Thal;
Die alten Berge, Moor' und Höhlen,
Die alten Ström' in tiefer Schlucht,
Die klare Fluth der alten Quellen,
Die sich durch Moos ihr Bette sucht;
Ich lieb' der alten Glocken Läuten, —
Es ruft mir die Erinn'rung wach
An alte Freunde, alte Zeiten,
Wo ich im Arm der Freundschaft lag.
Das Alte lieb' ich allzumal:
O, daß es stets mir nahe bliebe!
Denn ihm gehöret meine Liebe; —
So bald erlosch der Jugend Strahl!

Doch auch das Junge ist mir lieb;
Die jungen Blüthen, jungen Bäume,
Wenn sie mit frühlingsfrohem Trieb
Sich schlingen um der Laube Räume!
Des Kindes Freude, rein und hehr,
Wenn strahlend hell sein Auge blicket,
Gleich einer Leuchte auf dem Meer,
Mit einer Schönheit, die erquicket!

Und auch des Mädchens stille Lust,
Wenn Engel zaub'risch es umweben,
Indessen seiner reinen Brust
Des Liedes süße Tön' entschweben!
Ja, alle Menschen, alle Dinge
Ich liebe: Berg- und Tafelland —
Irland vor Allem — doch ich bringe
Nicht Haß mit für das ärmste Land!
Im Schooß der Berge und in Flüssen,
Ruht noch ein Schatz gar wunderbar:
Willst du des Lebens Lust genießen —
Dann liebe, liebe immerdar!"

Das Lied war kaum verklungen, als zum Staunen aller, selbst des alten Mannes, aus dem anstoßenden Zimmer ein „Bravo!" erscholl. Alles gerieth in Aufregung: die Schwestern ergriffen ihre Körbe; Ailey lehnte eiligst die Harfe an die Wand, und Herr Moore rief: „Was war das?" Die kleine Flügelthüre öffnete sich, und —Wunder über Wunder!—da standen ganz ruhig Frank Tyrrell und Tante Benn; und hinter ihnen, den Kasten in der Hand, Mac-Cann, der Hausirer, wohlbekannt durch seinen Sinn für „Frieden und Ordnung."

Die Schwestern entschlüpften ohne Abschied.

Der guten Tante Benn schien dieser Spaß ungemein zu gefallen; allein Ailey und Frank Tyrrell sahen aus wie zwei Leute, die Einer vor dem Andern etwas zu verbergen haben, was vielleicht auch der Fall sein mochte.

„Fräulein Moore," begann Frank und trat auf Ailey zu, während Tante Benn hinter seinem Rücken ein komisch ernstes Gesicht machte „ich fühle mich wirklich ganz

beschämt, so laut gerufen zu haben; allein, die volle Wahrheit zu gestehen, ich vergaß mich gänzlich. Die Melodie war so herrlich, daß meine Seele sich losrang und ich nicht mehr über Herz und Zunge gebieten konnte."

„Seien Sie herzlich willkommen!" antwortete Ailey freimüthig und reichte ihm die Hand. „Wie lange sind Sie schon hier? Wann verließen Sie Cecily?"

„Ich habe Cecily seit vierzehn Tagen nicht gesehen, allein ich erhalte zwei oder drei Mal die Woche Nachricht von ihr."

„Sie kennen Tante Benn? Tante Benn, Herr Frank Tyrrell."

„Der gute Hausirer hat mich bereits mit ihr bekannt gemacht, und ich versprach, für das Glück, das er mir heute bereitet, ihm eine Anstellung in Dublin zu verschaffen."

„Ich danke Ihnen, Herr."

„Ihr werdet einen guten Polizeimann abgeben, deß bin ich sicher."

„Nichts lieber, als das, Herr."

M'Cann verschwand — im Vorzimmer traf er Eddy.

„Ei, Eddy!" rief Mac-Cann.

„Wo ist Shaun?" fragte Eddy.

„Wie sollt' ich das wissen?" entgegnete der Hausirer.

„Ihr wißt es doch! und auch die Großmutter weiß es," entgegnete Eddy halsstarrig und wandte sich zum Weggehen.

„Bleibe, Eddy, wart' einen Augenblick!"

„Ich mag nicht,“ versetzte Eddy.

„Wenn ich nun deine Großmutter kürzlich gesehen hätte? Oder wenn ich jetzt wieder zu ihr ginge?“

„Nein, das thut Ihr nicht,“ sagte Eddy.

„Wohin gehe ich denn sonst, Eddy?“

„Ihr geht, wohin man Euch schickt,“ antwortete Eddy dreist. „Ihr seid nicht so gut wie Shaun,“ fügte der kleine Bursche in der träumerischen Weise bei, in welcher er oft seine Gedanken fast unbewußt laut werden ließ.

„Wann sahst denn du die Großmutter zuletzt?“ fragte der Hausirer.

„Vergangene Nacht.“

„O, so kürzlich?“

„Ich sehe Großmutter jede Nacht.“

„Wie geht denn das zu?“

„Gott schickt Großmutter zu mir, und sie küßt mich, wenn ich schlafe, und ich spreche mit ihr — und bete für sie.“

Der Hausirer ließ eine halbe Krone in Eddy’s Hand gleiten.

„Ihr seid ein guter Mann,“ sagte Eddy, ihn fest anblickend.

„Willst du das für die Großmutter aufheben?“

„Der kleinen Nancy Mutter ist gestorben,“ erwiderte Eddy, auf die Thüre des andern Zimmers deutend — er meinte das blondhaarige Mädchen mit der reinlichen Schürze — „ihr werde ich die Hälfte geben,“ sagte der Enkel der Bettlerin und blickte Mac-Cann mit einem so

offenen, sonnenhellen Lächeln an, daß des Hausirers Herz laut zu pochen begann.

Es ist erhebend, zu sehen, wie die armen Kinder einander lieben! Sicherlich lächeln ihre Schutzengel vor himmlischer Wonne, wenn sie die ihnen anvertrauten Kleinen nach dem Ebenbilde Dessen aufwachsen sehen, „Dessen Stimme nicht gehört ward in den Straßen."

Wir schalten hier eine Geschichte ein, welche Abbé Mullois erzählt.

Der kleine Knabe eines Arbeiters erhielt jeden Morgen ein Stück trockenen Brodes und einen Sou. Er war ein braver Junge, ging fleißig in die Schule, und plagte seine Mutter nie wegen eines bessern Frühstücks. Sie erzog den Knaben gut; ihre größte Freude war seine Redlichkeit und seine edele, jugendliche Uneigennützigkeit; um dieser Tugend willen war sie stolz auf ihren Jungen und dankte Gott. Eines Tages jedoch war sie nicht wenig bestürzt, etwa drei Franken in kleinem Silbergelde in den Kleidern ihres Kindes verborgen zu finden. Die Berührung des Geldes war ihr wie der Stich einer Natter, und sie schrie laut auf, wie nur eine Französin schreien kann, die ihren ehrlichen Namen angetastet sieht.

„Elender!" rief sie, den Knaben ergreifend, „ich glaubte, ich hätte dich rechtschaffen erzogen, und nun — o mein Gott, — mein Gott!"

Sie nahm die Peitsche zur Hand.

„Mutter, schlage mich nicht! Mutter, schlage mich nicht!“ schrie der Junge.

„Woher hast du dieses Geld — woher?“

„O Mutter! Mutter! Ich habe alle Tage mein Brod trocken gegessen, und den Sou gespart, um das Geld den Armen zu geben, wenn ich zur ersten heiligen Communion gehen würde!“

Die gute Mutter! Sie hatte wirklich ihren Knaben rechtschaffen erzogen, da sie ihn christliche Liebe gelehrt hatte! Manche Mütter lehren ihre Kinder hassen, und dann wundern sie sich, wenn sie im Alter auch ihren Theil von dem Hasse ernten.

Nachdem Gerald's Erlebnisse besprochen waren, und Frank einige Andeutungen in Bezug auf das Herz seiner Schwester gewagt hatte, ließ er ein paar Worte über „ähnliche Eindrücke“ bei ihm selbst einfließen, und zwar in so ungeschickter Weise, daß er sich als völligen Neuling in Herzensangelegenheiten verrieth. Dann sprach er von dem Friedenssteine — er war es natürlich gewesen, den M'Cann dort fand — und verbreitete sich mit dem größten Eifer über dieses Thema. Er getraute sich nicht zu erzählen, daß er weit und breit sich nach Ailey erkundigt, daß er zu Kinmacarra jedes Plätzchen betreten hatte, von dem man ihm sagte, daß sie es zu besuchen pflegte; daß er in ihrem kleinen Betzimmer niedergekniet war, weil ein Engel dort gekniet, wie er zu sich selbst sagte; daß er erst von Vater Mick erfahren, wo sie lebte, und beinahe die Pferde zu Tode geritten

hatte, bis er nach Limerick kam. Ihre klare Stirn, ihr milder, fester, leuchtender Blick, diese Erhabenheit, die man in Wahrheit engelgleich nennen durfte und die sie von allen Mädchen unterschied, die er kannte, schien seine leidenschaftliche Liebe fern zu halten, und er wagte es nicht — er, der gebildetste, freimüthigste und schönste junge Mann, den man nur finden konnte, — ihr zu sagen, wie er sich bemüht hatte, um sie wiederzufinden.

Wäre sie zurückhaltend gewesen oder hätte sie sich ein solches Gespräch verbeten, so könnte dies nicht überraschen; doch Ailey war so harmlos und einfach, wie ein Kind. Aber in ihrem ganzen Wesen war sie einer himmlischen Erscheinung gleich, und es mußte Jedem abgeschmackt scheinen, von irdischer Liebe mit Bezug auf sich selbst zu ihr zu reden. Ein Mädchen von so hoher Tugend ist gleichsam von einer duftenden Atmosphäre umgeben, die sie vor allem Unheiligen schützt.

„Sagen Sie Ihrer Schwester," sprach Ailey leise, „sagen Sie der guten Cecily, daß ich sie herzlich liebe und ihr herrliches Geschenk mit Freuden annehme. Der arme Vater liebt die Harfe so sehr, und wir hätten es natürlich nicht erschwingen können, eine anzuschaffen. Ich hoffe, Gerald wird ihr an meiner Statt gebührend gedankt haben."

Frank bewunderte die Offenherzigkeit, die ihre letzten Worte bekundeten. Wie unendlich achtungswürdiger er-

schien ihm Ailey Moore in dieser schlichten Einfachheit, als wenn sie sich eine Harfe gemiethet und sie ihr Eigenthum genannt, oder wenn sie ihre schöne Gestalt durch falsche Juwelen entstellt hätte!

„Zu spät?“ fragte ein eben auf der Eisenbahn-Station zu Maryborough ankommender Fremder den Kellner des Gasthofes.

„Jawohl, Herr.“

„Wie ist das möglich?“

„Ganz natürlich, Herr; die Diligence kommt erst an, nachdem der Bahnzug abgegangen ist.“

„Wo ist der Eigenthümer?“

„Der Diligence, Herr?“

„Nein, des Gasthofes.“

„Der ist todt, Herr.“

„Schöne Geschichte! Wo soll ich dann —?“ In dem Augenblicke trat ein wohlgekleideter Herr aus der Thüre des Gasthauses, und der Fremde wandte sich an ihn: „Sie können mir wohl sagen, mein Herr, ob diesen Abend noch ein Zug von hier nach Dublin geht?“

„Nein,“ antwortete der Angeredete. „Ich vermuthe, es herrscht ein Mißverständniß zwischen den Eisenbahngesellschaften, denn ihre Fahrpläne stimmen nicht zusammen.“

„Oder ein Einverständniß?“ bemerkte ein Reisender, der eben aus dem Wagen stieg.

„Es ist tröstlicher, das Erstere anzunehmen,“ meinte der Ortspfarrer, denn dieser war es. „Uebrigens wer-

den Sie in John einen ausgezeichneten Kellner finden, wenn er auch nicht gern über die Züge Auskunft gibt. Guten Tag, meine Herren!"

„Gott segne Sie, Vater Tom!" antwortete der Kellner.

Die Sache ist wirklich trostlos. Die Diligence von Limerick kommt mit drei Passagieren im Innern und einer solchen Masse von Außenpassagieren an, daß der Wagen einem ungeheuern wandernden Blumenkohle gleicht; die Reisenden haben darauf gerechnet, die Nacht behaglich in Dublin zuzubringen, und nun finden sie sich vor der Thüre eines Landwirthshauses, ohne die geringste Möglichkeit, weiter zu kommen! Ein ländliches Wirthshaus ist nun allerdings ein bewundernswerther Aufenthaltsort, und wir — der Verfasser — ziehen ein solches jedem städtischen Gasthofe desselben Ranges vor, besonders wenn man nur reïst, um romantische Begegnisse zu erleben und sich philosophischen Betrachtungen hinzugeben, und wenn man genug Geld in der Tasche hat. Aber es ist durchaus nicht erheiternd, an einem schneeigen Decembertage auf dem Außensitze einer Diligence und nur mit so viel Geld versehen, daß man die Fahrt nach der Hauptstadt bezahlen kann, an der Station anzukommen und hier zu erfahren, der Zug sei eben abgegangen. Es darf daher Niemand wundern, wenn mehrere der Passagiere von der Decke der Landkutsche herabschauten, als wüßten sie nicht recht, was sie beginnen sollten.

Es war der 19. December 1844. Die drei Passa-

giere aus dem Innern des Wagens — eine Dame und zwei Herren — traten in's Wirthshaus; einer der Herren „vom Deck" that dasselbe, und zwar so gravitätisch und geräuschvoll, als wenn er sagen wollte: „Ich bin's!" Dieser Letztere trug eine Pelzmütze und war ganz in Wachstuch und Shawls eingehüllt. Ein anderer von den Deckpassagieren ging raschen Schrittes seiner Wege, wie Einer, der schon weiß, wohin er sich zu wenden hat. Auch die übrigen verließen ihre Sitze; allein obgleich der Schnee sehr dicht fiel, gingen sie doch langsam und blickten hin und wieder zurück, als hätten sie noch immer eine schwache Hoffnung auf irgend ein Ereigniß, das die Lage der Dinge günstiger gestalten könnte.

Die eingetretenen drei Herren begaben sich in das Kaffezimmer, während die Dame sich nach der Wirthin umsah. Als das Abendessen auf den Tisch kam, stimmten Alle in der Ansicht überein, daß sie es viel schlimmer hätten treffen können, und beim Anblicke des Schinkens, der Hühner, der Hammelrippen und der lachenden Kartoffeln — eines ausgezeichneten Whiskey gar nicht zu gedenken, von welchem John mit wahrem Enthusiasmus sprach — verlor sich ihr Unmuth vollends. Der junge Mann mit Shawl und Wachstuchmantel war noch immer nicht mit dem Schicksale versöhnt und eher geneigt zu fluchen, als zu lachen. Indem er nach dem Zahnstocher in der Westentasche suchte, zog er statt dessen aus Versehen eine Scheere hervor, was nicht unbemerkt blieb. Die körperliche Stärkung durch ein kräfti-

ges Abendessen und ein paar Flaschen feinen Weines, welche einer der Reisenden bei sich geführt und seinen Unglücksgefährten bereitwillig zum Besten gegeben hatte, trug wesentlich bei, die Stimmung zu heben, und nach Beendigung der Mahlzeit wurde die Unterhaltung der beiden Innenpassagiere recht lebhaft. Der Mann mit der Scheere hatte sich entfernt, um das Dorf anzusehen, wie er sehr naiv äußerte.

„Ich gestehe,“ bemerkte der Aeltere, ein Mann in mittlern Jahren, „daß meine Ansichten über Irland sich bedeutend geändert haben. Es war albern von mir, die Bevölkerung für unwissend zu halten, und mein Glaube, sie verschulde ihre Armuth selbst, ist bedeutend erschüttert.“

„Sie glauben also nicht, daß das Volk träge sei?“ fragte Frank, denn dieser war sein Reisegefährte.

„Nein — aber ich glaube, ihm fehlt der Ehrgeiz. Ich halte dafür, daß seine Religion die Strebsamkeit vernichtet.“

„Welches Princip der katholischen Religion sollte das thun?“ fragte Frank.

„Nun, nicht eben ein geschriebenes Princip, sondern der ganze Geist derselben.“

„Ich verstehe Sie nicht recht.“

„Vielleicht kann man sagen, Herr Tyrrell, daß das irische Volk die irdischen Güter nicht genug würdigt.“

„Sie meinen, daß es das Geistige zu sehr über das Zeitliche stellt?“

„Ja, das ist meine Ansicht.“

„Und Sie sind ein Geistlicher?"

„Gewiß; ich bin ein Geistlicher der Kirche von England, und ich glaube, die Bestimmung des Menschen ist: fortzuschreiten. Diejenigen Religionsansichten, welche den Fortschritt der Menschen hindern, halte ich nicht für die wahren."

„Das möchte ich nicht ohne Einschränkung zugeben; aber wenn ich überhaupt widerspreche, so geschieht es nur, um mich von Ihnen belehren zu lassen," bemerkte Frank bescheiden.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, Herr Tyrrell, daß mir der heutige Tag hinreichend bewiesen hat, wie wenig Sie meiner Belehrung bedürfen."

Frank verbeugte sich höflich und fuhr fort: „Ich denke, wir sind darüber einig, daß die Entwickelung der Liebe zum ‚Fortschritt', worunter man bei uns Gelderwerb versteht, ein großes Uebel ist."

„Wie so?"

„Denken Sie sich dieselbe auf Kosten der Moral entwickelt; zum Beispiel in der Weise, daß man die Leute aufmuntert, für Geld zu rauben, zu plündern und zu morden."

„In England ermuntert man Niemand zum Raube!"

„Im Gegentheil, man bestraft den Raub sogar mit Deportation und Gefängniß. Ich frage nur, ob Sie nicht mit mir darin übereinstimmen, daß der Stand der Dinge sehr schlimm wäre, wenn wir dies thäten?"

„O, sicherlich!"

„Gut; die nächste Frage ist dann, ob wir, wenn-

gleich wir nicht so weit gehen, doch nicht zu weit gehen."

„Was meinen Sie damit?"

„Ich will mich deutlicher ausdrücken. Wir ermuntern wohl die Leute nicht zu Raub und Mord des Geldes wegen; allein wir sprechen, schreiben und träumen wohl gar so lange von Fortschritt, bis sich derselbe auch der Religion des Volkes bemächtigt und sein ganzes Christenthum in Formelwesen und Zeitvertreib auflöst."

„Sie glauben doch nicht, unser Land sei schon so weit gekommen?"

„Allerdings glaube ich das; wenigstens ist es nicht mehr weit davon. Daß wir reich sind, ist nicht zu verwundern, denn wir haben ja unsere Seelen für Gold verkauft — oder sind im Begriffe sie zu verkaufen."

„Sie sind ein Puseyit, Herr Tyrrell."

„Durchaus nicht — ich bin ein Engländer und liebe mein Vaterland hinlänglich, um seine Demoralisation zu beklagen. Aber ich sage, anstatt alle Thätigkeit der Erziehung der Jugend und der Pflege des Alters zu widmen, anstatt zu beten, Gott und den Nächsten zu lieben und in der Hoffnung auf die Ewigkeit zu leben, wird in England alles Streben auf Erreichung eines einzigen Zieles concentrirt. Zeit, Kraft und Arbeit wird nur auf das Zeitliche verwandt, während doch der Himmel eben sowohl wie die Erde Anspruch darauf hat, und so erwerben wir ausschließlich — Geld!"

„Immer noch besser, als wenn wir italienische Zustände hätten!"

„Eben so gut könnte ein Straßenräuber, der eben einen Reisewagen geplündert hat, bei dem Anblicke eines armen, aber tugendhaften Burschen ausrufen: ‚Besser, als wenn ich wäre wie Jener dort'."

„Ich bitte Sie, Herr Tyrrell!"

„Es ist so, mein Herr; ganz gewiß! Wir besitzen Geld; die Frage ist nun, wie wir es erworben haben. Wäre der Besitz des Geldes an und für sich ein Beweis, daß wir mit unserm System Recht haben, so müßte man auch zugeben, daß der Straßenräuber im Rechte sei. Ich für meinen Theil glaube, daß wir es auf beinahe unmoralische Weise erwerben; denn bei unserer Jagd nach Geld vergessen und verletzen wir jedes Gesetz der Natur und Vernunft. Italien könnte auch Geld haben, wenn es diesen Weg einschlagen wollte."

„Italien?"

„Ja wohl; jedes Land braucht nur zu thun, was wir thun — immer an Geld zu denken — so wird es unsern Fortschritt und unsern Unglauben erlangen."

„Sie glauben also nicht an Fortschritt?"

„O doch, ich glaube daran! Aber ich verstehe unter Fortschritt ein Fortschreiten in den Tugenden, welche die Thore des Himmels öffnen, und eine Zunahme des Wohlstandes, welche der moralischen Hebung des Volkes förderlich ist."

„Geld genug, um die Leute fromm zu machen! Das ist, was Sie Nationalwohlstand nennen? O, bei meiner Ehre, eine schöne Idee!"

„Ja, ich glaube, daß dieses Leben uns nur zur

Vorbereitung auf ein anderes gegeben ist. Wer seinen Reichthum zu andern Zwecken verwendet, mißbraucht ihn; wer damit jener Bestimmung des Menschen in den Weg tritt, ist Gottes und der Menschen Feind."

„So denkt auch der Papst."

„Und ich ehre ihn deshalb."

„Sie lieben also das päpstliche Regiment?"

„Ich liebe sein Princip, den ‚Geist des Geldes' dem Glauben unterzuordnen; denn wenn es überhaupt eine andere Welt gibt, so ist dieser Grundsatz der allein vernünftige. Bei uns regiert der Geist des Geldes Alles. Vorläufig haben wir ihm unsere Religion geopfert; das Volksglück wird das nächste Opfer sein."

„Demgemäß wären wir nicht so glücklich als die Unterthanen Gregor's des Sechszehnten! Allerdings können wir ihre Lumpen, ihre Maccaroni und ihre Mordthaten nicht aufweisen."

„Ich will mit Ihrer Erlaubniß üher das Capitel der Verbrechen hinweggehen; ein unparteiischer Vergleich würde für unser Volk nicht günstig ausfallen, glauben Sie mir! Was die Lumpen und die Maccaroni betrifft, so gibt es bei uns Tausende im Zustande der bittersten Noth; der Papst aber hat keinen einzigen Unterthanen, welcher darbt. Er hat dagegen auch keine Schiffe und Fabriken als Belege des Fortschritts. Der Papst hat keine Unterthanen, welche aus Mangel sterben, aber freilich auch keine, die hunderttausend Pfund jährliche Renten besitzen. Der Papst hat keine Unterthanen, die ihr ganzes Leben lang in Bergwerken oder in Armenhäusern

begraben bleiben, und dagegen auch keine großen ‚Grundeigenthümer‘ und keine ‚Armenpfleger‘, die in Equipagen einherfahren. Mit Einem Worte, verehrter Herr, in Italien gibt es keine Minderzahl von Bevorzugten, die auf Kosten der ungeheuern Mehrzahl den ‚Fortschritt‘ zeigt, wie bei uns; in den italienischen Staaten sind die Quellen des Wohlstandes unter Viele vertheilt und die Religion ist als herrschendes Princip vorangestellt; nicht so bei uns. Nun glauben die italienischen Regierungen, daß sie auf dem rechten Wege sind; und dennoch wollen wir ihnen tagtäglich unsere glücklichen Zustände wider ihren Willen aufdrängen.“

„Nun, und Sie glauben —“

„Ich glaube, daß jeder Engländer, der unsern Staat für gesund und christlich hält, eine Sünde begeht, und daß es der Geist der Bosheit ist, der uns treibt, unser Elend andern Ländern mitzutheilen. Ich glaube, daß der Teufel — selbst wenn er nicht England und Amerika als Beispiele hätte — klug genug ist, um zu wissen, daß Christus in den Herzen der Menschen vom Throne gestürzt wird, wenn der Mammon ihn besteigt, und daß der Böse es ist, der unser Vaterland zwingen will, in jedem andern Lande durch den ‚Geist des Geldes‘ dieselben Wirkungen hervorzurufen, welche der letztere bei uns hervorgebracht hat.“

„Und welche Wirkungen sind das nach Ihrer Ansicht?“

„Eine Kirche ohne Glauben, ein Volk ohne Grundsätze, eine von dem Stande der Papiere abhängige Re-

gierung, welche im Laufe eines Jahres unmöglich werden kann —"

„Bitte um Entschuldigung", unterbrach hier ein Herr, welcher die Thüre geöffnet hatte und in derselben stehen blieb.

„Treten Sie ein, mein Herr!" sagte der protestantische Prediger.

„Bitte, treten Sie ein!" rief auch Frank.

„Ich bitte, mich zu entschuldigen, meine Herren," entgegnete Vater Tom, einige Schritte näher tretend. — „Ich wurde zu einem Manne in diesem Hause gerufen, der plötzlich erkrankt ist, und wollte hier erwarten, daß man mich meldete; ich wußte nicht, daß dieses Zimmer besetzt war."

„Sie sind uns willkommen!" antworteten Beide.

„Und werden uns", fügte Frank bei, „ein Vergnügen machen, wenn Sie nach Erfüllung Ihrer Pflichten uns auf ein halbes Stündchen Gesellschaft leisten. Wir sind Engländer und hier fremd; Ihre Gesellschaft kann uns daher nur angenehm und von Nutzen sein."

Vater Tom zögerte anfangs, allein das freundliche Wesen der Reisenden nahm ihn so ein, daß er zurückzukehren versprach. Nach einer Viertelstunde trat er wieder in's Zimmer.

Vater Tom zählte ungefähr fünfzig Jahre und hatte keineswegs schöne, aber freundliche Züge, hellgraue Augen, schmale Lippen und eine sehr bleiche Gesichtsfarbe. Er war ein Mann, der viel studirte und dazu ein „strenger Arbeiter", wie die Leute sagten.

Er sagte, der Fall habe nichts zu bedeuten. „Doch", fügte er hinzu, „erst der Geistliche, dann der Arzt, ist der Grundsatz meiner guten Pfarrkinder, und daher kommt es, daß ich manchen Gang ohne Noth thue."

„Ihre Pfarrkinder glauben wohl, daß Sie ihnen Heilung bringen können?" fragte der Prediger mit einem scharfen Blicke auf den katholischen Geistlichen.

„Sie glauben in der That, daß mein Amt es kann", antwortete Vater Tom.

„Und ich bin geneigt, zu glauben, daß sie darin nicht Unrecht haben," sagte Frank.

Der anglicanische Prediger lächelte. Der Ortspfarrer ließ sich nieder und fuhr fort: „Ich denke doch, der heilige Jacobus war ein gründlicher Theologe, und dieser sagt: ‚Das Gebet des Glaubens wird den Kranken gesund machen und der Herr wird ihn aufrichten'."

„Gewiß, werthester Herr, gewiß," entgegnete der Prediger, „allein das Volk ist voll Aberglauben. Bitte, setzen Sie sich näher zum Kamin. — Herr Tyrrell, wollen Sie so gefällig sein, nach dem Feuer zu sehen? Gut, ich danke. — Sie haben, wollte ich sagen, in Ihrer Religion so viel herkömmliche Sagen — ich behaupte nicht, daß Sie daran glauben — von heiligen Quellen, Geistern, Teufeln und so weiter."

„Heilige Quellen, Geister und Teufel kommen in der Bibel auch vor," bemerkte Frank.

„Heut zu Tage erkennt man allerdings nur den Zeitgeist an," sagte der katholische Geistliche.

„Außer in Rom,“ warf sein Gegner ein, lächelnd wie immer.

„Gut,“ versetzte der Pfarrer ganz ruhig, „ich kenne Rom; ich lebte zwölf Jahre lang unter dem Schutze dieser einsamen Mutter todter Nationen. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß Sie bei Ihrem Ausfalle gegen Rom nicht philosophisch zu Werke gehen? Sie kommen zu einem Staate, welcher in fünfzehnhundertjähriger Erfahrung ergraut ist, und verlangen von ihm, er solle Ihre Ansichten über die beste Regierungsform annehmen, während doch Ihre eigene Regierung kaum anderthalb Jahrhundert besteht! Wer sagt Ihnen denn, wie lange Ihre gepriesene Verfassung Sie selbst überleben wird? Durch welche Reihe von Folgerungen sind Sie zu dem Schlusse gekommen, daß Ihr System nicht dem Verfalle entgegenschreitet? Oder welches Recht haben Sie, von Andern den Glauben an dessen Unfehlbarkeit zu verlangen? Sie werden meine Offenheit entschuldigen, — ich sehe in der That keinen Grund, warum denn nicht Frankreich, Rußland oder Oesterreich, wenn sie in der Lage wären, anmaßend gegen England aufzutreten, ihr Regierungssystem unserm Lande aufzwingen sollten — gerade wie Sie sich herausnehmen, dem heiligen Vater Vorschriften zu machen.“

Die drei Herren unterhielten sich noch lange über allerlei politische und religiöse Streitfragen. So weit auch die Ansichten des katholischen Priesters und des anglicanischen Predigers auseinander gingen, sie lernten sich gegenseitig als gerade und aufrichtige Männer kennen

und schieden von einander mit Ausdrücken der Hochachtung. Frank Tyrrell hatte an dem Gespräche weniger Theil genommen, aber aufmerksam zugehört und mitunter seine Zustimmung zu den Ansichten Vater Tom's ausgesprochen. Als der Priester sich entfernt hatte, fragte Herr Korner etwas verwundert: „Aber, Herr Tyrrell, aufrichtig gesprochen, sind Sie denn wirklich ein Protestant?"

„Bis jetzt noch; aber ich halte es für sehr möglich, daß Sie mich nicht immer als Ihren Glaubensgenossen werden bezeichnen können. Ich habe durch meinen Aufenthalt in Irland und durch persönlichen Verkehr mit Katholiken den katholischen Glauben achten gelernt. Ich kenne ihn jetzt besser, als ich ihn früher kannte, und als Sie ihn wahrscheinlich noch jetzt kennen, und — ich gestehe es — in demselben Maße, wie ich den Katholicismus kennen lernte, ist meine Ueberzeugung von der Wahrheit des Protestantismus schwächer geworden. Noch suche ich nach der Wahrheit, aber ich hoffe, sie zu finden!"

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Rom im Jahre 1846.

Der achte September des Jahres 1846 war ein denkwürdiger Tag für Rom. Kein Triumphzug eines Consuls oder Imperators rief jemals ein so freudiges Echo wach oder wäre im Stande, die Pracht des Schau-

spiels zu verdunkeln, das die ewige Stadt an diesem Tage sah. Fahnen von allen Farben flatterten zwischen Guirlanden von duftenden Blumen; Musik und Jubelgesänge stiegen aus Kirchen und Kapellen, von Straßen und Plätzen gen Himmel empor. Die Bevölkerung strömte in Masse zu den Stufen des Altars, um Danklieder anzustimmen, und wogte dann vom Morgen bis zum späten Abende über die Straßen und öffentlichen Plätze, wobei sie eine Begeisterung laut werden ließ, welche durch die ihren Aeußerungen gestattete Freiheit nur vermehrt wurde. Wie herrlich erschien Rom an diesem Tage! Welchen schönen Anblick gewährte es, seine Kinder um den seit neunzehn Jahrhunderten unerschüttert bestehenden Herrscherthron geschaart zu sehen, und wie rührend klang ihr Flehen: die Mutter der Kirche, die gebenedeite Jungfrau, möge ihn allezeit schirmen!

Es waren drei Monate und ein Tag seit dem Tode Gregor's des Sechszehnten verflossen, und selbst diejenigen, welche die Wirkung der päpstlichen Entschließungen Schritt für Schritt verfolgt hatten, mußten sich über die Veränderungen wundern, die bereits zu Stande gekommen waren. Wohlstand schien in jede Familie, Glück in jedes Herz eingezogen zu sein. Man dachte nicht mehr an Verschwörungen, man fürchtete weder Strafen noch Gefängniß mehr; Vertrauen in die Gegenwart und Hoffnung auf die Zukunft beseelten den Handel und die Industrie; die Liebe zum Vaterlande und zur Religion blühten in neuer Frische.

Sechs oder sieben Wochen zuvor hatte der heilige

Vater die Gefängnisse geöffnet, den Gefangenen die Freiheit gegeben, die Verbannten in den Grenzen seines Reiches willkommen geheißen. Er streckte die Arme aus nach den reuigen Kindern Rom's, welche aus mißverstandener Liebe zum Vaterlande den Gehorsam verletzt hatten und jetzt, durch die Erfahrung von der Thorheit ihres verrätherischen Beginnens überzeugt, jede Gelegenheit suchten, im Dienste des Staates ihre Verbrechen zu sühnen.

Der Vater der Gläubigen hatte wirklich Ursache, über seinen großmüthigen Entschluß so wie über die augenscheinliche Hingebung sich zu freuen, mit welcher diese „verlorenen Söhne" um seinen Thron knieten. Kein Versprechen schien ihnen in ihrer Zerknirschung groß genug, und die leidenschaftliche Gluth ihrer Dankbarkeit trieb sie zu den ungewöhnlichsten Erklärungen. Der Eine schwor „bei seiner Familie und seinem eigenen Kopfe", er wolle im Glauben verharren; ein Anderer, „er werde den letzten Tropfen Blutes für den heiligen Vater vergießen"; wieder ein Anderer „setzte seinen Platz im Paradiese zum Pfande, daß er dem gegebenen Ehrenworte treu bleiben würde"; Renzi und Galletti, die beiden bekannten Revolutionsmänner, waren so gerührt, daß sie, unfähig ein Wort hervorzubringen, in Schluchzen ausbrachen.

Die Piazza del Popolo gab an dem genannten Tage Zeugniß von der Begeisterung des „Volkes", nach welchem sie benannt ist. Schon beim ersten Dämmern des Morgens sah man die Umrisse eines Triumphbo-

gens, schöner und majestätischer als der Constantin's; und als der helle Tag angebrochen war, zeigte sich dem Blicke, von den Emblémen der Kunst, der Industrie und des Handels umgeben, das Standbild Pius' des Neunten, die Hoffnung und den Sieg krönend; ihm zur Seite die Gerechtigkeit. An der dem Corso, dieser prächtigsten der Straßen, zugewandten Seite des Triumphbogens befand sich die Inschrift: „Ehre und Ruhm Pius dem Neunten, dem ein einziger Tag genügte, seinen Unterthanen Trost zu spenden und sich die Bewunderung der Menschheit zu erwerben.“ Auf der andern, dem Volksplatze zugewendeten Seite hieß es: „**Pius dem Neunten**, welcher in einunddreißig Tagen seines wundervollen Pontificats genug that, um die längste Regierungszeit mit Ruhm zu erfüllen, welcher durch einen freiwilligen Act großmüthiger Gnade den alten Parteihaß zerstörte und die Fahne des Friedens auf der Kirche Christi aufpflanzte, widmete diesen Triumphbogen in dankbarer Anerkennung das Beifall jauchzende, pflichtgetreue **Rom** am 8. September 1846.“

Der Platz begann sich zu füllen, obwohl es noch nicht fünf Uhr Morgens war. Die Fremden waren bemüht, der Stelle möglichst nahe zu kommen, wo der Papst in die Herzen Roms aufgenommen werden, und Rom den Ruhm haben sollte, seinen Sohn und Herrscher zu krönen. Der blondhaarige Deutsche, der ernste Spanier, der immer thätige, bewegliche, rasch entschlos-

sene Franzose, der zurückhaltende Engländer, mit gekreuzten Armen und spöttischem Lächeln auf die Bewegung umher blickend, und der Schotte, der im Voraus schon den wahrscheinlichen Preis erwog, für welchen er ein oder das andere Stückchen vom Triumphbogen erstehen könnte, um es später solchen Freunden zu verkaufen, die im Stande wären, seine Mühe gut zu bezahlen; — sie Alle waren versammelt.

Um sieben Uhr ergoß Italien's Sonne ihre goldenen Strahlen in unbeschreiblicher Pracht über das Schauspiel, desgleichen Rom noch nie zuvor geschaut und wohl auch in Zukunft niemals mehr erblicken wird. Links von der Piazza erhebt sich der Monte Pincio, und von seinen luftigen Höhen schauen Tausende in Erwartung herab auf die unzähligen Tausende da unten, während diese wieder einer Straße von Palästen entlang den Tausenden entgegensehen, die noch herzuströmen und mit strahlenden Gesichtern und herzlichem „Viva!“ unter den quer über die Straße gespannten Blumengewinden dahinwandeln, — weit, weit, so weit das Auge reichen kann. Die Landleute in ihrer malerischen Tracht; die Frauen und Mädchen mit blendend weißen Schleiern; die Männer in aufgestülpten Hüten mit stolzen Federn und buntfarbigen Blumen geschmückt; die Geistlichen in schwarzen Gewändern und breiten Hüten; die Mönche mit Tonsur und grobem Habit, der langbärtige Capuciner, der blasse, ernste Jesuit, der weißgekleidete Dominicaner; die jungen, frischen Gesichter der Studenten, welche den verschiedenen Universitäten und Collegien an=

gehören, — kurz Menschen aus allen Zonen und durcheinander klingende Laute der verschiedensten Sprachen erinnern uns, daß wir in der Hauptstadt der Menschheit und der christlichen Religion sind, und daß das Reich des Messias von Aufgang der Sonne bis zum Niedergang, von Meer zu Meer reicht. Unter den Ersten, welche zu diesem Schauspiele sich einfanden, war ein Greis von sechszig oder mehr Jahren. Bald gesellte sich zu ihm ein jüngerer, kräftig aussehender Mann, der vielleicht vierzig Jahre alt sein mochte. Letzterer hatte sich ganz in seinen Mantel gehüllt und den Hut über seinen auffallend großen und blitzenden Augen tief in die Stirne gedrückt. Der alte Mann stand ganz nahe am Triumphbogen und las aufmerksam die verschiedenen Inschriften, wobei er sich gelegentlich fragend an einen Nachbarn wandte, besonders an den erwähnten jungen Mann. Nachdem er seine Wißbegierde in dieser Hinsicht befriedigt, betrachtete er sich die Umstehenden und erkundigte sich bei Verschiedenen, wo der Papst stehen würde, welchen Weg er nähme und wie viele Personen in unmittelbarer Nähe ihn begleiteten, kurz, er erkundigte sich so genau nach allen Einzelheiten, daß er, wäre er jünger oder Pius der Neunte weniger volksthümlich gewesen, durch diese maßlose Neugier leicht seine Freiheit hätte gefährden können.

„Sie sind ja ein wahrer Inquisitor," sagte der Mann im Mantel.

„Armes Imola!" war die einzige Antwort des Alten.

„Sie sind wohl in Imola zu Hause?"

„Das gerade nicht, allein ich kenne es gut — sehr gut," antwortete der Alte.

„Sahen Sie dort Pius den Neunten?" fragte ein Anderer.

„Jeder Arme kannte Monsignore Mastai, — armes Imola!"

„Ja, er war sehr gut," bemerkte eine junge Frau.

„Beim Bacchus!" sagte der Alte, „er war ärmer als der ärmste Bettler von Imola."

„Wirklich?"

„Wirklich, meine Theuere! denn er hatte oft nichts zu essen."

„Nichts zu essen! Monsignore Mastai — der heilige Vater, wollt' ich sagen — hatte nichts zu essen?"

„Kaum zwei Monate, bevor er das Haupt der christlichen Kirche wurde, verkaufte er seine Uhr, um einen Gast zu bewirthen — er hatte nicht so viel Geld, daß er eine Flasche Orvieto bezahlen konnte."

„Mein Gott!"

„Es ist so," fuhr der Alte fort. „Eines Tages kam er dazu, als eben sein Haushofmeister den Bedienten davonjagen wollte, weil Monsignore's letzter silberner Becher abhanden gekommen war."

„Er war gestohlen worden?"

„Nein, per bacco! Monsignore hatte denselben, ohne Wissen des Haushofmeisters verkauft und das Geld den Armen gegeben. Monsignore hatte nämlich sonst nichts

mehr herzugeben. Der Majordomo aber meinte, der Bediente hätte ihn gestohlen."

„Nun?" fragten drei der Umstehenden auf einmal.

„Nun, Monsignore Mastai, — das heißt der Papst — hatte den Lärm im untern Zimmer gehört, ging hinunter und sagte, daß er den Becher selbst genommen hätte," erwiderte der Alte triumphirend *). „O! dieser Papst ist sicherlich ein Gottgesandter!"

„Das ist er," bekräftigte die junge Frau.

„Sie kennen Monsignore auch?" fragte sie der alte Mann.

„Nennen Sie doch den heiligen Vater nicht immer Monsignore," gab dieselbe zur Antwort. „Gewiß kenne ich den heiligen Vater; Jeder kennt ihn ja, da er alle Unglücklichen aufsucht."

Der Mann im Mantel blickte die Sprecherin scharf an. „Sie haben Recht," erklärte er dann.

„Das habe ich," antwortete sie. „Vor zwei oder drei Tagen war meine alte Mutter hungrig, und ich betete. O, wir Beide beteten so inbrünstig zur Madonna! Allein ich konnte nicht sogleich eine Beschäftigung finden und wußte nicht, was anfangen. Endlich entschloß ich mich, zu einem Pfandleiher zu gehen. Sehen Sie," fuhr sie fort, „ich hatte noch mein goldenes Kreuz, welches ich an Festtagen immer trug"; dabei deutete sie auf ein schweres, doch einfaches goldenes Kreuz, das

*) Der Leser wolle gefälligst beachten, daß Alles, was von dem heiligen Vater hier gesagt wurde und noch gesagt werden wird, vollkommen authentisch ist. D. Verf.

an ihrem Halse hing. „Ich entschloß mich, es zu verkaufen; natürlich nur um meiner Mutter willen, denn ich liebe das kleine goldene Kreuz sehr und es hat sich durch viele Generationen vererbt. Ich ging zu einem Juden und zeigte ihm meinen Schatz; als er es in die Hand nahm und hin und her drehte, da schlug mein Herz laut und die Thränen strömten über meine Wangen, so daß selbst der Jude Mitleid mit mir zu haben schien, denn er zeigte sich nicht hart und gab mir fast den vollen Werth. In größter Eile rannte ich heim; ich muß recht wild ausgesehen haben, denn mein Herz pochte und mir war, als stieße man mir ein Schwert durch die Brust. Als ich jedoch durch die Apostelstraße kam, fielen meine Augen auf ein Madonnenbild und ich gedachte des Schwertes, welches das Herz der Mutter Gottes durchbohrte. Ich ging in einen Laden, kaufte Brod und etwas Wein, und eilte dann weiter nach Hause, wo ich meine arme Mutter schwach, sehr schwach fand. ‚Liebe Mutter!' rief ich, ‚hier ist Wein und Brod! Gott hat uns Wein und Brod gesandt, und wir werden bald keinen Mangel mehr leiden.' Sie blickte mir in's Gesicht und fragte, woher ich es bekommen hätte, und nun mußte ich ihr Alles erzählen. Allein ich tröstete sie mit der Aussicht, daß Pius der Neunte seinem Volke jetzt Brod schaffen werde, und sagte ihr, ich sei überzeugt, der gute Jude würde mir mein Kreuz zurückgeben und die Madonna würde dann zu ihrem Sohne beten, daß der Jude sich bekehre. Werden Sie es glauben? in diesem Augenblicke fiel ein Geld-

stück vor meinen Füßen nieder, als käme es vom Himmel! Ich rief laut: ‚Ein Wunder!' und als ich mich nach der Thüre wandte, glitt eben ein Schatten vorüber. Meine Mutter wurde vor Freuden gesund, und ich bekam mein Kreuz, mein liebes Kreuz wieder!"

„Aber was hat der Papst damit zu thun?" fragte ein hübscher junger Mann, ein Fremder, welcher sich zu dieser Gruppe gesellt hatte, als die junge Italienerin ihre Erzählung begonnen.

„Das sollen Sie gleich sehen!" antwortete die Frau. Mit an Verehrung grenzender Behutsamkeit zog sie aus ihrem Busen ein mit Seide überzogenes Taschenbuch, das augenscheinlich für einen bestimmten Zweck gemacht war, löste vorsichtig verschiedene Schnüre und zeigte ein hübsch zusammengefaltetes Briefchen folgenden Inhaltes: „Mia cara figliuola, voi avete ragione di sperare in Dio; Egli non abbandona giammai la pietà filiale. Voi avete ragione di sperare in Pio IX.; egli veglierà affinchè vostra madre e voi non moriate di fame. Meine liebe Tochter! Du thust Recht daran, auf den Beistand Gottes zu vertrauen; Er verläßt ein Kind nicht, das die Eltern ehrt. Du hast aber auch Recht, auf Pius den Neunten zu hoffen; er wird Sorge tragen, daß du mit deiner Mutter nicht Hungers stirbst."

Ein freundlich blickender Engländer bot der Italienerin für dieses Document hundert römische Thaler; da wurde sie roth bis an die Schläfe, und ihre Augen blitzten — jedoch nur einen Augenblick. Dann antwor-

tete sie mit ruhiger, leiser Stimme und edelm Ausdrucke: „Nein, Signore, ich danke Ihnen.“

Der Alte und der Mann im Mantel schienen geneigt, dieses Anerbieten des Fremden als eine Beleidigung zu betrachten; sie machten jedoch ihren gemischten Gefühlen nur durch den Ruf: „Viva Pio Nono! Viva Pio Nono!“ Luft, den sie mit der ganzen Kraft ihrer Lungen anstimmten, und in den Alle, welche die Erzählung gehört hatten, im Chor einfielen. In einem Augenblicke folgte die ganze ungeheuere Volksmasse diesem Beispiele und: „Viva Pio Nono!“ donnerten Tausende von Stimmen; gleich den Wogen des Meeres wälzte sich dieser Jubelruf von dem Platze weiter, den menschenerfüllten Corso entlang durch die stille Via Sacra, bis er endlich im riesigen Colosseum erstarb.

Der Kanonendonner des Castells St. Angelo war nur ein schwacher Widerhall der lautwerdenden Begeisterung, und aller militairischer Pomp erblich inmitten einer Verkörperung der Volksliebe, wie das Auge eines Eroberers sie niemals geschaut. Als der heilige Vater erschien, da war es, als hätte der Himmel sich aufgethan, und als regneten Blumen des Paradieses auf seinen Pfad. Von der Hingebung seines Volks getragen, glich der Papst mehr einer himmlischen Erscheinung als einem Genossen des rauschenden Lebens, das ihn umgab; denn diese von überirdischem Glanze strahlenden Blicke und dies Lächeln, welches auf den verklärten Zügen des heiligen Vaters schwebte, würde man vergebens bei einem andern Menschen suchen. Das Herz des heiligen Va-

ters floß über inmitten dieses wunderbaren Auftritts; er weinte. Sah er, gleich Ihm, dessen Stellvertreter er ist, im Glanze der Gegenwart den bittern Kelch der Zukunft? Ach! vielleicht sah er ihn im Geiste.

Der hübsche junge Mann, welcher sich zu der Gruppe in der Nähe des Triumphbogens gesellt hatte, war Gerald Moore oder Signore Mori, wie die Römer ihn nannten. Der Mann im Mantel hielt sich während der ganzen Dauer des Festzuges an seiner Seite und blickte ihn von Zeit zu Zeit aufmerksam an. Ein oder zwei Mal richtete er auch Bemerkungen an ihn; unter andern äußerte er, Pius der Neunte würde „Rom zum Haupte Italiens und zur rechten Hand Englands machen!" Gerald lächelte, gab jedoch keine Antwort. Als der heilige Vater sich in den Quirinal zurückgezogen, wollte Gerald sich entfernen, fand aber wieder den schwarzäugigen Italiener neben sich.

„Verzeihung, Signore," sagte derselbe geheimnißvoll, „wollen Sie diesen Brief nehmen?"

„Einen Brief? Wovon?"

„Signore werden das sehen, wenn Sie ihn lesen."

Gerald wollte das Siegel erbrechen.

„Nicht hier!" sagte hastig der Italiener; „nicht hier — zu Hause."

Obwohl ein wenig überrascht, steckte Gerald doch den Brief ruhig in die Brusttasche und ging seiner Wohnung zu, welche sich in der Via Felice befand. Bald hatte er sie erreicht; noch voll von dem Eindrucke, den

das eben Gesehene auf ihn hervorgebracht, voll von Vermuthungen, welche wohl die Folgen sein möchten, und gelegentlich auch an den Mann im Mantel denkend, ging er die Treppen hinauf und trat in sein Arbeitzimmer.

Gerald war seit vierzehn Monaten in Rom und bereits eine bekannte Persönlichkeit. Er hatte „in dem Ruhme der Todten geschwelgt", die Farbengebung Raphael's, die kühnen Umrisse Michel Angelo's in seine Seele aufgenommen und war so tief in das geistige Wesen dieser Meister eingedrungen, als sei er der Vertraute ihrer Entwürfe und der Erbe ihrer Kunst gewesen. Das Leben der Welt dagegen war ihm neu und wurde ihm mit jedem Tage fremder, — er betrachtete es in dem doppelten Lichte der Poesie und Religion. Jede Stunde rief in ihm das Sehnen nach dem Unvergänglichen und Ewigen mehr wach, denn seine Kunst hob ihn aufwärts zu dem Inbegriff aller Vollendung, zur Quelle aller Macht. Gerald besaß eine glühende Liebe, und Rom entflammte die Gluth seiner Hingebung an Gott auf's höchste.

Leute, welche nichts Anderes wollen als tadeln, mögen in Rom manches zu tadeln, zu mißbilligen finden. Ach! auch Rom ist nicht ganz heilig! Allein geben die Tadler sich auch Mühe, seine wirklich ausgezeichneten Tugenden aufzusuchen? Forschen sie nach der christlichen Liebe ohne Gleichen, der nimmer endenden Andacht, der begeisterten Vereinigung mit dem Unsichtbaren, nach der Abtödtung, dem Fasten und Selbstkasteien, wovon in

Rom so viel zu finden ist? Natürlich nicht. Allein wenn sie unter diesen Tausend und aber Tausenden, die wegen ihres Glaubens und ihres Eifers Bewunderung verdienen, nur einen oder zwei Gottlose entdecken, dann halten diese Logiker, weil es vielleicht gerade mit ihren Vorurtheilen stimmt, sich für berechtigt, danach den Charakter des römischen Volkes zu beurtheilen, und füllen damit ihre „Erinnerungen aus Rom"; denn für andere Dinge haben solche Gemüther kein Gedächtniß. Wir haben römische Adelige baarfuß und in Masken für die Armen betteln, römische Fürsten am Krankenlager von Bettlern thätig gesehen und erfahren, daß in Rom der schlichteste, niedrigste Mann vollkommen gleiche Berechtigung hat mit denen, welche durch Geburt, Wohlstand oder geistige Fähigkeiten sich auszeichnen, — trotzdem müssen wir zum Troste aller Splitterrichter unsere Ueberzeugung aussprechen, daß ein schlechter Italiener der schlechteste von allen Menschen ist. Warum dies? Einfach aus dem Grunde, weil er ein Mann des Glaubens ist, ein Mann des Glaubens durch Geburt, Erziehung und Ueberzeugung; sagt ein solcher sich von Zucht und Sittlichkeit los, dann hat er selbst den Stab über sich gebrochen, sich selbst das Urtheil gesprochen. Aller Skepticismus bietet ihm nicht die leiseste Rechtfertigung; er findet nicht die mindeste Stütze in seinem Unglauben. Er ist ein Mensch, der gegen Gewissen, Gefühl und Neigungen — gegen Alles sündigt, und aus Verzweiflung fortsündigt. Der Engländer ohne bestimmte Religion kennt immer noch ein Gesetz der Schicklichkeit, er

achtet die öffentliche Meinung, hält sich an dem, was „Recht" ist, und so weiter; wenn er sündigt, so sündigt er aus Berechnung, weil es weltlichen Zwecken entspricht, mit kalter, berechneter Teufelei. Doch wenn der Italiener, dessen Gedanken stets auf die Religion gerichtet waren, für den die Glaubenspunkte ebenso als Wirklichkeit bestehen, wie sein Haus oder die Tiber, — wenn dieser sich einmal dem Einflusse der Kirche entzieht, dann wird die Sünde ihm zum Gewerbe und gegen Gottes Gebote handeln zu einer Lebensnothwendigkeit. Er sündigt trotz seinem Glauben; denn wenn ein Italiener sich rühmt, er sei ungläubig, so ist das baarer Unsinn. Den Beweis liefert jedes große Unglück, welches das Gemeinwesen trifft, zum Beispiel eine Epidemie oder das Austreten der Tiber.

Gerald öffnete den Brief und las:

„Sie können Rom und dem Papste einen Dienst leisten, wenn Sie heute Abend um sieben Uhr in das Haus des — am Fuße des Janiculums kommen. Unterlassen Sie ja nicht zu erscheinen."

Gerald war nicht feige und sah auch nicht ein, warum er sich die Eröffnung vorenthalten sollte, die ihn heute Nacht bei einem Besuche des Janiculums erwartete. Wohl hatte er ein Gerücht vernommen, daß man den Papst über die Grenzen seines eigenen guten Willens hinausdrängen und den regierenden Fürsten Italiens gegenüber bloßstellen wolle. Allein er wußte, daß der tiefe staatsmännische Blick Pius' des Neunten

nicht leicht zu täuschen und daß die römische Polizei gut organisirt und wachsam sei. Auch war ihm bekannt, was der Papst auf die Bemerkung, die Begnadigten würden wieder abfallen, geantwortet hatte. „Man sagt, das Volk sei oft undankbar... Sollte mein Herz diesen Schmerz erfahren müssen, sollte ich so getäuscht werden, so würde mich dies doch nicht entmuthigen, denn mir bliebe noch Gott." *) Ein solcher Mann steht unter dem Schutze des Himmels!

Als der Abend sich herabgesenkt, schritt Gerald Moore längs dem Hügel, auf welchem der heilige Petrus gekreuzigt worden ist. Er hatte keine Mühe, das bezeichnete Haus zu entdecken, denn der Mann im Mantel erwartete ihn an der Thüre und geleitete ihn schweigend und feierlich in ein Zimmer, welches ganz tief im Hintergrunde des Gebäudes lag. Fünf Männer — vier Italiener und ein Ungar — befanden sich in demselben. Sie erhoben sich sämmtlich bei Gerald's Eintritt und bewillkommneten ihn. Vor demjenigen, welcher den Vorsitz zu führen schien, lagen Papiere und in der Hand hielt er einen offenen Brief. Dieser Mann war Galletti, derselbe, der am Tage seiner Begnadigung und seiner Versöhnung mit dem heiligen Vater zu dessen Füßen in Thränen ausgebrochen war. Nachdem Gerald Platz genom-

---

*) „Si dice che il popolo è sovente ingrato... nondimeno, se la mia anima dovesse provare un simile dolore, se dovesse ricevere un tal disinganno, non mi scorragierei punto, perchè resterebbe ancora Dio."

men, eröffnete der Vorsitzende ihm, er und seine Freunde erwarteten von ihm als Engländer, dessen Vaterland die Verbreitung freisinniger Meinungen begünstige, er werde sich ihnen anschließen.

„Zu welchem Zwecke?"

„Zur Förderung der Freiheit."

„Wodurch?"

„Durch Ihren Rath in der Versammlung, Ihren Einfluß nach Außen und — wenn es nöthig sein sollte — durch Ihren Arm!"

„Sie müssen wissen, daß ich kein Engländer bin. Ich bin Irländer, Katholik und Künstler. Nachdem ich dies vorausgeschickt habe, mögen Sie mir Ihre Absichten mittheilen."

„Wollen Sie schwören?"

„Nein; ich schwöre nicht."

„Wie können Sie denn erwarten, daß wir Ihnen vertrauen?"

„Ich verlange auch nicht, daß Sie mir vertrauen; ich habe Ihr Vertrauen nicht gesucht. Wenn Sie mir es freiwillig schenken, so müssen Sie es ohne Schwur thun."

„Sie sprechen wie ein Mann von Ehre; allein wir können Niemanden trauen, der nicht schwören will."

„Dann leben Sie wohl!"

Einen Augenblick schauten sie einander an.

„Signore Mori," sagte Galletti, „wir wollen Ihnen vertrauen. Sie scheinen ein Mann von Geist und Entschlossenheit zu sein. Die Verhandlungen werden Ihnen das Verständniß unserer Absichten geben."

Gerald Moore hörte nun eine Reihe von Verhandlungen, wodurch er in einer Nacht wirklich viele Erfahrungen sammelte. Ehe zwei Stunden verflossen, war die Zahl der Genossen Galletti's auf neun angewachsen, und ein schrecklicheres Vorhaben, als der Reihe nach beinahe Jeder enthüllte, wurde wohl nie erdacht.

1. Die Jugend muß verleitet werden, Alles Heilige zu verspotten.

2. Schlechte und sittenverderbende Bücher sind in möglichst großer Anzahl zu verbreiten.

3. Der heilige Vater muß zu Zugeständnissen gezwungen werden, wodurch die Zügel der Regierung in die Hände der Revolutionsmänner gelangen.

4. Man muß das Volk glauben machen, daß alles dies auf einen geheimen Wunsch Pius des Neunten hin geschehe, welcher „eine Veranlassung suche, sich die Cardinäle vom Halse zu schaffen."

5. Behauptet der Papst das Gegentheil, so ist die Erklärung zu verbreiten, er handle nicht aus eigenem Antriebe.

6. Bekämen sie den Papst in die Hände, erklärten die Verschworenen, so hätten sie freie Bahn; ergriffe er die Flucht, so wären sie unabhängig; das Papstthum müsse jedenfalls untergehen! — sie hätten sich selbst dem Teufel und fremden Nationen verpfändet, dies durchzuführen.

Wenige Tage zuvor hatten diese Männer aus der Hand Pius' des Neunten den Leib und das Blut Christi empfangen! Sie waren dieselben, welche der heilige Va-

ter im Namen der Liebe dem Gefängnisse und der Verbannung entrissen, und welche den Schwur ewiger Dankbarkeit geleistet hatten!

Sie beteten in der That den Teufel an und riefen ihn gegen Christi Stellvertreter zu Hülfe.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Abend eines trüben Tages.

Der erste November des Jahres 1848 war ein unfreundlicher Tag in Kinmacarra, und die Stimmung der Bevölkerung war eben so düster wie das Wetter. Harte Zeiten waren hereingebrochen, und es gab nur wenige gute Herzen mehr, welche die Armen in ihrem Elende unterstützten. Die Moore's waren fort; Vater Quinlivan und sein Kaplan befanden sich in fast eben so armseligen Verhältnissen wie die Häusler. Die wenigen Pächter, die noch geblieben waren, hatten ihren Nachbaren so lange von dem Ihrigen mitgetheilt, bis ihnen selbst der Hungertod drohte; und um das Unglück der armen Leute voll zu machen, war der neue Agent in Betreff des einzigen Mittels gegen die Gottlosigkeit der Bevölkerung vollständig einer Meinung mit Herrn Prediger Salmer.

Der Zustand und der Anblick des Landes waren in der That schreckenerregend. Die Sonne hielt sich den ganzen Tag lang versteckt; das Thal schien eine einzige Wasserfläche; nur hin und wieder verrieth eine niedrige

Hecke oder ein mit welkem Grase bedeckter Erdhügel die Oberfläche des Bodens. Kein Vieh war zu sehen; sogar die Haushunde schienen verschwunden zu sein. Die Häuser sahen herrenlos aus, und manche waren vom Sturm halb abgedeckt. Es hatte wochenlang unaufhörlich geregnet; ein kalter Sprühregen hatte gleichsam mit unermüdlicher Bosheit so lange angehalten, bis die ganze Gegend mit einer düster und hoffnungslos aussehenden Wasserdecke verhüllt war. Viele Leute meinten, es läge ein Fluch auf Irland, und dies wäre nicht eben unwahrscheinlich gewesen, nur daß dieser Fluch in seinen Opfern zu häufig fehlgriff.

Die Kartoffeln, das Nahrungsmittel der Armen, waren in der Erde schwarz geworden, und das faulende Kraut hauchte böse Dünste aus. Fieber und Cholera verbreiteten sich so rasch wie die Noth, denn Hunger und Pest sind ja Reisegefährten. Die Armen wurden unfähig, einander beizuspringen; sie waren abgemagert, bleich und hohläugig. Kinder fingen an zu altern, und Greise verfielen in einen Zustand der Erstarrung, aus welcher nur wenige jemals wieder erwachten. Im Beginne hörte man laute Klagen, und Sterbende klammerten sich an die abgezehrten Körper der Todten, die man ohne Sarg nach dem Kirchhofe fuhr. Doch bald machte der häufige Anblick der Leichen oder die Qualen des Hungers, oder beides zusammen, die Meisten unempfindlich, wenn nicht wahnsinnig. Man stieß häufig auf Leichen, die nur halb begraben oder an den Weg hingeworfen waren; und ach! nicht selten von den

hungerigen Hunden oder von Würmern halb verzehrt waren! Der große Gott wurde verherrlicht und gerächt in diesen schrecklichen Tagen; — ja, gerächt sowohl als verherrlicht!

Der arme Vater Mick hatte am Fuße des Altars viel gebetet und geweint; zuletzt nahm es ihn selbst Wunder, daß er nicht starb. Sein braver junger Kaplan erlag beinahe den Anstrengungen und Beschwerden; fast einen Monat lang schwebte er zwischen Leben und Tod, und der arme Vater Mick pflegte seinen jungen Freund während dieser Zeit wie eine Mutter; er war Tag und Nacht bei dem Sterbenden thätig. Der gute Greis hatte sich sehr verändert. Die Augen hatten ihren frühern Glanz verloren, die Wangen waren eingesunken, sein schönes weißes Haar hing verworren um die Stirne, seine Kleider sahen sehr abgetragen aus; der alte Mann war wie gebrochen. Trotzdem klagte Vater Mick nie; er betete nur für das Volk. Seine wenigen Kostbarkeiten waren verschwunden. Die Bibliothek war fort, seine alte Uhr hatte den Besitzer gewechselt, und der neue Agent hatte wenigstens so viel Freundlichkeit gezeigt, ihm einige Hausgeräthe zu leihen, die er, wie er sagte, doch selbst nicht gebrauchte. Der arme Vater Mick war auf dem Wege eben so hülflos wie seine Pfarrkinder zu werden; doch er sagte zu sich selbst: „Der Pfarrer muß seinen letzten halben Penny mit ihnen theilen."

Der Hirt war bereit, „sein Leben für seine Heerde zu lassen." Allein Vater Mick war nie reich gewesen, und er

sah klar genug, daß ein furchtbarer Tag für ihn kommen werde. Er hatte Alles dahin gegeben und schon wochenlang wie ein Bettler gelebt, wochenlang kein Fleisch gegessen, und selbst mit dem Mehl gespart. Er trug gern Alles, was nur ihn selbst traf; aber er sah auch den Ruin seiner Pfarrkinder vor sich — an ihrem zeitlichen Untergange konnte er nicht mehr zweifeln, aber auch ihre Seelen waren in großer Gefahr.

Die schiefergedeckten Häuschen drunten am Meere hatten sich im Verlaufe weniger Monate von dreien auf neun vermehrt, und deren unglückliche Bewohner, welche für ein Obdach ihr Seelenheil verkauft, waren für die Armen ein beständiges Aergerniß, eine stets offene Fallgrube. Sie waren Alle, oder doch beinahe Alle Fremde, die man weit hergebracht hatte, um die hungernde Bevölkerung von Kinmacarra damit anzulocken; man konnte sicher sein, ihnen jeden Tag an den verschiedensten Orten der Nachbarschaft mit warmen Kleidern auf dem Leibe und oft auch mit Eßwaaren in den Händen zu begegnen, deren Anblick den Kindern Thränen und den Eltern Gebete an die gebenedeite Jungfrau um Hülfe und Geduld entlockten.

Die Sterblichkeit nahm furchtbar zu. Die armen Menschen starben einsam in ihren Hütten, und oft fand man ihre verwesenden Leichen so spät, daß man sich ihnen kaum nähern konnte. Andere starben auf dem Wege nach dem Armenhause, an der Thüre des Armenhauses, und auf ihrer ziellosen Wanderung, wenn ihnen die Aufnahme in's Armenhaus verweigert worden war. Der

Tod wüthete auf allen Seiten, in allen Altersklassen, und sein Reich erweiterte sich mit jedem Tage — es war, als käme das Ende der Welt.

Der alte James Nolan, derselbe, der bei St. Senanus' Quelle Herrn Salmer angesprochen, war auch unter denen, deren Herz blutete in der schweren Prüfung. Er lebte ungefähr zwei Meilen von Vater Mick entfernt und war wohlhabend gewesen; doch sein größter Reichthum war sein Sohn Patrick. Patrick war ein braver junger Mann und ehrte seine betagten Eltern. Er hatte das Mädchen, das er liebte, geheirathet. Als er sie heimführte, da umarmte und segnete sie der Vater, und die Mutter, Mary Nolan, empfing sie mit Thränen der Freude: „Der Segen der Engel komme über meine liebe Tochter," sagte sie. „Gott hat seine Hand über Paddy gehabt, als er ihn dein liebes Gesicht erblicken ließ, mein Herzchen." Und das junge Weib wurde der alten Mutter Mary eine gute Tochter, und drei hübschen Kindern, zwei Mädchen und einem Knaben, eine zärtliche Mutter; nie verließ sie, wenn sie sich zur Ruhe begeben wollte, die „Küche", wie sie das gemeinschaftliche Wohngemach nannten, ohne zuvor ihre Schwiegermutter zu küssen und den greisen Vater James um seinen Segen zu bitten. Gar mancher Nachbar sagte, der Himmel sei in diesem Hause, und er hatte Recht; denn Glück und Liebe sind in der Wohnung eines wahren Christen immer beisammen.

Der alte James Nolan war, wie gesagt, wohlhabend. Er besaß einige Kühe, und machte immer eine

gute Ernte. Wohl hatte er nur wenige Aecker, aber er bebaute sie fleißig und mit Einsicht; dabei war er haushälterisch und thätig. Sein Sohn und er hatten nur ein Herz und eine Seele, ja, die ganze Famlie war nur ein Herz und eine Seele. Kein Wunder, daß der Himmel sie segnete!

Doch in diesem Jahre schlug die Kartoffelärnte fehl, die Waizenernte gleichfalls. Der Vorrath von Nahrungsmitteln ging bald zu Ende, und Nolan hatte mit seiner großen Familie einen traurigen Winter vor sich. Anfangs schienen freilich noch manche Hülfsquellen offen; die Nolan's hatten bei den Nachbaren ein gutes Stück Geld ausstehen und einige Pfund baar zurückgelegt — für sie ein großer Schatz; denn Leute, die nicht gewohnt sind, ihren Unterhalt einzukaufen, achten baares Geld stets über seinen wahren Werth. Auch hatten sie stets Freunde und Credit gehabt. Als jedoch die Zeit der Noth kam, da waren die Freunde nicht zu finden, oder sie brauchten selbst Alles, was sie besaßen, ja noch mehr. Die Schuldner waren Bettler geworden, denn ihre einzige Hoffnung beruhte auf ihrer kleinen Ernte, und diese war fehlgeschlagen; jetzt hatten sie nur das Grab oder das Armenhaus vor sich.

Die Nolan's wohnten in einer Schlucht zwischen zwei Bergreihen, und die Landstraße führte in geringer Entfernung an ihrer Hütte vorüber. Vor dem Häuschen befanden sich einige Pappeln und neben der Thüre eine steinerne Bank. Hinter der Wohnung lag ein kleiner, mit einer niedrigen Hecke umgebener Gemüsegarten,

und dahinter das Kartoffelfeld, das jetzt aufgebrochen und mit vertrockneten Stengeln und faulenden Knollen bedeckt war: ein sprechendes Denkmal der Mißernte des letzten Herbstes. Auch der Gemüsegarten war kahl und leer. Die welken, rothgelben Kohlstrünke zeigten kein einziges Blatt, keinen einzigen grünen Sprößling mehr; man konnte schon aus ihrem Anblicke schließen, daß Alles, was nur irgend zur Nahrung tauglich gewesen, verwendet worden war, um die Qualen des Hungers zu lindern.

Im Innern des Häuschens bot sich dem Auge ein betrübender Anblick dar. Der alte Mann saß vor einem verglimmenden Torffeuer, in das er unverwandt hineinstarrte; er war krank und ganz muthlos. Sein Sohn Patrick stand etwas seitwärts von der Thüre und schaute gedankenlos auf die Landstraße hinaus. Die beiden jüngern Kinder hatten ein Stück einer rohen Rübe in der Hand und nagten heißhungerig daran, das dritte lag in den Armen der jungen Mutter; es warf sich unruhig hin und her und weinte, weil es seine gewohnte Nahrung nicht fand. Die Blüthe der Jugend war von den Wangen des armen Weibes verschwunden; das blonde Haar hing ihr auf einer Seite über das Gesicht herab, ohne daß sie es bemerkte. Die alte Frau Nolan lag an der Stelle, wo einst ihr Bett gestanden, auf einem Bündel Stroh und betete. Die ganze Familie, Patrick ausgenommen, war fast bis zur Nacktheit zerlumpt. Der alte James Nolan trug eine Flanellweste und Schuhe, welche kaum mehr diesen Namen

verdienten. Fast Alles war zu Geld gemacht worden, denn es kam den armen Leuten gar zu hart an, ihre alte Heimath zu verlassen und in das Armenhaus zu gehen.

Der junge Nolan wandte sich um, sah sein Weib und sein Kind an und schauderte. Mary Nolan ließ mit einem Male ihren Säugling los und sank gegen die Wand, an welcher sie saß.

„Allmächtiger Gott!“ rief ihr Mann, sprang auf sie zu und schloß Weib und Kind in seine Arme, — „Allmächtiger Gott! sie ist todt!“

Der alte Vater fuhr vom Heerde auf, und die armen Kinder vergaßen für einen Augenblick vor Schrecken ihren Hunger. Alle eilten schreiend zu dem jungen Paare hin, und selbst die krüppelhafte Großmutter richtete sich, Schmerz und Schwäche vergessend, von ihrem Lager auf und stieß ein Angstgeschrei aus, konnte sich aber nicht weiter bewegen.

„Erschrick nicht, Paddy, mein Sohn,“ sagte der alte Mann, nachdem er das schreiende Kind aus den Armen der Mutter genommen, — „erschrick nicht, mein Sohn! Es ist nicht so schlimm. Die liebe Mary ist nur ein wenig schwach, und wird bald zu sich kommen. Die liebe Mary!“ wiederholte er.

„Schwach!“ antwortete der Sohn, „ja, schwach vor Hunger! Mary!“ rief er und küßte sie auf die bleiche Stirne, „Mary, du Liebe meines Herzens! Darum also bist du Pat Nolan's Weib geworden? O Gott! o Gott!“

„Bst, Paddy, bst! Sei ein Mann, mein Sohn — Gott ist gut! Gott ist gut!“

Der Greis hielt dem jungen Weibe eine zerbrochene Tasse an die Lippen und flößte ihr einige Tropfen ein.

„Siehst du nun," sagte er, als sie einen Seufzer ausstieß, „siehst du, es war nichts."

Zwei große Thränen flossen über die gefurchten Wangen des alten James, und er küßte das blasse, kranke Kind.

Ganz sanft und ohne ein Wort zu sagen, nahm Paddy Nolan sein Weib auf die Arme und trug sie in ihr Schlafgemach. Er blieb dort einige Augenblicke und warf sich vor dem Crucifix auf die Kniee; er betete laut, und sein Gebet war oft von Schluchzen unterbrochen. Der alte Mann drückte das kleine Kind an die Brust und ließ sich wieder am Heerde nieder. Die andern Kinder umklammerten schluchzend seine Kniee.

„Mir ist besser, Paddy, mein Herz, o, mir ist ganz gut. Wo ist das Kind? — die kleine Mary — wo ist das Kind?" — ließ sich eine Stimme aus dem Zimmer vernehmen.

„Mary, meine Liebe, du bist krank, und —"

„O nein! Du wirst gleich selbst sehen, ich werde ganz — —. Ach, Paddy! weine nicht, das bricht mir das Herz."

Der Alte trat mit dem Kinde in's Zimmer, und Patrick erhob sich von den Knieen. Er küßte seinem Weibe noch einmal die Stirne, drückte seinem Vater die Hand und verschwand dann aus dem Hause.

Der junge Nolan war kaum ein paar Minuten fort,

als ein Mann, Namens Cusack, eintrat. Derselbe war gut gekleidet, trug einen blauen Rock und eine weiße Halsbinde, und hielt ein Buch in der Hand. Eben als er eintrat, kam der Alte aus dem Zimmer seiner Schwiegertochter, der er das Kind übergeben hatte.

„Guten Morgen, Nolan," begann der Fremde.

„Guten Morgen, Herr," grüßte der Alte.

„Wollt Ihr heute das Wort Gottes hören, Nolan?" fuhr der Fremde fort, nachdem er sich auf ein Bündel Stroh gesetzt hatte.

„Ich lese es selbst," war die Antwort.

„Ach, Ihr seht, wie das Gericht gekommen ist über das Land; warum wollt Ihr Euch und die Euerigen nicht retten?"

„An unserer ewigen Rettung liegt mir Alles," entgegnete der Greis.

„Seht Ihr denn nicht, daß die ganze Schwere des Unglücks auf den Katholiken lastet?"

„Auch auf Job und auf Christus und auf den Aposteln lastete die ganze Schwere der Leiden."

„Immer diese scharfen Worte! Ist es denn nicht klar wie die Sonne, daß die Bekenner jeder andern Religion im Lande die Hülle und Fülle haben, während alles Unglück auf euch liegt?" sagte der Bibelleser.

„Ich will nicht mit Euch streiten," versetzte James; „es kommt nichts dabei heraus, und ich bin zu schwach. Aber das sage ich Euch ein für alle Mal, wir werden nicht um unseres Magens willen unsere Seele ver-

kaufen; erwartet das nie! Eine wunderliche Nächstenliebe, mir Brod und Mehl für mein Gewissen zu bieten: denn wenn Ihr mein Gewissen dafür verlangt, verlangt ihr natürlich auch meine Seele. Brod und Mehl für meine Seele und für die Seelen der armen Kleinen!"

„Bedenkt Ihr auch, daß Ihr dem Elende unterliegen müßt?"

„Mag sein — wie Gott will."

„Und Ihr wollt sterben, während Euch Ueberfluß zu Gebote steht?"

„Ich will sterben, wenn's Gott gefällt!"

„Und Ihr wollt es ansehen, wie die armen Enkelchen wegen Euerer Hartnäckigkeit vor Hunger vergehen und in's Grab sinken?"

„Wie Gott will," antwortete James.

„Ha, Gott ist endlich gekommen!" sagte der Bibelmann bitter.

„Ja, in der That," entgegnete James ruhig und langsam. „Ihr habt Recht — Gott kommt endlich. Und merkt Euch das: Die Armen, die hier auf Erden nichts haben, die werden mit Ihm in den Himmel eingehen; und die Leute, welche von den Armen verlangen, sie sollen ihre Seelen verkaufen, und welche ungerecht an ihnen handeln, die mögen noch einige Zeit hier auf Erden bleiben, dann aber werden sie alle zur Hölle fahren. Das ist Alles. Und sehet, Cusack," fuhr er etwas bewegter fort, „Gottes Gericht kommt langsam aber sicher, ja es kommt sicher! Die Hungersnoth wir

Tausende in den Himmel senden — was brauchen sie mehr? Ist das eine Strafe? Die Hungersnoth wird auch Tausende von harten Herzen in's Elend bringen, — Herzen, für die dieses Elend eine Hölle ist und die keinen andern Himmel kennen, als irdisches Wohlsein. Ja, Gott ist gerecht, und wie Ihr sagtet, der gerechte Gott kommt in diesen Zeiten."

Abermals ging der Bibelmann seiner Wege, und der arme James Nolan sah sich in der kalten Hütte um, betrachtete seine darbenden Enkel und dachte an die Nacht, die lange Nacht, und an die Noth, die ihnen bevorstand, wenn sein Sohn mit leeren Händen zurückkommen sollte. Paddy war nämlich, als sein Weib in Ohnmacht fiel, nach Kinmacarra gegangen, um dort eine kleine Summe zu leihen.

„O, Gott ist gut!" rief der alte Mann, „Gott ist gut!"

„Nun, was macht mein Kind?" fuhr er fort, in's Schlafzimmer tretend; „und was macht meine kleine Mary?"

Der gute Alte sprach in ganz heiterm Tone, obwohl ihm das Herz recht schwer war.

„O Vater," antwortete die junge Frau, „streitet nicht mit diesem armen Cusack — ärgert Euch nicht über ihn."

„Nun, wie geht es meinem Herzchen?" wiederholte er, sich über sie hinbeugend.

„O, ganz wohl — ich bin eben im Begriffe aufzustehen," entgegnete sie.

Die gute Mary versuchte sich zu erheben, fiel aber sogleich wieder zurück.

„O, Jesus!“ rief sie.

„Sie verhungert!“ hauchte der Alte vor sich hin.

„O Gott, erbarme Dich meiner!“ betete Mary Nolan.

Der Großvater beugte sich über das armselige Bett hin und hob das Kind auf.

„Es ist ganz ruhig,“ sagte die junge Mutter; „seitdem der Vater ausgegangen, liegt es da wie ein Lamm. O! mein Kopf! Es ist mir so sonderbar, Vater Jim.“

James nahm das Kind auf den Arm, legte die magern Händchen sich um den Hals und lehnte das kleine Köpfchen an seine Schulter.

„Laßt mich die kleine Mary küssen!“ sagte die Mutter.

„Bleib' liegen, mein Mädchen,“ versetzte der alte Mann.

„Weh' mir! weh' mir!“ fuhr sie fort, „mir ist so sonderbar — der Kopf schwindelt mir! Vater Jim, sorgt für die kleine Mary, die arme kleine Mary!“

Der Kopf des Kindes fiel mit dem Gesichte auf des Alten Wange — er zitterte vom Kopf bis zu den Füßen — das Gesicht war eisig kalt! Da rannte er aus dem kleinen Gemache an die Wiege — die Nacht brach eben herein; das Feuer war nahezu erloschen; die beiden ältern Kinder lagen neben dem Heerde auf einer Handvoll Stroh.

„O Hierna! Hierna! — o Herr! o Herr!“ rief James Nolan.

Dann suchte er in den Ecken herum, raffte einige Stücke Torf zusammen, nahm ein Paar Spähne und etwas von dem Stroh, worauf die zwei Kinder schliefen. Eine helle Flamme erleuchtete für einen Augenblick die Hütte, und der Großvater eilte wieder zur Wiege hin. Er schaute hinein, drehte die Wiege gegen das Licht — und schaute wieder hinein, starr, unverwandt.

Ein tiefer Seufzer entwand sich dem Herzen des armen Greises.

„Todt!" rief er dann; „todt! Verhungert!" seufzte er mit unterdrückter Stimme und fiel auf die Kniee. In jeder Bedrängniß war es James Nolan's erste Bewegung, niederzuknieen.

„Ruhm, Ehre und Preis sei Gott dem Allmächtigen und der heiligen Jungfrau!" betete James Nolan. „Ich bin ein Sünder — ein armer Sünder bin ich!"

Lange betete der alte Mann über der Leiche des unschuldigen Kindes und weinte schmerzlich um die arme Mutter; er betrachtete die andern zu Skeletten abgemagerten Kinder, welche vor Schwäche eingeschlafen waren und noch im Schlafe nach Brod riefen, und küßte sie sanft.

„Es ist zu verwundern, daß ich noch lebe!" sagte er.

„Vater!" rief Mary Nolan leise aus dem Zimmer herüber.

„Ja, meine Liebe!"

„Bringt mir die kleine Mary."

„Ach, sie schläft so gut, das schöne Liebchen!"

„Sie hat gewiß Durst; bringt mir die Kleine herein.

„Sie hat keinen Durst; nicht im Mindesten, Herz-

chen," sagte der alte James, an die Thüre tretend. „Mary, mein Kind! der kleine Engel ist jetzt so ruhig; du mußt ihn hier lassen, daß er ein wenig schlummert, mein Mädchen. Paddy wird gewiß bald kommen, und dann kannst du aufstehen und — —" er wollte hinzufügen, „die kleine Mary nehmen," allein das alte Herz vermochte es nicht. Der Gedanke war zu furchtbar.

„O, Vater Jim, ich träumte eben," sagte sie. „Ich habe eben geträumt."

„Und was hast du geträumt, Mary?"

„Sonderbar," antwortete sie, krampfhaft lachend. „Ich träumte, die kleine Mary sei todt — das arme Kind!"

„Todt!" wiederholte der alte Mann und schauderte zusammen.

„Ja, wahrhaftig, mir war's, als sei sie verhungert — weh mir! mein Kopf!"

„Gott ist gut!" sprach James Nolan.

Und der arme Greis sank in der kalten, finstern, trostlosen Hütte auf die Kniee nieder, seine Rechte auf die Wiege des todten Kindes legend.

„O, du gute, kleine Mary," flüsterte er. „Du schöner Engel, bete für deine arme Mutter, für Bruder und Schwester, bete für deinen Vater. O, bete für sie, — bete für sie! — Gottes Hand liegt schwer auf ihnen! Und bete auch für Großvater und Großmutter! Du bist jetzt glücklich, mein Kind."

Während er noch redete, hörte man Fußtritte vor der Thüre, und bald darauf trat eine Frau ein.

„Gott behüte euch alle!“ grüßte die Eintretende.

„Gott behüte Euch,“ antwortete James leise.

„Ich glaub' gar, Ihr kennt mich nicht, Nolan?“

„Ach, Biddy, ich fange an, schwach und einfältig zu werden; aber ich sollte Euch freilich kennen, besonders in dieser Zeit.“

„Gewiß solltet ihr die arme Biddy kennen, die Euch manches Stück Brod und manchen guten Dienst verdankt.“

„Still, Biddy! nein, ich bin es, der in Euerer Schuld ist — tief in Euerer Schuld, wahrhaftig, Schwester!“

„Wie befindet sich die junge Frau und das Kind?“

James legte den Finger auf den Mund und führte Biddy zur Wiege hin.

„Jesus Christus!“ rief die Alte.

„Verhungert!“ flüsterte James. „Verhungert, — und wir werden ihm alle nachfolgen.“

„Ach, Herr Nolan!“

„Gottes heiliger Wille geschehe!“ sprach der Großvater.

Die arme Biddy Browne wußte recht gut, wie es mit dem alten James Nolan stand. Sie hatte seinen Sohn gebrochenen Herzens und fast verzweifelnd, die Hände zum Himmel erhebend und um Hülfe flehend auf dem Wege getroffen. Seine Kleider waren durchnäßt, er war todtenblaß und ganz erschöpft. Er war in zwei, drei, vier Häusern gewesen, wo brave und wohlwollende Nachbaren wohnten; allein diese sahen dem kommenden Morgen selbst mit Schrecken entgegen, da sie jede Stunde von

Tod, von nichts als Tod hörten. Sie weinten mit ihm oder flohen vor ihm — nur ein Einziger konnte ihm eine Unterstützung bieten, und diese war klein genug. Als er der alten Biddy begegnete, hatte er sich eben entschlossen, seinen einzigen Rock zu verkaufen und mit dem unbedeutenden Erlös nach Hause zurückzukehren. Rasch erzählte er ihr seine Absicht und die Lage seiner Familie, und eben so rasch war sie entschlossen, zu handeln. „Eben wollte ich zum alten Nolan hinüber," sagte sie; — die alte Biddy machte sich kein Gewissen daraus, eine unschuldige Lüge zu sagen, um die Gefühle des braven Burschen zu schonen. — „Jemand, der ihm einen Thaler schuldet, hat mich beauftragt, ihm denselben zu bringen, und nun gehe ich vorerst nach Kinmacarra, um Einiges einzukaufen, was die Familie vielleicht nöthig hat. Und," fuhr Biddy fort, „vielleicht könnt Ihr auch einen Shilling brauchen"; dabei griff die Alte in die Tasche und zog das Geld hervor.

„Gott ist immer gut!" rief Patrick, die arme Biddy bei der Hand ergreifend, und nahm die angebotene Münze. „Biddy," sagte er, „ich weiß, wer das Geld meinem Vater schuldet und wer es ihm bezahlt," und Patrick Nolan's Augen füllten sich mit Thränen, während er zitternd der Bettlerin die Hand drückte, — er durchschaute Biddy's freundlichen Betrug. „Nun lauft, Biddy, um der Seele Euerer Tochter willen, lauft! O, lauft nach der Schlucht zu dem alten Hause, wo wir in frühern Zeiten so schöne Winterabende verlebten. Lauft, um Gotteswillen! Ich verließ es, als mein

Kind bleich wurde und die arme Mary in Ohnmacht fiel. Sagt ihnen, ich ginge ein wenig in der Gegend herum. Ich will Arbeit suchen — oder mich selbst verkaufen, — oder will betteln — oder — O Biddy! um Gottes gebenedeiter Mutter willen, lauft!" und der junge Mann küßte der Bettlerin die braune Hand.

So war Biddy auf die Lage vorbereitet, in welcher sie die Nolan's finden würde. „Die jungen Leute sind ehrlicher Eltern Kinder, und ich erinnere mich noch recht gut, daß der alte James der Stolz der Gemeinde war, und daß die Bettler Sonntag hatten, wenn sie zu James Nolan's Vater in's Haus kamen. Nun habe ich des kleinen Eddy ganze Baarschaft und besitze selbst beinahe ein Pfund — wäre es da nicht Unrecht von mir, die Nolan's darben zu lassen?" sagte sie zu sich selbst; und gar Mancher, dem Himmel sei's gedankt, meint es ebenso wie die arme Biddy.

Und so brachte die Bettlerin Lichter mit und Kohlen und Torf, auch Mehl und Brod; und es war zu verwundern, wie sie so viele Dinge hatte mitbringen können. Sie ging an das Bett der alten Frau Nolan und tröstete dieselbe; sie weinte mit ihr über das Elend der letzten Wochen und sprach davon, wie Andere noch viel schlimmer gelitten als sie, und wie auch die gebenedeite Jungfrau gelitten habe, obwohl sie ohne Sünde war, und wie Alles, was wir litten, nur zu unserm Besten diene. Dann trat sie zu der jungen Mutter und beredete sie, ein wenig Thee zu nehmen; — es war freilich ein recht armseliger Thee, allein ihr schien er doch ganz vor-

trefflich. Der Geist der Leidenden war irre; sie schien in einem Fieber zu liegen und sprach durcheinander von ihren Kindern und von ihrem Manne, und von einem prächtigen Mahle, bei dem sie mit den Heiligen gesessen habe. Mit einem wahrhaft himmlischen Lächeln ihr schönes Auge auf Biddy Browne heftend, sagte sie: „So gewiß, als Ihr da seid, Biddy Browne, sah ich meine kleine Mary unter ihnen — o! sie war so strahlend schön, und obwohl sie mir meine Kleine nicht zurückgeben wollten, als ich sie darum bat, so war ich doch zufrieden. Biddy, ich wollt', ich wär' bei meiner kleinen Mary — freilich, der arme Paddy würde recht verlassen und einsam sein — nicht wahr? Ach, Biddy, mein Paddy ist so gut — so gut!" Dann sang sie mit kaum hörbarer Stimme:

„Mein Geliebter ist das Leben
Für mein warmes junges Herz;
Standhaft liebt es ihn und zärtlich,
Unbeirrt in Freud' und Schmerz.

Ach, ich kann diese englischen Lieder gar nicht mehr behalten! Biddy, bringt mir die kleine Mary —

Ein Kindlein lag im Schlummer

— wollt Ihr, Biddy?" Und dann schweiften ihre Gedanken wieder auf andere Dinge ab.

Als der nächste Morgen graute, sah man den alten James Nolan mit einem kleinen, roh von ungehobelten Brettern zusammengenagelten Sarge den Weg nach Kinmacarra hinansteigen. Ein dichter kalter Nebel lag über Berg und Thal; das schmutzige Wasser des Baches, welcher

durch die Schlucht floß, war hier und da ausgetreten und hatte den Weg überschwemmt.

Der arme Greis war sehr niedergeschlagen; er fühlte sich schwach und elend. Seinen Bart hatte lange kein Messer mehr berührt, seine Wangen und Augen waren eingesunken, und dazu hatte er keinen Rock — nichts bedeckte seine Schultern, als ein zusammengeflicktes Stück Decke, welches die traurige Bürde, die er unter dem Arme trug, mit seinen Falten verhüllte. Er schaute gerade vor sich hin und betete beständig: „Gegrüßt seist du, Maria!“ Bisweilen jedoch entrang sich seiner Brust ein tiefer, tiefer Seufzer.

Der alte Mann mochte eine gute halbe Stunde weit gegangen sein, und die Dämmerung war einem trüben Morgenlichte gewichen, als er fühlte, wie ihn die Kräfte allmälig verließen. Die alten Kniee fingen an zu zittern und das arme Herz immer heftiger zu pochen, als hätte es zu viel gelitten. „Allmächtiger Vater!“ seufzte er, als der Gedanke seinen Kopf durchkreuzte, er möchte unfähig sein, weiter zu gehen. „Heilige Mutter Maria!“ rief er und ließ sich auf einen Felsblock am Ufer des Baches nieder. „O Herr, gib mir Kraft,“ betete er leise, während er nach Athem rang.

James wurde von Gott erhört, und Gottes heilige Mutter hatte für ihn gebetet, wie er später sagte; denn als er aus der Bewußtlosigkeit, in die er gefallen war, endlich erwachte, fand er sich in den Armen eines ärmlich gekleideten jungen Mannes, und der kleine Sarg

stand neben einem Spaten zu seinen Füßen. Der arme Greis kam bald wieder zum vollen Bewußtsein, und der Anblick eines theilnehmenden Menschen gab ihm neuen Muth. „Euch hat mir Gott gesendet! Euch hat mir Gott gesendet und Seine gebenedeite Mutter!" waren die ersten Worte, die er hervorbrachte.

Nach einer kurzen Unterredung half der Fremde James über den Bach, und beide betraten das angrenzende Feld. Der Fremde fing an zu graben und ruhte nicht, bis er eine tiefe, tiefe Grube fertig hatte, während der alte Mann neben ihm saß und ihn bat, immer noch tiefer zu graben. Der arme James weinte, und auch des jungen Mannes Augen füllten sich mit Thränen, denn er fühlte Mitleid mit dem Jammer des unglücklichen Großvaters. Hierauf nahm der Fremde den kleinen Sarg, der vor dem offenen Grabe stand, und während der Alte kniete, Hände und Augen gen Himmel erhoben, die grauen Haare von Regen triefend und die durchnäßten Lumpen fest an seinem zitternden Körper anklebend, ließ er die Leiche des Kindes feierlich in das tiefe Loch hinab, bedeckte sie mit Erde und legte die welken Rasenstücke sorgfältig wieder an ihre Stelle. Dann kniete er neben dem Armen nieder, den er unterstützt und gerettet hatte, und beide beteten miteinander.

Der junge Landmann war jedoch damit noch nicht zufrieden; er erbot sich auch, den Greis nach Hause zu begleiten. Der Alte bedurfte wirklich dieser liebevollen Sorgfalt des Fremden, denn auf die übermäßige Anstrengung war eine so außerordentliche Schwäche ge-

folgt, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, allein heimzukehren. So traten sie denn zusammen den Heimweg an, und wenn sie eine Höhe erstiegen, unterstützte der Fremde den alten Mann nach Kräften.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als Cusack der Bibelleser sie einholte. Er schien über den höchst erschöpften Zustand des alten Nolan zu erschrecken. Mit ungewohnter Achtung und Theilnahme näherte er sich ihm und reichte ihm die Hand; doch Nolan bemerkte ihn gar nicht, so sehr war er in seine düstern Gedanken versunken.

„Nun, mein lieber Nolan, wo waret ihr denn an diesem unfreundlichen Wintermorgen?" fragte Cusack.

James erhob seine Augen; er las in den Zügen des Redenden aufrichtige Theilnahme und antwortete daher: „Ich habe so eben die kleine Mary gepflanzt". *)

„Euere kleine Enkelin, das liebe flachshaarige Mädchen?"

„Sie ist gestorben," sagte Nolan.

„Was hat ihr denn gefehlt?"

„Sie ist verhungert," entgegnete James ruhig und schaute Cusack fest in's Gesicht.

„O Herr des Himmels!"

„Ja, Herr Cusack, die kleine Mary ist den Martyrertod gestorben gleich den heiligen unschuldigen Kindern, Gott sei's gedankt! Wenn sie noch so lange gelebt

---

*) Wörtliche Uebersetzung des irischen Ausdrucks: „Vi me cuire Mutre beg."

hätte, einen seligern Tod würde sie nicht gehabt haben!" Und der Alte blickte andächtig zu dem düstern Himmel auf.

„Ihr könntet die Hülle und Fülle haben, wenn Ihr wolltet, Nolan," bemerkte Cusack kopfschüttelnd.

„Und den Fluch Gottes dazu!" versetzte der alte Mann schaudernd.

„Nun, nun!" rief der Abtrünnige.

„Hört, Herr Cusack!" begann der arme James mit einer fast wunderbaren Kraft; „Ihr wißt, ich bin nur Einer von den Hunderten und Tausenden, welche tagtäglich ihre Söhne und Töchter hinwelken und dem Grabe zuwanken sehen. Aber wir folgen freudig ihrer Leiche, denn wir wissen, sie sind um Gottes willen gestorben! — — — Ach, Herr Cusack, von selbst hat ein Herz die Kraft nicht, ein so schweres Kreuz zu tragen; und Ihr wißt es gut genug, die Religion, für die man Euch bezahlt, kann ihm diese Kraft nicht geben. Doch verzeihet, Herr Cusack — verzeihet einem armen alten Manne — der Tag wird kommen, wo Ihr die ganze Welt darum geben würdet, wie die kleine Mary gestorben zu sein."

Der standhafte Greis hatte Recht. Es gab Hunderte und Tausende, für die der Tod durch Henkershand eine Gnade gewesen wäre; denn Monate lang sahen sie die Arme des Todes offen, bis sie langsam Einer nach dem Andern davon umschlossen wurden. Selbst in den Tagen des Diocletian gab es kein schwereres Martyrthum. Aber „die dunkelste Stunde der Nacht ist dem Morgenroth am nächsten."

Seltsame Nachrichten erwarteten den alten James Nolan zum Willkommen — vielleicht auch zur Belohnung, als er in seiner Hütte ankam. Beim Eintritte wurde der gute Mann gleich von Biddy Browne, der Bettlerin, empfangen, die ihn ohne viele Worte in die Arme schloß und zu wiederholten Malen ungestüm küßte.

„Gott ist gut! o, Gott ist gut! Viel Glück für Vater Jim, und Unglück auf all seine Feinde!“ rief Biddy triumphirend und Cusack, welcher mit den Andern eingetreten war, unwillig ansehend.

„Was gibt's? — was gibt's, Biddy?“

„Ehre und Preis sei Gottes gebenedeiter Mutter!“ sprach die alte Frau Nolan. „Ach! nicht wahr, sie hat für uns gebetet?“

„Da ist der Mann, der all die Nachrichten hat, und 'nen Brief, und Geld! Seht ihn nur an; kennt Ihr ihn nicht mehr? Es ist Paddy Hynes.“

„Paddy! Paddy! Der armen Peggy guter, braver Mann — o, willkommen im alten Lande!“ rief James freudig überrascht.

„Ich hab' auch einen Brief an Euch und fünfzig Pfund Sterling von Euerm Sohne,“ sagte Paddy Hynes und schlang seine beiden Arme um des alten Mannes Hals.

James sank ohnmächtig dem Fremden in die Arme. War es zu verwundern?

Allein dieser Morgen brachte noch mehr Neues und noch mehr Glück. Mary Nolan war rasch wieder zu vollem Bewußtsein gekommen, und was das Wunder-

barste von Allem war, ihr Traum, in welchem sie ihr Kind im Himmel gesehen, hatte für sie eine solche Wirklichkeit gewonnen, daß sie nicht anders wußte, als ihr Kind sei todt. Augenscheinlich hatte sie, als sie sich zuletzt von ihm trennte, eine Ahnung von seinem Schicksale, und ihr Geist war unter dem erdrückenden Glauben an seinen traurigen Tod erlegen. Sie war ruhig und dankerfüllt, als sie ihre kleine Familie vor dem schrecklichen Loose gerettet sah, das ihr gedroht hatte.

„Bei meiner armen Seele!“ schrie Biddy, „bei meiner armen Seele! kommt dort nicht Paddy Nolan die Straße herauf? Seht, er klatscht in die Hände vor Freude, und Vater Mick ist bei ihm! Ehre sei Gott!“

James Nolan bekreuzte sich, Cusack erblaßte und wurde ganz verwirrt.

„Den Segen, Vater!“ rief Biddy, an der Thüre auf die Kniee sinkend; „Ihren Segen!“

„Der Segen Gottes komme über euch alle, die ihr hier seid, über Alle und Jeden!“ sagte der alte Vater Mick mit einer Miene, so heiter wie Sonnenschein.

„Gute Neuigkeiten!“ jauchzte der junge Nolan.

„O Vater!“ rief der alte James, „Sie sind uns immer als ein Engel Gottes erschienen; Sie hungerten, wir wußten es Alle, bevor Einer von uns Mangel litt.“

„Still, Ihr alter Schwätzer,“ versetzte Vater Mick freundlich. „Erinnert Ihr Euch nicht an die Zeit, da wir beide noch Knaben waren? Geht jetzt und zieht einen ordentlichen Rock an,“ fuhr er fort, ihm ein Bün-

del Kleider zuwerfend, „und betet um glückliche Tage für die Moore's von Moorfield!"

„Die Moore's von Moorfield, Vater? Was ist's mit den Moore's?"

„Jedermann kommt wieder zu seinem Eigenthum. Der alte Boran hat Moorfield der ‚Blume des Thales' und ihrem Bruder vermacht, und dazu noch zehntausend goldene Guineen."

„O Mutter Maria!" rief Biddy, von Neuem auf die Kniee fallend.

„Und Biddy Browne muß noch heute in das große Haus hinüber, um Alles zu ordnen und herzurichten," fuhr der Priester fort.

„Ich, Vater? Gewiß? Barmherziger Gott!"

„Gehe hin, du treue Alte," sagte Vater Mick mit weicher Stimme. „Biddy!" rief er ihr nach.

„Herr?"

„Erinnerst du dich des blassen Mannes in Clonmel?"

„Ja, Herr."

„Er ist gestorben."

„Gott sei ihm gnädig!"

„Und hat Eddy dreihundert Pfund vermacht."

„Dreihundert Pfund! — Dreihundert Pfund für Eddy?"

„Ja, so ist's."

„O, Mord und Tod! Oh! Oh!" rief Biddy und fing heftig an zu weinen und sich an die Brust zu schlagen. „Gott sei gepriesen!" Mehr konnte die arme Biddy nicht hervorbringen; sie war ganz außer sich.

„Ich dachte, die Frau, welche meine liebe Peggy bis zu ihrem Tode verpflegt hat, sollte unter meinem Dache wohnen," sagte der Mann aus Amerika, und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Ihr werdet wohl mit Euerm Töchterchen bei Ailey leben," meinte Vater Mick. „Doch wo ist der unglückliche Cusack?"

„Er schlüpfte eben zur Hinterthüre hinaus," antwortete der alte Nolan, „und weinte recht bitterlich."

„Er wird gewiß noch in den Schooß der alten Kirche zurückkehren!" sprach der Pfarrer und fügte mit einem frommen Blicke nach Oben hinzu: „O Gott! Du bist voller Güte in Deinem Walten! Du bist voller Güte!"

Vierundzwanzigstes Capitel.

Auch Forde noch einmal.

Herrn Gaspard Tackle haben wir noch nicht kennen gelernt; er war aber eine sehr wichtige Persönlichkeit: der Director des Gefängnisses, in welchem Forde der Vollziehung des über ihn verhängten Todesurtheiles entgegensah, und in welchem auch Joyce Snapper bis zu seiner Deportation nach Botanybay gesessen hatte. Man hatte Forde auf sein eigenes Geständniß hin verurtheilt, während Snapper erst in Folge einer anderweitig erwiesenen Anklage über die See geschafft wurde. Jedermann hielt zwar Snapper für den eigentlichen Urheber der Ermordung Skerin's, und, seinen eigenen wohlbe-

zahlten Vertheidiger ausgenommen, sagten es auch Alle Herrn Snapper offen in's Gesicht, sowohl die Beamten, welche ihn während des Ganges der Untersuchung kennen lernten, als auch die Privatpersonen, die sonst mit ihm zu thun hatten. Obwohl nun nach Sinn und Wortlaut des Gesetzes Forde kraft seiner eigenen Aussage gehängt werden mußte, so war doch kein gesetzlicher Grund vorhanden, auf dieselbe Aussage hin auch den Ex-Friedensrichter zu hängen! Aber wegen anderer, kleinerer Vergehen hielt man es doch für gut, Snapper's Talenten und Tugenden einen Wirkungskreis bei den Antipoden anzuweisen. Außer der Unterschlagung von Geldern wurde ihm nämlich nachgewiesen, daß die Waffen, welche man an verschiedenen Orten gefunden hatte, und die Snapper als Beweis von Verschwörungen und beabsichtigten Ruhestörungen anführte, von ihm selbst oder seinen Helfershelfern dort versteckt worden waren, wo sie gefunden werden sollten. Es gereichte dem Richter, den Geschworenen und dem Publicum zu großer Befriedigung, daß sich eine Summe solcher kleinen Sünden herausstellte, die genügend war, den allgemeinen Haß gegen Herrn Snapper zu rechtfertigen. Es ist nicht abzusehen, was noch geschehen wäre, wenn sich nicht auf diese Weise hinlängliche Gründe gefunden hätten, um Snapper verurtheilen zu können; denn wenn einmal die „öffentliche Meinung" verlangt, daß „dem Gesetze Achtung verschafft werde", dann wehe dem, welcher vor den Schranken des Gerichtes erscheinen muß!

Herr Gaspard Tackle, der würdige Director des

Gefängnisses hatte sich als kluger und belesener Politiker seine eigenen Ansichten über diese Geschichte gebildet. Herrn Joyce Snapper sah er ungern scheiden; derselbe hatte nach seiner Meinung eine ausgemachte Zuchthaus-Physiognomie und einen Hals, der für den Henker geschaffen war. Dagegen drückte er häufig, wenn auch mit Vorsicht, sein Bedauern über die Verurtheilung des unglücklichen Forde aus, welche er „für einen Irrthum, ja selbst für einen Mißgriff" hielt — Herr Tackle gebrauchte diese Phrase stets mit Vorliebe, wenn er seine Ansichten über eine Sache aussprach.

Herr Tackle saß eines Tages, mit Durchlesung von Papieren beschäftigt, in seinem Stübchen im zweiten Stockwerke, welches eine Aussicht über viele Mauern darbot, die, sich in verschiedenen Richtungen kreuzend, mehrere Hofräume, Schoppen, Gänge und einen Garten umschlossen. Innerhalb der Höfe sah man ein buntes Durcheinander von Menschen, die sich ebenso durch ihre Kleidung wie durch ihr Alter unterschieden, theils einzeln, theils in Gruppen beschäftigt. Sie drehten Taue aus Werg, schoben Karren, schöpften Wasser, arbeiteten auf der Tretmühle und handthierten allenthalben mit einem Eifer, der die strenge Aufsicht des Directors im klarsten Lichte zeigte. In dem Garten ging ein Mädchen auf und ab, das ein Kind auf den Armen trug, und an deren Schürze sich zwei andere festhielten — es waren die Kinder des Directors mit ihrer Wärterin.

Da trat ein Mann mit niedriger Stirne, mächtigen Brauen und mit Augen, die Bleikugeln ähnlich

sahen, zur Gartenthüre herein und sprach mit dem Dienstmädchen, das, nebenbei gesagt, ein ganz frisches Gesicht hatte. Herr Tackle war ein Mann, der Alles sah, wie er sich selbst oft rühmte, und so hatte er denn auch jenen Vorgang bemerkt. Er schob das Fenster auf und streckte seinen Kopf mit der Pelzkappe, dem rothen Gesichte und dem grauen Schnurrbarte hinaus.

„Nun, was gibt's, Johnson?" fragte der Director.

„Ein Mann von der Polizei ist draußen und will Nancy sprechen, Euer Gnaden."

„Ei!"

„'s ist ein Sergeant, Herr; er sagt, er habe ihr was Besonderes zu sagen."

„Wie heißt er?"

„Sharkey, von Londonderry, Herr."

„Er mag hereinkommen."

Bald nachdem der Portier sich zurückgezogen hatte, trat Sergeant Sharkey in den Garten. Er kannte Nancy's ganze Familie sehr genau und brachte ihr Nachrichten von ihrem Bruder in Jamaica; dann überreichte er ihr ein goldenes Armband — von purem echtem Golde mit eingeflochtenen Haaren — als Geschenk von Jemand, bei dessen Namen sie erröthete. Herr Tackle, der während der Ueberreichung des Armbandes eingetreten war, ergötzte sich außerordentlich an Nancy's Verlegenheit und stellte allerlei Fragen über sein „liebes Londonderry". Sergeant Sharkey beantwortete dieselben zu seiner größten Zufriedenheit. Als sich Sharkey entfernt hatte, behauptete der Director, er würde einen

Mann aus Londonderry unter Tausenden kennen; es sei ein vortrefflicher Menschenschlag. Er war selbst in Londonderry zu Hause.

Sergeant Sharkey ging, als sich die Pforte des Gefängnisses hinter ihm geschlossen, in gemächlichem Paradeschritte durch viele Straßen, Gassen und Gäßchen. Endlich blieb er in einem entlegenen Gäßchen stehen, sah sich, wie die Polizeidiener zu thun pflegen, nach allen Seiten hin spähend um, und trat dann in ein ärmlich aussehendes Haus, wo er beinahe den ganzen Nachmittag zubrachte.

Etwa um 4 Uhr desselben Nachmittags ritt ein Dragoner über die Straße, welche vom Park zur Stadt hinführt. Ein Bedienter in Livree mit gepuderter und gekräuselter Perrücke, gelben Stiefelaufschlägen und weißen Strümpfen rief ihn an: „Ihr reitet als Ordonnanz auf den Fitzwilliam-Platz?"

„Ja."

„Wenn Ihr an dem Gefängniß vorbeikommt, sollt Ihr dort dieses Schreiben vom Staatssecretair abgeben." Dabei überreichte er ihm einen großen Brief in dem bei amtlichen Schreiben üblichen blauen Couvert und mit dem großen Amtssiegel. „Ihr müßt nach dem Director fragen und das Schreiben ihm selbst übergeben."

„Sehr gut."

„Dafür schickt Euch Seine Gnaden dies Halbkronenstück."

„Ich danke."

Eine halbe Stunde später scharrte das stattliche Roß des Dragoners den Boden vor der Pforte des Strafhauses. Auf sein ausdrückliches Verlangen kam der Director schnell herbei, und als er von der Ordonnanz das Schreiben entgegennahm und erfuhr, dasselbe sei von Wichtigkeit und zu seinen eigenen Händen abzugeben, da ward sein Gesicht noch einmal so roth wie gewöhnlich, und er schob die Pelzmütze noch einmal so stolz auf seinem Kopfe zurecht.

Die Ordonnanz ritt nach dem Fitzwilliam-Platze und der Director kehrte auf sein Zimmer zurück. Daselbst angelangt, legte er das Schreiben auf den Tisch — gerade mitten auf den Tisch —, zog den Armstuhl herbei, ließ sich nieder und nahm langsam seine Brille aus der Tasche. Hierauf besah er das Siegel, gleich als hätte er nie zuvor ein solches gesehen, und rieth dann hin und her, was wohl der Inhalt des Schreibens sein möge; er vermochte es nicht über sich zu bringen das Siegel sofort aufzubrechen und damit seine tausenderlei bunten Vermuthungen zu zerstreuen. War vielleicht eine Klage gegen ihn eingelaufen? — Sollte das möglich sein? Als ihm dieser Gedanke durch den Kopf ging, ließ er sogar seinen ursprünglichen Entschluß fallen, das Couvert aufzuschneiden und das Siegel unverletzt zu lassen. Er riß den Brief auf, warf das Couvert in den Papierkorb und las:

„An den Director des Dubliner Gefängnisses.

„Mein Herr! — Ich bin von Seiner Excellenz dem

Lord-Statthalter beauftragt, Ihnen die vertrauliche Mittheilung zu machen, daß er seine Abreise nach London bis morgen aufgeschoben hat und zwar in der Absicht, den Gefangenen Forde zu verhören, welcher im Stande sein soll, über einige wichtige Punkte Aufklärungen zu geben. Zwei Polizeidiener werden sich morgen früh Schlag sieben Uhr bei Ihnen melden, und diesen werden Sie den Forde zur Bewachung übergeben. Sie werden indeß Sorge tragen, daß ihn die Polizeidiener gut schließen und daß sich beide zu ihm in den Wagen hineinsetzen. Seine Excellenz ist von Ihrem Eifer in der Erfüllung Ihrer Pflichten in Kenntniß gesetzt worden. Im Auftrag Seiner Excellenz

Ihr ergebenster G. Balhem."

Wenige Menschen in der irischen Hauptstadt verlebten einen vergnügtern Abend, als der Director Tackle. Er herzte seine Kinder zu wiederholten Malen ohne alle Veranlassung, schenkte Nancy einen Shilling, versprach seiner Frau einen neuen Hut und ging allenthalben im Gefängnisse herum, wo immer ein menschliches Wesen anzutreffen war, mit dem man sprechen konnte; ja selbst in den Krankensaal kam er zum großen Schrecken der alten Krankenwärterin, die schon fürchtete, aus dem Dienste entlassen zu werden, da sie ihn hier nie zuvor gesehen hatte. Manchem seiner Untergebenen flüsterte er zu, er werde nun bald in der Lage sein, ihnen einen Dienst erweisen zu können — und zu mehr denn Einem sprach er in sehr vertraulichem Tone von „seinem Freunde", dem Lord-Statthalter von Irland.

Am andern Morgen war Herr Tackle schon sehr früh aus dem Bette, ging im Hause herum, inspicirte und ertheilte Befehle und brachte durch seinen Diensteifer Alles in Unruhe und Verwirrung. Ein Viertel vor sieben Uhr stand er bereits in der Stube des Thorschließers; es wurde ihm ungeheuer lang, bis die Glocke sieben schlug.

Noch war der letzte Schlag der ersehnten Stunde nicht verklungen, da fuhr auch schon eine Miethkutsche an der Pforte des Gefängnisses vor; der schwere Klopfer pochte an die Thüre, rasselnd antwortete dem Klopfer ein gewaltiger Riegel, der Kutschenschlag flog auf und zwei von Ihrer Majestät Polizeidienern stiegen aus. Sie traten in das Haus; Herr Tackle freute sich sehr, als er in dem einen derselben den Sergeant Sharkey erkannte, denselben, welcher Tags zuvor Nancy besucht hatte. Der Begleiter Sharkey's war ein hübscher Mann von etwa 25 Jahren und von strammer soldatischer Haltung. Sergeant Sharkey berührte seine Mütze und überreichte ein Schreiben.

„Alles in Ordnung," sagte der Director. „Sie sahen heute den Staatssecretair?"

„Jawohl," antwortete der Sergeant.

„Sagte er nichts?"

„Nein, nichts."

Der andere Polizeidiener blickte seinen Begleiter mit einem Lächeln an, als wollte er sagen: „Doch — Sie vergessen; er hat etwas gesagt." Sergeant Sharkey schien auf diesen Wink hin sich plötzlich zu besinnen.

„Ach, ja," sagte er dann lächelnd; „ach, ja, Herr Director! 's mag nun Gutes oder Uebeles bedeuten, aber der Herr sagte, Sie würden wohl die längste Zeit hier gewesen sein. War's nicht etwas der Art?" fragte der Sergeant seinen Amtsgenossen.

„Ganz richtig."

Alle drei begaben sich nun in die Zelle Forde's, der weit erbärmlicher aussah, als je zuvor, und das will viel sagen. Er saß zusammengekauert und in seine Bettdecke gehüllt in einem Winkel und betete.

Bei dem Anblicke der Polizeidiener mit den Fesseln fuhr er scheu empor, beruhigte sich aber einigermaßen, als man ihm versicherte, er solle nicht gleich gehängt werden, sondern erst noch ein Verhör bestehen. Der Sergeant fügte noch den Trost bei, wenn das Verhör ganz befriedigend ausfalle, werde wahrscheinlich sein Leichnam nicht der Anatomie, sondern dem Prediger Salmer zu einem christlichen Begräbnisse überlassen werden. Bei dieser boshaften Bemerkung sah Forde den Sergeanten mit einem eigenthümlichen Blicke an, sagte aber nichts.

Als der Gefangene in die Miethkutsche gebracht war, schlug Sergeant Sharkey seinem Begleiter vor, er solle sich außen aufsetzen, während er selbst im Innern Platz nehmen wolle, um den Gefangenen zu überwachen. Dagegen erhob jedoch der Director sogleich Einsprache und bemerkte, nach dem Schreiben des Staatssecretairs hätten beide Polizeidiener sich zu dem Gefangenen in die Kutsche zu setzen.

„Aber —“ wendete der Sergeant ein.

„Aber, Sergeant,“ entgegnete der Director ernst und legte seine Rechte mit Nachdruck auf dessen linke Schulter, „es ist ausdrücklich so vorgeschrieben.“ Dabei nahm er eine sehr wichtige Miene an.

„Gut denn,“ erwiderte der Sergeant. „Voran!“

An der Straßenecke entstand ein Aufenthalt, da die Miethkutsche zweien andern begegnete und alle drei sich aneinander festfuhren. Es gab ein wirres Durcheinander, ein Hin- und Herlaufen, dazwischen Fluchen und Lachen. Es waren aber nur wenige Leute auf der Straße, die sich an dem Auftritte hätten ergötzen können; denn es war ein rauher Decembertag und regnete ein wenig. Der Knäuel löste sich indeß nach einiger Zeit, und die drei Kutschen fuhren jede in einer andern Richtung davon.

Forde und seine Begleiter wechselten kein Wort mit einander; die Miethkutsche rollte sehr rasch dahin, fuhr aber länger, als nöthig war, den Park oder das Schloß zu erreichen. Während der ganzen Zeit betete Forde still vor sich hin und zwar — den Rosenkranz.

Als sie gen Mittag unter einem Schlagbaume durchfuhren, trat ein Polizeidiener an den Kutschenschlag heran — er hatte die Uniform seiner Collegen erkannt, und dann ist ja diese Zunft überhaupt sehr neugierig. Der jüngere unserer beiden Polizisten fuhr auf, setzte sich jedoch sogleich wieder neben Forde, den er in seiner Ecke fast zu Tode drückte. Sergeant Sharkey aber legte seine Hand, deren Finger mit Ringen von geringem Werthe

bedeckt waren, auf den Kutschenschlag, streckte den Kopf aus dem Fenster, so daß er mit seinen Schultern das Innere des Wagens ganz verdeckte, und sagte sehr vertraulich: „Guten Morgen! Wie geht's!"

„Gut. Wohin fahrt Ihr denn, und wen habt Ihr bei Euch?"

„Wir haben etwas Wichtiges in Dublin zu thun gehabt."

„Was denn?"

„Wir haben um eine Gehaltszulage petitionirt."

„So? Und was hat man in Dublin dazu gesagt?"

„Ei, 's ist schon so gut wie zugestanden."

„Wahrhaftig?"

„Jawohl!"

„Potz Blitz! — Wo steht Ihr?"

„In Enniscorthy."

„Ei, dahin will ich eben auch."

„Dann könnt Ihr ja mitfahren."

„Laßt 'mal sehen, ob ihr Platz habt."

Der fremde Polizeidiener hatte sich eben auf das Rad geschwungen und wollte in den Wagen hineinschauen, als Sergeant Sharkey mit der Hand eine hastige Bewegung machte, um auf ein auf dem nahe Felde weidendes hübsches Pferd hinzuweisen und dabei, natürlich ganz zufällig, dem Fremden den Helm abstieß, welcher unglücklicherweise in den Koth rollte.

„Ach, wie ungeschickt! Doch 's macht nichts, geht in's Haus und fahret einige Mal mit der Bürste darüber. Haltet uns nur nicht lange auf; vergeßt auch nicht, den Säbel umzuschnallen."

„Ah, da habt Ihr Recht.“

Und der königliche Constabler ging mit seinem schmutzigen Helme über die Straße nach der Polizeikaserne zurück. Er beschleunigte seine Schritte möglichst; allein bevor er noch die Thüre seines Quartiers erreicht hatte, vernahm er das Rollen der davon fahrenden Miethkutsche. Als er sich umwandte, sah er zu seinem großen Aerger, wie der schelmische Sergeant Sharkey Kopf und Schultern zum Wagenfenster hinausstreckte und seinem getäuschten Cameraden mit dem unverschämtesten Hohne Kußhändchen zuwarf, indem er rief: „Lebt wohl! Wir werden einige Meilen weiter vorwärts auf Euch warten. Lebt wohl!“ Die Kutsche aber rollte davon. Erst lachten der Sergeant und sein Begleiter sich herzlich satt, dann aber schienen sie in ein tiefes Nachdenken zu versinken.

Der Sergeant brach endlich das Stillschweigen mit der Frage: „Ich meinte, Forde, Ihr wäret Protestant geworden?“

„Leider!“ antwortete Forde.

„Seid Ihr denn wieder zu Euerer Kirche zurückgekehrt?“

„Im Herzen bin ich nie protestantisch geworden, und jetzt muß ich bald sterben, wie Ihr wißt.“

„Ihr wollt also nicht in der englischen Kirche sterben?“

„Ich habe ohnedies Sünden genug auf dem Herzen. Ich will damit den Protestanten nichts Böses nachsagen,“ fügte Forde schüchtern hinzu, „aber ich möchte doch nicht mit einer Lüge auf der Zunge sterben.“

„Ihr könnt ja noch begnadigt werden; mache ich aber von Euerer Sinnesänderung Anzeige, dann werden sie Euch ohne Umstände aufknüpfen."

Der Gefangene schüttelte den Kopf.

„Ja, ja — ich werde es anzeigen, ich werde Alles sagen!"

Forde stieg das Blut in die blassen Wangen; er sah mit einem Mal Sharkey offen und kühn in's Gesicht. „Gut, thut das nur; der Tod wird dann eine Buße für meine Sünden sein. Thut es nur!"

„Ihr seid entschlossen?"

„Ich will unter dem Beistande des Priesters sterben, der mich getauft hat. Wäre ich immer seinem Rathe gefolgt, so wär' ich nicht hier."

„Gut also."

„Bravo, Forde!" rief der jüngere Polizeidiener, „bravo, Forde!"

Sieben volle Stunden dauerte die Fahrt; die Reisenden hielten nur bisweilen an, um die Pferde zu tränken, stiegen aber nie aus. Die Polizeidiener nöthigten Forde oft zum Essen und fütterten ihn mit ihren eigenen Händen. Er aß wenig, trank aber um so bereitwilliger, — hatte er doch lange keinen Grog mehr gekostet. Der Weg war mitunter sehr steil, so daß die Pferde den Wagen nur mit Mühe voranbrachten. Sie schnaubten und dampften vor Anstrengung, als um halb vier Uhr dem Kutscher Halt zugerufen wurde.

Mit pochendem Herzen und einem ängstlich fragenden

Blicke sah Forde seine Wächter an, die indeß nicht ein Wörtchen fallen ließen.

Der Sergeant stieg mit seinem Begleiter aus dem Wagen und machte den Kutscher auf ein weißes Häuschen am Abhange eines nahen Hügels aufmerksam, zu dem nur ein schmaler Weg führte. Derselbe antwortete: „Sehr wohl.“ Sodann bedeutete man Forde, ebenfalls auszusteigen.

Die Miethkutsche holperte auf einem schlechten lehmigen Wege weiter. Die Aussicht war ringsum von Hügeln begrenzt; aber zur Linken sah Forde in einiger Entfernung das Meer. Schon ging ihm der Gedanke an Deportation — also nur Deportation! — durch den Kopf; aber er wagte es nicht, solche Gedanken festzuhalten, denn diese Hoffnung war zu kühn, und er war ja schon auf den Tod gefaßt. Er seufzte tief auf, denn der Anblick der See erinnerte ihn an Kinmacarra und seine schlechten Streiche.

Während der Kutscher davonfuhr, setzte sich Sergeant Sharkey mit seinem Gefährten und dem Gefangenen neben der Straße nieder. Die Polizeidiener folgten dem Wagen mit den Augen, bis er hinter einem Hügel verschwunden war, und dann bestieg Sharkey, um ihm noch länger nachsehen zu können, eine kleine Anhöhe in der Nähe. Als er endlich aus dem Gesichtskreise verschwunden war, kam der Sergeant wieder herbei, und die drei gingen nun auf dem Wege, den sie gekommen waren, zurück.

Etwa drei Viertelstunden von der Stelle, wo der Ser-

geant hatte anhalten lassen, bog ein schmaler Fußpfad von der Straße ab. Diesen schlugen sie nun ein, der See den Rücken kehrend. Nach einstündigem Marsche auf beschwerlichen, sich bald links bald rechts dahinschlängelnden Fußsteigen gelangten sie endlich in ein Thal, wo hinter einem Bergvorsprunge, von einigen alten Ulmen umgeben, eine ärmliche, mit Stroh gedeckte Hütte stand. Auf diese schritten sie zu. Forde hatte sich längst aller Grübeleien über sein Schicksal begeben; in eine schlimmere Lage konnte er nicht mehr gerathen, und über Allem, was mit ihm vorging, lag ein Geheimniß, das ihn eher Gutes denn Schlimmes ahnen ließ. Man hätte ihn ja schon hängen können und hatte es nicht gethan; — daraus schöpfte Forde Hoffnung für sein Leben — mindestens auf einige Zeit.

Die Hütte war das Ziel seiner Begleiter, das schien Forde nun klar genug. Sie trafen jedoch kein menschliches Wesen, und so sehr Forde auch mit seinen wirren Ideen beschäftigt war, bemerkte er dennoch, daß nicht einmal ein Hund in dem Hause war.

„Doch, 's sind ja seit der Hungersnoth alle Hunde d'raufgegangen," dachte er bei sich.

Nach einigen Augenblicken erkannte Forde jedoch, daß man hier Besuch erwartet hatte; denn im Kamine loderte ein Feuer und um einen Tisch, der mit Erfrischungen und einer Flasche Brandy besetzt war, standen hölzerne Stühle. „Was, um Alles in der Welt, soll das bedeuten?" dachte der Mörder.

Seine Verwunderung steigerte sich noch, und zwar in

nicht unangenehmer Weise, als ihm der Sergeant gebot, sich auf einen der Stühle zu setzen, und einen Schlüssel aus der Tasche zog, um die Handschellen aufzuschließen.

„Jetzt müßt Ihr aber essen, Mann," sagte der Sergeant, und Forde ließ sich diese Aufforderung nicht wiederholen.

Auch die Constabler aßen wacker drauf los und tranken gehörig dazu. Von Zeit zu Zeit blickten sie aus der Thüre in's Freie oder begaben sich in ein kleineres Stübchen der Hütte. Sie ließen sich von Forde seine und die Geschichte der „Soupers" erzählen, wobei sie ihn durch geschickten Widerspruch veranlaßten, auf tausenderlei Weise sein Glaubensbekenntniß zu wiederholen. Mehr als ein Mal sagte dabei der junge Polizeidiener: „Wahrhaftig, der alte Glaube ist der beste, um darin zu sterben!"

„Ach!" meinte dann Forde, „Ihr werdet das nie so empfinden, wie ich's empfun — empfinde." Forde schöpfte allmälig Hoffnung, man werde ihn nicht hängen, und als noch ein paar Stunden verflossen waren, wurde er sehr beruhigt.

Eben brach die Dämmerung an, als man aus einiger Entfernung vom Thale herauf ein leises Pfeifen vernahm — es war ganz dasselbe Pfeifen, wie es Shaun a Dherk auf dem Slieve-na-Mon gehört hatte. Das Zeichen wurde durch ein gleiches von Sergeant Sharkey erwidert, und bald darauf hörte man Schritte dem Hause nahen. Die beiden Polizeidiener gingen dem Ankömmling entgegen.

„Willkommen, tausendmal willkommen!" rief Sharkey.

„Tausendmal willkommen!" grüßte auch der jüngere der beiden Begleiter Forde's.

„Alles in Ordnung?" fragte eine kräftige Stimme.

„Alles," antworteten die Beiden lachend.

„Ist er da?"

„Ja freilich — leibhaftig."

„Bravo."

Ein kräftiger wohlgebauter Mann von mittlerm Alter trat ein. Er trug einen grauen Rock, einen breitkrempigen Filzhut mit schwarzem Bande und ein Paar Stulpstiefel. Unter seiner breiten Stirne blitzten große dunkele Augen hervor, die Lippen schienen zum Befehlen geschaffen. Der Fremde stellte sich gerade vor Forde hin und schaute ihm in's Gesicht. Forde bebte.

„Ein Rasirmesser her!" sagte der Fremde.

Forde wurde blaß wie der Tod.

„Memme!" rief Jener.

Forde fiel vor ihm auf die Kniee. „O, Herr! O! — O! habt um Gotteswillen Erbarmen!"

„Halt's Maul, du Mörder!"

„O, um der heiligsten Mutter Gottes willen! — O! O!"

„Stopft doch dem Kerl das Maul! Schweige still, du Abtrünniger!"

Forde wurde bald zur Ruhe gebracht; man setzte ihn auf einen Stuhl, band seine Arme fest daran und bedeutete ihm, bei der geringsten Bewegung der Hand oder des Fußes, oder wenn er nur den mindesten Laut

vernehmen lasse, sei es um sein Leben geschehen. Darauf öffnete der Sergeant ein Rasirmesser, zog es langsam einige Mal auf dem Streichriemen ab, faßte Forde bei den Haaren — der arme Kerl war fast ohnmächtig — und hatte in Kurzem mit einer Geschicklichkeit, die einen Barbier hätte beschämen können, Forde's Kopf vollständig und säuberlichst abrasirt. Dann rieb er ihm etwas auf die Wangen, nahm ihm seine Gefängnißtracht ab, zog ihm einen Rock an und setzte ihm schließlich eine graue Perrücke auf. Man hielt ihm nun einen Spiegel vor, und er mußte über seine Umwandlung staunen — sein leiblicher Bruder würde ihn nicht erkannt haben.

„Forde!" redete ihn der Fremde an, der diese Umgestaltung an ihm hatte vornehmen lassen, „Forde, Ihr seid ein Schuft und ein Abtrünniger, aber Ihr seid frei! Skerin war ein schlimmer Mann, so schlimm wie Ihr, und das Todesurtheil war über ihn gesprochen, noch ehe Ihr ihn ermordet habt. Gott will nicht, daß Jemand sterben soll, weil er diesen Mann getödtet. Euch ist Zeit zur Buße gelassen. So geht denn hin! Der Weg führt in gerader Richtung nach Wexford. Euer Name ist ‚James Tuck', versteht Ihr? Morgen früh segelt das Schiff ‚Liffey' nach Amerika. Hier ist Euer Fahrbillet — der Weg ist sicher, und hier habt Ihr Reisegeld."

„O! möge —"

„Haltet das Maul. Geht Eueres Weges und thut Buße. Ihr habt sechs Stunden bis Wexford."

Forde war in der That sehr bald unterwegs nach dem „Lande der Freiheit."

„Nun wär' einmal wieder Gericht gehalten — gerechtes Gericht!" rief der Fremde.

„Jawohl. Doch wie stehts im Süden?"

„Der alte Voran hat den Moore's das Ihrige zurückgegeben."

„Großer Gott!" rief der jüngere Mann, freudig aufspringend.

„Er lag am Sterben, und der Priester verweigerte ihm die Absolution, bis er den Raub zurückgab, obwohl dieser schon von seinem Großvater herstammte."

„Er wußte wohl gar nichts davon, bis Ihr es ihm sagtet?"

„Er wußte es."

„Von wem?"

„Von Forde's Vater — auch Forde selbst wußte darum; deshalb mußten wir ihn auch am Leben erhalten. Wir mußten Gerechtigkeit üben!"

Alle schwiegen; der Fremde sah nachdenkend, ja traurig vor sich hin.

„Gebt mir Euere Hände, Freunde," fuhr er endlich fort. „Wir haben's heute wieder einmal gegen sie Alle durchgesetzt! Seit sieben Jahren verfechten wir nun die Sache des Rechtes gegen das geschriebene Gesetz; wir sind noch nie unterlegen — und wir werden nie unterliegen. Aber brave Menschen haben darunter gelitten; Kinder und Greise, Mütter, Schwestern und junge Wittwen sind um unsertwillen in die weite Welt ver-

stoßen worden. Gott verzeih' es uns! Da sind die Malony's, die Shanahan's, die Murphy's, die Nolan's — ach! wie Viele hat man zu Grunde gerichtet, indem man vergebens sich bemühte, uns zu erhaschen! Doch müssen nicht immer Einige leiden?" fragte der kecke Rebell, als wollte er sich selbst rechtfertigen. „Geschah nicht Alles um des Rechtes willen? Und haben wir nicht unser Leben eingesetzt, unsere Haut dabei zu Markte getragen? Haben wir auch nur einen Pfenning für uns gewonnen? Ha, Fluch den Unterdrückern! Verwünschung und Fluch über sie!" rief er, den Boden mit dem Fuße stampfend.

„Es ist nicht leicht zu sagen, ob wir mehr Gutes oder mehr Schlimmes angerichtet haben," fiel M'Cann ein.

Shaun a Dherk sah ihm starr in's Gesicht. „Ja," sagte er dann, „ja, das ist die Frage."

Schweigend sah während dieses Gespräches der Jüngste auf Shaun hin, mit einem Blicke, in dem sich Liebe und Bewunderung aussprach, als wollte er sagen: „Welch' edele Seele!"

Eine Woche darauf erschien folgender Artikel in einer Dubliner Zeitung:

„Es ist über die Entweichung des Verurtheilten Forde ein albernes Gerücht in Umlauf. Man will nämlich wissen, es sei von Fitzwilliam-Square dem Staatssecretair ein Stück Wildpret übersandt worden, und Seine Herrlichkeit habe hierauf durch eine Dragoner-Ordonnanz ein Dankschreiben überbringen lassen.

Der Dragoner, erzählt man weiter, traf unterwegs einen Lakayen des Staatssecretairs, der ihm ein zweites versiegeltes Schreiben gab und ihn beauftragte, es dem Director des Dubliner Gefängnisses einzuhändigen. Laut diesem Schreiben sollten am nächsten Morgen zwei Polizeibeamte den Forde daselbst abholen, da Seine Excellenz ihn noch ein Mal über gewisse Sachen verhören wolle, über die derselbe wahrscheinlich Auskunft geben könne. Wirklich kamen am andern Morgen die beiden Polizeibeamten, setzten sich mit Forde, welcher schwer gefesselt war, in eine Miethkutsche und fuhren mit ihm fort. An der Ecke der ....straße trafen zwei andere Miethkutschen mit derjenigen, in welcher der Gefangene saß, zusammen und es entstand eine kleine Verwirrung. Eine jener Kutschen schlug dann die Richtung nach dem Parke ein, und von keiner der drei Kutschen hat man seitdem mehr etwas vernommen. Der Herr, welcher das Wildpret abgesandt haben soll, wohnt nicht am Fitzwilliam=Platz — der Dragoner hat sich von dem vermeintlichen Livreebedienten täuschen lassen, und das angeblich vom Staatssecretair an den Director des Gefängnisses gerichtete Schreiben war ein betrügerisches Machwerk, so wie die beiden Polizeibeamten ein Paar verschmitzte Gauner, die diesen merkwürdigen Plan, Forde zu befreien, ausgesonnen hatten. So erzählt man. Es versteht sich jedoch von selbst, daß diese Fabel zu ungereimt ist, um den mindesten Glauben zu verdienen."

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die geheimen Gesellschaften und der Meuchelmord.

Was wir von der römischen Revolution erzählen, möge man nicht für übertrieben halten. Die Thatsachen, welche wir anführen, haben wir an Ort und Stelle aus dem Munde vieler Augenzeugen gesammelt. Kehren wir nun zu Gerald Moore zurück, den wir im Kreise der Verschwörer verlassen haben.

Mit Entrüstung hörte Gerald den Berathungen der Revolutionaire zu; er schauderte über ihre Gotteslästerungen und ihre heuchlerische Bosheit. „Un cuore che senta, un volto che dissimoli, una mano che agisca! — Ein Herz, das fühlt, ein Gesicht, das sich verstellen kann, und eine Hand, die zu treffen weiß" — in diesem Losungswort lag ihre ganze Moral, und unmöglich kann selbst die Hölle schlimmere Zwecke verfolgen oder verderblichere Lehren geben. Kein Recht und kein menschliches Gefühl wurde geachtet; ohne Rast und ohne Ruhe sann man auf Verfolgung und Mord; man fragte nur danach, auf welche Weise man seine Zwecke am sichersten erreichen könne. Diese Menschen schienen das Böse um seiner selbst willen zu lieben; sie dachten an nichts, als an Umsturz, Verwirrung, Raub und Verwüstung, und hegten einen wahnsinnigen Haß gegen alles Christliche. Sie waren aber darum keine Ungläubige, wenigstens war die Mehrzahl der versam-

melten Verschwörer es nicht; sie konnten die Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums in ihrem Herzen nicht unterdrücken, und doch haßten sie dasselbe. Das ist schrecklich, aber es ist wahr! Sie hatten ihr Herz verhärtet gleich Pharao nach den Wundern, die Gott vor seinen Augen wirkte.

Es war gleichwohl keine leichte Aufgabe, Pius IX. zu stürzen. Er hatte ja in einem Maße, wie wohl kaum ein anderer Fürst, die Herzen aller Klassen seiner Unterthanen, vom Höchsten bis zum Geringsten, für sich gewonnen. Seine Huld beglückte selbst die Schuldigen, und sein Wohlwollen tröstete jeden Leidenden; und dabei wußte er die Bedürftigen immer zur rechten Zeit, oft in einer an's Wunderbare grenzenden Weise aufzufinden.

Ein armer Gefangener im Castell Sant' Angelo hatte schon seit langer Zeit den Besuch des Geistlichen zurückgewiesen. Er meinte, er sei ungerecht verurtheilt, und schien sich durch Unbußfertigkeit dafür rächen zu wollen. Da trat eines Tages ein Geistlicher in gewöhnlicher Kleidung, aber von überaus sanftem Wesen, in die Zelle des Gefangenen und bat ihn um einige Augenblicke Gehör. Trotzig fuhr der Angeredete bei dem Anblicke des schwarzen Gewandes den Besucher an: er bedürfe seiner Dienste nicht. Der gute Priester ließ sich jedoch nicht so leicht abweisen und sagte, er überbringe dem Gefangenen den Segen einer Person, die ihn liebe und die er selbst auch liebe. Der Gefangene sah den Priester einen Augenblick verwundert an, blickte dann aber mit seiner gewöhnlichen verstockten Miene wieder auf den Boden. Der

Priester nannte nun einen Namen, der selbst diesem verhärteten Menschen das Herz rühren mußte — es war der Name seiner Mutter. Er brachte dann den Gefangenen dazu, ihm seine Geschichte zu erzählen, nahm ein Blatt Papier aus seinem Brevier und notirte Einiges. Der Gefangene dankte dem Priester gerührt, daß er ihm Nachrichten von seiner Mutter gebracht, meinte aber, er dürfe an keine Milderung seines Looses denken; doch möchte er gern seine Vaterstadt Tivoli noch ein Mal besuchen und seine Schwestern umarmen, die er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Mit einem Kusse und mit den Worten: „Hoffe auf Pius den Neunten!" nahm der Priester Abschied. Wir brauchen wohl dem Leser nicht erst zu sagen, daß der Besucher der Papst selbst war, und daß der verurtheilte Verbrecher in einen treuen und begeisterten Anhänger des Papstes umgewandelt wurde. — Eines Abends sah man in den Straßen von Rom einen Mann zu Pferde umhersprengen, der an demselben Morgen in Verzweiflung die Stadt betreten hatte. Er war die Stütze einer verwitweten Mutter und einer jungen Familie, und hatte durch einen Unfall sein einziges Pferd verloren. Der Papst hatte von seinem Unglücke und von seiner treuen Sorge für die Seinigen gehört, und ihm ein neues Pferd und eine Geldsumme geschenkt. Nun eilte der Glückliche wie wahnsinnig vor Freude durch die Straßen, ohne Unterlaß „Evviva Pio Nono!" rufend. — Darbte irgendwo ein Waisenknabe, schwebte ein verlassenes junges Mädchen in Gefahr, so erfuhr der Papst es, gleich als stände

er mit einer überirdischen Macht in Verbindung, und erschien im rechten Augenblicke.

Solche Fälle kamen täglich vor; war es zu verwundern, wenn das römische Volk von begeisterter Liebe und tiefer Verehrung erfüllt war? — Den Thron eines solchen Fürsten umzustürzen, war keine leichte Aufgabe.

„Sucht gewisse Reformen durchzusetzen," rieth Mazzini. „Mit Hülfe derselben sucht dann weitere Fortschritte zu machen. Haltet mit den Männern der gemäßigten Partei zusammen, so lange es angeht. Laßt sie scheinbar euere Führer sein, so weit sie mit euch zusammengehen können." Ferner: „Sprecht nur allenthalben zu dem Volke von seinem Elende und von dem, was ihm Alles fehle. Das Volk weiß selbst nichts davon .... Sprecht von Menschenrechten, von Fortschritt, von Gleichheit und Brüderlichkeit. Ruhige und klare Erörterungen sind nicht nöthig und nicht zweckdienlich." Das waren einzelne Mittel, welche zur Herbeiführung des Umsturzes jener Mann anwandte, der den Sohn Gottes als „einen großen Philosophen Namens Christus" bezeichnete. Aber das waren nur einige seiner Mittel.

Die Liebe des Volkes zum Papste wurde noch erfolgreicher ausgebeutet. Man streute fortwährend beunruhigende Gerüchte aus. „Der heilige Vater soll gefangen gesetzt werden," hieß es das eine Mal; — „der heilige Vater ist seiner Freiheit beraubt," ein anderes Mal. „Der heilige Vater muß seinem Volke gestatten, eine Leibwache für ihn zu bilden," wurde dann zur Losung. Und so ward das Volk in seiner begeisterten Hingebung

durch Vorspiegelung von Gefahren, die dem heiligen Vater drohen sollten, manchmal an den Rand des Wahnsinns getrieben. Der Bürgergarde gab man Geld in Menge und verleitete sie zu Unfug und Schwelgereien. Durch die Verbreitung unsittlicher Bücher und durch schamlose Weiber verdarb man die Jugend. Das Volk wurde aufgereizt, nach Krieg mit Oesterreich zu schreien, indem man ihm einredete, der heilige Vater wünsche das. Dann mußte es die Vertreibung der Jesuiten verlangen, weil sie „Feinde des heiligen Vaters" seien; endlich auf die Entfernung der Geistlichen aus den Aemtern dringen, weil „der heilige Vater diese Reform anstrebe und zur Durchsetzung derselben den Beistand des Volkes gegen die Cardinäle bedürfe. Ueberhaupt," hieß es, „müsse man ihn aus der Gewalt der Cardinäle, dieser Feinde Rom's befreien, denn er sehne sich selbst nach dieser Freiheit!"

Es war ein grauenerregender Anblick, diese Verschworenen zu sehen, wie sie um den Tisch herumsaßen, während das matte Licht ihre Schatten an die Wände des engen, schmutzigen Gemaches warf. Wie die Nacht vorrückte, wurden die Gesichter immer fahler und die schwarzen Augen blitzten in satanischer Leidenschaft, als sie über den Sturz des Mannes beriethen, dessen Hände sie vor Kurzem noch mit ihren Thränen benetzt und dessen Thron mit ihren Leibern zu schützen, sie geschworen hatten.

„Wir müssen eine Reihe von Banketten und Volksversammlungen halten," sagte Einer der Verschwörer, der an dem Ende des Tisches saß.

„So lautet die Weisung,“ erwiderte ein Anderer, Namens Angelo, ein Mann mit einem wilden, struppigen Barte und unheimlich blickenden Augen.

„In diesen Versammlungen werden wir dann natürlich den Ton angeben,“ meinte der Mann, der Gerald in die Versammlung eingeführt hatte.

„Und der heilige Vater wird in den Chorus einstimmen müssen,“ fügte der Vorsitzende lachend hinzu.

„Stellt euch das nur nicht so leicht vor,“ warf ein Herr Biondello ein.

„Warum nicht?“ riefen vier oder fünf Stimmen durcheinander.

„Treibt ihn nur ein Mal in die Enge,“ antwortete Biondello, „und ihr werdet sehen, daß er ein muthiger Mann ist.“

„Unsere Weisungen,“ entgegnete Angelo, „lauten dahin, wir müßten Schritt für Schritt suchen, ihn auf constitutionellem Wege in unsere Gewalt zu bringen.“

„Was heißt das?“ fragte Biondello.

„Nun, wenn er ein Mal in den Händen der Gesellschaft ist, wirst du es sehen. Wir werden ihn zu Schritten verleiten, die ihn mit den Regierungen des Continents verfeinden müssen.“

„Pah,“ sagte Biondello verächtlich. „Pius IX. ist ein kluger Staatsmann.“

„Du scheinst hier nicht an deinem Platze zu sein!“ sagte der Vorsitzende, Biondello scharf ansehend.

„Weil ich noch gesunden Menschenverstand habe,“ erwiderte dieser.

„Seid ohne Sorgen," ermahnte ein nachdenklich aussehender Mann, Namens Bianchi, der bis jetzt nicht gesprochen hatte. „Wir werden schon den Papst in die Hände bekommen; und dann können wir ihm unsere Bedingungen dictiren."

„Und Europa sollte dem ruhig zusehen?" fragte Biondello.

„England wird uns den Rücken decken," versicherte Bianchi.

„England ist nicht katholisch, und es sollte Italien lieben?"

„Weil es nicht katholisch ist, haßt es den Papst."

„Sollen wir uns denn von England beherrschen lassen?"

„Das nicht; aber ist einmal Rom dem Papstthume entrissen, so wird Englands Staatsform auf dem ganzen Continente Eingang finden."

„Und England wird dann reich und mächtig werden, während die andern Völker alle in Folge der Umwälzungen gelähmt sind," wandte Biondello in bitterm Tone ein.

„Wir werden doch unsere Päpste und Pfaffen los und mit ihnen das aus dem Judenlande stammende Giftgewächs," brummte Angelo aus seinem Barte hervor, das Christenthum mit dem scheußlichen Ausdrucke Ricciardi's: „La funesta pianta di Giudea" bezeichnend.

„Nun, Signor Mori?" fragte der Vorsitzende.

Gerald sah den Frager an, ohne zu antworten.

„Kennen sie jetzt unsere Grundsätze und Absichten?“

Keine Antwort.

„Sie werden uns als freier Mann Ihren Handschlag geben, daß Sie für die Unabhängigkeit der Römer wirken wollen?“

Noch keine Antwort.

„Wir haben Ihnen, auf Ihre Theilnahme zählend, den Zutritt zu unsern Berathungen gestattet!“

„Ich habe das nicht verlangt.“

„Aber Sie sind ein Engländer, und jeder Engländer hält es für die Aufgabe seines Vaterlandes, den Continent der Freiheit zuzuführen!“

„Ich bin kein Engländer, und auch nicht alle Engländer hegen so thörichte Gedanken.“

„Wir werden aber vor Ablauf weniger Monate einen vornehmen englischen Edelmann als Gesandten seines Vaterlandes unter uns haben.“

„Nicht als Gesandten Englands, nicht als Gesandten des englischen Volkes, Signore, nur als Gesandten einer Partei, welche mit Verachtung auf Sie herabsieht und welche die römische Kirche haßt.“

„Wir werden die Unterstützung dieser Partei benutzen,“ bemerkte Angelo.

„Um den Glauben und die Liebe aus Italien zu verbannen?“ fragte Gerald.

„Dafür erlangen wir die Freiheit.“

„Ja wohl, Freiheit von den Gesetzen der Vernunft und des Rechtes, — auch die Freiheit, zu arbeiten und

Hungers zu sterben ohne Hoffnung auf den Himmel," erwiderte der junge Künstler.

„O," versetzte Biondello, „Signore scheint nicht zu wissen, daß die Hälfte von uns mit dem Himmel auf Kriegsfuß steht."

„Mit dem Himmel!"

„Ja wohl," bekräftigte Angelo mit einem teuflischen Blicke. „Ja wohl! Nach meinem Tode mag der Teufel meine Seele holen, wenn er mir während meines Lebens hilft, die Cardinäle zu vernichten."

„Schön gesprochen," sagte Biondello.

„Das gehört nicht hierher," nahm der Präsident wieder das Wort. „Signore, wir durften annehmen, daß Sie, nachdem Sie sich einmal an diesem Tische niedergesetzt, uns Ihren Beifall nicht vorenthalten würden."

„Nur auf Ihren Wunsch blieb ich hier; ich habe keinerlei Verpflichtungen gegen Sie eingegangen."

„Da Sie jedoch einmal hier verweilt haben, so sind wir es unserer Sache und auch wohl uns selbst schuldig, zu verlangen, daß Sie sich uns anschließen."

„Ja! ja!" erscholl es von allen Seiten.

Gerald lächelte furchtlos.

„Signore," fuhr der Vorsitzende fort, „Sie werden also den Eid ablegen."

„Nein," antwortete Gerald.

„Wir können Sie zwingen."

Gerald schüttelte den Kopf.

„Wie!" rief der Vorige. „Wie! — Sie befinden sich in der Mitte von Männern —"

„Die es nicht wagen werden, mich anzurühren", unterbrach ihn Gerald mit festem Tone.

Es entstand eine allgemeine Bewegung. Aller Hände erhoben sich, in jeder Faust blitzte ein Dolch. Gerald stieg das Blut in's Gesicht, doch blieb er ganz ruhig.

„Halt, meine Herren!" sagte er mit einer Bestimmtheit und Gelassenheit, die sie verwirrte. „Hören Sie mich gefälligst an. Mein Tod könnte schlimme Folgen für Sie haben! Sie werden nicht so thöricht sein, gleich beim Beginne ihrer revolutionairen Laufbahn sich und Ihre Sache durch solche Wagnisse zu gefährden. Stecken Sie Ihre Dolche ein, Sie haben sicher nicht die Absicht, sich ihrer zu bedienen, und" — schloß er, sich majestätisch und rasch erhebend — „Sie werden es auch nicht wagen!"

Mit Blitzesschnelle fuhren Alle empor; leise Flüche ausstoßend und wüthende Blicke auf Moore schleudernd, stürmten sie zugleich auf ihn ein.

„Sehen Sie hier," fuhr Gerald fort, ein paar Schritte zurücktretend und eine geladene Pistole mit vier Läufen hervorziehend; „sehen Sie, vier müssen fallen, ehe nur Einer an mich herankommt." Den Meuchlern wollte das Blut im Herzen stocken, als er mit vorgehaltener Waffe noch beifügte: „Sie sehen auch dieses Gefäß mit Pulver; tritt Einer mir näher, so begrabe ich Sie alle unter den Trümmern dieses Hauses. Nun rühre sich, wer den Muth dazu hat!"

Die römischen Freiheitshelden machten sehr verdutzte Gesichter — denn diese Leute hatten überhaupt Scheu

vor Feuerwaffen. Da wurde durch einen unerwarteten Zwischenfall der Auftritt zum Ende geführt. In dem Augenblicke, als Gerald ausgeredet hatte, trat ein Polizeidiener in das Zimmer und fragte barsch: „Was gibt's hier?"

Nachdem er sich umgesehen, setzte er sehr freundlich hinzu: „Ah, Signor Biondello! und Sie, Signor Galetti und Signor Bianchi — schön, schön! Was treiben Sie denn?" Der Polizeidiener schien die Herren als alte Freunde behandeln zu wollen und aus bloßer Neugierde so zu fragen. „Und wer ist denn dieser Herr da?" fragte er, sich zu Gerald wendend.

„Ein Engländer," antwortete Galetti, und machte eine verzweifelte Anstrengung, ruhig zu erscheinen, zitterte aber am ganzen Leibe — „ein Engländer, der mit uns eine Flasche Wein getrunken hat."

„Ist er ein Christ?" fragte der Polizeimann weiter.

„Ja, ein Christ," antwortete Gerald mit Ruhe.

„Ich meinte, er wäre ein Protestant," sagte Angelo zu dem Manne, der Gerald in die Gesellschaft eingeführt hatte.

„Es scheint nicht," entgegnete der Angeredete.

Dem Polizeidiener war nichts entgangen — er hatte die Dolche gesehen; die gewaltige Aufregung der Verschwörer malte sich in ihren Blicken, in Sprache und Geberden, und Gerald hielt noch seine Waffe in der Hand. Gleichwohl nahm der Polizeidiener gar keine Notiz davon; er schien zu meinen, er habe seiner Pflicht dadurch genügt, daß er sich im Zimmer hatte sehen lassen.

„Ich will Sie und Ihre Freunde nicht stören, Signor Galetti," sagte er. „Aber Sie, mein Herr," wandte er sich zu Gerald, „Sie sind Signor Mori, der Maler?"

„Ja."

„Sie wohnen Nr. 66, Via Felice?"

„Ja."

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen? — Bitte, meine Herren, lassen Sie sich nicht stören. Gute Nacht Bianchi, gute Nacht Biondello!"

Und damit entfernte sich der Polizeidiener, von Gerald begleitet. Als sie die Brücke Ponte Sesto überschritten hatten, gewahrten Beide gleichzeitig einen Mann, der ihnen auf dem Fuße folgte; der Polizeidiener wandte sich nach ihm um, und der Spion machte sich eiligst aus dem Staube. Jener geleitete Gerald schweigend bis zur Via Felice.

„Sie sind aus einem bösen Handel gerettet!" sagte er dann zu Gerald.

„Ja, in der That; wem habe ich das zu verdanken?"

Der Polizist lächelte. „Sie verdanken es einem Almosen."

„Einem Almosen!"

„Das arme Weib, das in dem kleinen Wagen am Ausgange des Corso sitzt und welchem Sie dann und wann einen Bajocco geschenkt haben, hat Sie heute Morgen in Gesellschaft Ihres Begleiters bemerkt. Da sie ihn kannte, ließ sie ihren Enkel Ihnen auf dem Fuße nachfolgen."

„Dann wissen Sie Alles?"

„Ich habe jedes Wort vernommen — der Hausbesitzer ist ein guter Katholik und steht in meinem Solde."

„Aber —"

„Ueberlassen Sie nur Alles dem heiligen Vater. Er läßt sich nicht beirren; er wird trotz diesen Verschwörern seine Staaten glücklich machen, oder wenn sie dessen unwerth sein sollten, wird er wenigstens seine Pflicht thun. Addio!"

Damit verschwand der Polizeidiener.

In rascher Aufeinanderfolge drängten sich während der Zeit, die Gerald in Rom zubrachte, hochwichtige Ereignisse. Lord Minto kam und stimmte laut in das Geschrei von der Freiheit Italiens ein. Seine Verbindungen, wie die Sprache, welche er führte, machten selbst die schüchternsten Republikaner dreist; schien ja jetzt England auf ihre Seite zu treten, ein Land, das sie für unerschöpflich reich und für unwiderstehlich im Kriege hielten! Jedenfalls trug die Haltung England's dazu bei, die Leidenschaften mehr und mehr zu entfesseln und das Hereinbrechen der Anarchie zu beschleunigen. Fremde Sendlinge trieben sich in Caffeehäusern und Gasthöfen umher, und zügellose Rotten harrten schon des Tages der Verwirrung, um sich bei der Plünderung der Stadt zu bereichern. Jeden Tag stellte man eine neue Forderung und auf jedes Zugeständniß folgten andere, noch weiter gehende und gefährlichere Wünsche. Das eigentliche römische Volk bildete nur mehr eine schwache Fraction in Vergleich zu dem fanatischen und

zuchtlosen Haufen, der für Geld nach jedem Losungswort, welches seine Führer gaben, ein neues Geschrei anstimmte. Die loyalen Römer sollten glauben, es geschehe dieses Alles nur, um dem Papste die Hände frei zu machen, der bloß auf eine passende Veranlassung warte, um sich an die Spitze einer italienischen Republik zu stellen! Und sogar da noch, als der Papst auf dem Quirinal Angesichts von vierzigtausend Menschen seinen festen Entschluß aussprach, alle Forderungen zurückzuweisen, denen er nicht willfahren könne, ohne sein Gewissen zu beflecken, — selbst als er nachdrücklichst erklärte: „Non posso, non voglio, non deveo — Ich kann nicht, ich will nicht, ich darf nicht," — da versicherte man noch, der heilige Vater sage das nur auf Geheiß der Cardinäle. Die Gefahren, die den heiligen Stuhl umgaben, wurden täglich größer, aber noch bot ihnen Pius IX. mit Muth und Kraft die Stirne.

Am fünften März kam in Rom die Nachricht von der französischen Revolution und von dem Sturze Louis Philippe's an. Sie wurde von der revolutionairen Partei mit Jubel begrüßt und machte die Leiter der Bewegung verwegener und die Lage des heiligen Vaters noch bedenklicher. Diesen Zeitpunkt hielten einige englische „Gentlemen" für geeignet, Seiner Heiligkeit ihre Aufwartung zu machen und ihm das Ansinnen zu stellen, er möge die große Allerheiligenkirche, das „Pantheon", zur Abhaltung des protestantischen Gottesdienstes einräumen. Für diesen Preis wollten sie ihm ihre „Unterstützung" gewähren! Pius IX. dankte ihnen, und die

Herren verließen den Papst, etwas erschüttert in ihrem Glauben an ihre eigene Wichtigkeit und an ihre „Mission“ in Italien.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Schluß.

Gerald widmete sich, ungeachtet der Störungen, welche die Zeitverhältnisse mit sich brachten, emsig seinen Studien. Er hatte einen Diener, welcher ein eben so glühender Verehrer der Kunst, wenn auch selbst kein solcher Künstler war wie Signor Mori. Antonio konnte Stunden lang seinem Herrn beim Malen zusehen, und trat bei einem Pinselstriche ein überraschender Effect hervor, so hätte er vor Freude aufjubeln mögen. Er war noch jung, kaum neunzehn Jahre alt, und Gerald liebte ihn wegen seiner Treue, Offenheit und Anhänglichkeit. Er ließ den Italiener nie seine untergeordnete Stellung fühlen — wahrscheinlich hätte er es nicht vermocht, selbst wenn er gewollt, denn die Italiener sind noch nicht so weit in der Bildung fortgeschritten, um zu wissen, welche Verehrung die Welt von Jedem für den verlangt, der reicher ist. Gerald behandelte ihn fast wie einen jüngern Bruder und nahm ihn oft mit auf seinen Spaziergängen längs der Tiber, oder in die Gärten des Sallust hinter dem schönen Monte Pincio, oder durch die lieblichen Auen, welche der Monte Mario beschattet.

Seit ein Paar Wochen war Antonio in der Erfüllung seiner Obliegenheiten minder sorgfältig; er schien

die gewohnte Heiterkeit verloren zu haben und kam nicht mehr so regelmäßig zum Ave Maria nach Hause. Gerald, der selbst immer früh heimkehrte, befragte ihn einige Mal darüber, erhielt aber keine zufriedenstellende Antwort. Anfangs besorgte er, der junge Mann möchte krank sein; dann kam er auf den Gedanken, es sei ihm vielleicht ein Unglück zugestoßen; endlich schöpfte er jedoch Verdacht, Antonio könne in gefährliche Gesellschaft gerathen sein. Dies betrübte Gerald tief; er glaubte eine gewisse Verantwortlichkeit für den jungen Menschen zu haben, da dessen Familie im fernen Genua lebte.

In dieser Zeit begegnete Gerald eines Tages, als er eben vom Palaste Barberini wegging, auf dem Corso einem Volkshaufen. Solche Zusammenrottungen waren freilich damals nichts Ungewöhnliches; aber dies Mal lärmte der Pöbel doch ärger als je. An der Spitze des Zuges ging der dumme Prahlhans, den Lord Minto zu einem Helden gestempelt hatte, umgeben von Standarten und Emblemen, die den Zweck der Zusammenrottung deutlich genug anzeigten. Gerald wollte rasch in eine Nebenstraße einbiegen, als er eine Gestalt im Zuge wahrnahm, die ihm bekannt schien. Er trat daher in die Thüre eines Hauses, um die Menge vorbeiziehen zu lassen und sie bequem mustern zu können. Er brauchte nicht lange zu warten — mitten unter den Revolutionairen, die sich am tollsten geberdeten, sah er seinen Diener Antonio, einen Knittel in der Rechten, einen Dolch an der Seite und eine dreifarbige Cocarde am Hute.

Gerade als Antonio an Gerald vorbeikam, schrie Ciceruacchio: „Hoch lebe Pio Nono allein! Nieder mit den Jesuiten!" und Antonio stimmte kräftig in das Geschrei ein. In demselben Augenblicke sahen Sterbini und Galetti auf Moore herüber, und als ihre Augen seinem ruhigen Blicke begegneten, nahmen sie einen finstern, drohenden Ausdruck an. Gerald wußte längst, daß sie ihn haßten.

Während der nächsten Wochen schien Antonio, von Gerald ernstlich zurechtgewiesen, sich in etwa gebessert zu haben. Er kam zur rechten Zeit nach Hause und erfüllte regelmäßig seine Pflichten; aber es war, als ob eine tiefe Traurigkeit ihn beherrschte. Fragte ihn Jemand nach der Ursache, so antwortete er immer: „Mir fehlt nichts," seufzte jedoch, im Widerspruche mit seiner Versicherung, tief auf. Auch überraschte Gerald mehr als ein Mal den armen Antonio, wie er mit thränenfeuchten Augen dastand, versunken in den Anblick eines der Gemälde seines Herrn, der „Judith" oder „Mater amabilis", welche zu sehen ganz Rom das Atelier besuchte. Er kam nun auf den Gedanken, Antonio wolle ihn entweder verlassen, oder er sei verliebt.

„Antonio," sagte er zu ihm, „du mußt mir sagen, warum du so traurig bist. Ich habe Mitleid mit dir und kann dir vielleicht helfen. Komm, sage es mir, guter Antonio!" bat Gerald, und legte seine Hand auf des jungen Mannes Schulter.

Antonio aber antwortete wie gewöhnlich: „Mir fehlt ja nichts."

„Bin ich vielleicht unfreundlich gegen dich gewesen, Antonio? Ich wollte dir gewiß nicht wehe thun — denn ich liebe dich wie einen Bruder; aber es kann ohne Absicht geschehen sein."

„O nein, nein, nein!" antwortete der arme Italiener. „O nein, nein, Signore!"

„Nun wohl; aber du bist fern von deiner Heimath, deine Mutter ist Witwe, und deine Schwestern sehnen sich vielleicht nach deiner Heimkehr. Nicht wahr, guter Junge? Ich will dir ein väterlicher Freund sein, so lange du bei mir bist. Antonio, du mußt mich zu deinem Vertrauten machen!"

„Ach, um der Madonna willen, um Maria, der Mutter Gottes willen, schonen Sie meiner!" rief der Jüngling.

„Du verschmähst also mein Wohlwollen? Oder habe ich —"

„Um Gottes Willen!" rief Antonio, auf die Kniee fallend, „dringen Sie nicht so in mich, thun Sie das doch nicht! — ach, thun Sie es nicht! ich bin ja ohnedies schon unglücklich genug!"

Ein Besuch unterbrach hier das Gespräch, und Antonio begab sich auf sein Zimmer.

Wenige Tage später traf Gerald, als er vom Monte Pincio heimkehrte, auf der Straße ein kleines, armes Mädchen, das, wie die Kinder in Rom zu thun pflegen, wenn sie ein leutseliges Gesicht erblicken, ihn beim Rockschoße faßte und ihn bat, er möge der Madonna zu Lieb ihr einen Bajocco schenken, und ihn als „zio" —

Onkel — anredete. Er lächelte über ihr unbefangenes kindliches Wesen und dachte daran, wie in England ein armes Kind etwas derartiges wohl nicht wagen dürfe. Während die Kleine das Almosen in Empfang nahm, gab sie ihm ein Billet, und zwar mit einer für ihr Alter außerordentlichen Gewandtheit, denn sie mochte kaum sieben Jahre zählen. Sie steckte ihm ganz heimlich das Zettelchen in die Hand, drückte ihm dieselbe zu, blickte noch einmal aus ihren großen dunkeln Augen zu ihm auf, schüttelte wie warnend den glänzend schwarzen Lockenkopf und war im Nu verschwunden.

Gerald öffnete das Billet und las:

„Artikel 1. — Die Gesellschaft hat den Zweck, sämmtliche auf der Halbinsel bestehende Regierungen zu stürzen und ganz Italien in eine Republik zu verwandeln."

„Ei, meine kleine Freundin," sprach er bei sich, „ich bedurfte auch erst deines Beistandes, um die Absichten der geheimen Gesellschaften kennen zu lernen! Doch dahinter steckt wohl Etwas."

Gerald kam auch heute wie gewöhnlich zur Zeit des Ave Maria nach Hause. Er setzte sich zu seiner Lampe und nahm einen Band von Balmes in die Hand. Als er das Buch aufschlug, fiel daraus ein zusammengefaltener Zettel auf den Boden. Gerald hob ihn auf und dachte unwillkürlich, ob nicht zwischen diesem Zettel und dem Billet des bettelnden Mädchens irgend ein Zusammenhang bestände. Er täuschte sich nicht, es war die nämliche Handschrift. Er las:

„Artikel 30. — Wenn ein Mitglied den Befehlen

der geheimen Gesellschaft nicht gehorcht, oder ihre Pläne verräth, soll es schonungslos erdolcht werden."

Gerald staunte. Er hatte den Schlüssel seines Zimmers mitgenommen; Niemand außer Antonio konnte es betreten haben. Wollte Antonio ihn auf diesem Wege warnen? Doch warum that er es nicht mündlich? Ja — zweifelsohne, es war Antonio. Seine Traurigkeit, seine Unruhe, sein aufgeregtes Wesen, wenn Gerald in milden Worten zu ihm sprach, dieses Alles verrieth, daß er aus Anhänglichkeit an seinen Herrn sein Leben auf das Spiel gesetzt hatte. Die Verschworenen, welche er im September kennen gelernt, schickten sich an, den Streich zu führen; sie hielten sich jetzt für stark genug. „Ich bin dem Tode geweiht!" dachte Gerald. „Doch es waltet ein Gott über den Schicksalen der Menschen."

Er knieete vor dem Bildnisse der Madonna nieder und betete für sich, für Ailey und seinen Vater; dabei gedachte er auch des alten Pfarrers und der Tyrell's. Mit reiner Seele brachte er sich dem Himmel als Opfer dar, erflehte dessen Schutz und Schirm, ergab sich aber willig in Gottes Fügungen. Dann prüfte er seine Waffen, legte sie neben sich und setzte sich nieder, um weiter zu lesen.

Die Nacht verfloß ohne Störung; aber Antonio kam nicht nach Hause. Das bestätigte Gerald's Vermuthungen und mahnte ihn zur größten Vorsicht. Sich an die Polizei zu wenden, war in jener Zeit völlig nutzlos. So waren denn seine Waffen und die Vorsehung der einzige Schutz, auf den er vertrauen konnte.

Um sechs Uhr Morgens des nächsten Tages fand Gerald im Kaffeehaus einen Brief unter seiner Adresse. Er besah das Siegel und die Handschrift.

„Ein dritter!" rief er halblaut, den Brief erbrechend. Es überraschte ihn kaum mehr, als er las:

„Art. 33. — Gelingt es dem zum Tode Verurtheilten, der Strafe zu entgehen, so soll er allenthalben verfolgt werden, und eine unsichtbare Hand soll ihn treffen, mag er sich auch an seiner Mutter Brust oder in ein Heiligthum Christi geflüchtet haben."

„So, so," murmelte Gerald, unwillkürlich die Hand an die Brust legend. Dann bestellte er eine Tasse Kaffee und verzehrte sein bescheidenes Frühstück.

Da trat ein Künstler ein. „Ach, Signor Mori!" rief er, anscheinend in großer Aufregung. „Ach! welch' ein Unglück!

„Was meinen Sie, Freund?"

„Der arme Antonio!"

„Was ist mit ihm?" rief Gerald aufspringend.

„Sie wissen noch nicht?"

„Ich weiß von Nichts."

„Ach, er ist meuchlerisch ermordet worden!"

„Ermordet! Antonio ermordet!"

„Sein Leichnam wurde heute bei Tagesanbruch mit Wunden bedeckt am Ufer der Tiber gefunden."

„Großer Gott!"

„So ist's. — Sie werden sicherlich bald durch die Polizei davon benachrichtigt werden."

„Der arme Antonio!"

„Muthmaßt man keinen Grund?"

„O, sicherlich ein Liebeshandel. Wodurch sollte sich der arme Antonio denn Feinde zugezogen haben? Der arme Antonio!"

„Ist Jemand ergriffen oder verdächtig?"

„Kein Mensch! kein Mensch! Ach, diese jungen Leute mit ihren Liebeshändeln!" rief der Künstler mit auffallend lauter Stimme. „Der arme Antonio!" wiederholte er ein um das andere Mal.

Gerald betrachtete seinen Freund mit einem Blicke, der nichts weniger als Vertrauen ausdrückte. Antonio war wirklich durch Mörderhand gefallen. Jeden Tag fielen Personen durch die „unsichtbare Hand."

Einige Tage später wurde Gerald gemeldet, ein „Monsieur Baillet" wünsche das Atelier zu besehen. Gerald ließ ihn bitten einzutreten, ging aber nicht selbst auf die Thüre zu. Er war beständig auf seiner Hut, so daß seine Kugel den Meuchler sicher getroffen hätte, bevor dessen Dolch ihn erreichen konnte. So stand Gerald auch jetzt in der Mitte seines Ateliers, gefaßt und auf Alles vorbereitet.

Der Fremde kam mit festen Schritten die Treppe herauf; er pfiff die „Parisienne" und schlug mit dem Stocke den Tact dazu. Diese ungezwungenen Manieren konnten jedoch Gerald nicht verleiten, seine Vorsicht aufzugeben. Endlich trat der Fremde ein; seine Erscheinung war jedoch ganz geeignet, jeden Argwohn zu entwaffnen. Es war ein hochgewachsener, starker Mann; er trug einen braunen Rock, eine gelbe Weste mit Goldknöpfen

und graue Beinkleider, dazu gewaltige Vatermörder, einen feinen Jabot und Manchetten. Ueberdies hatte er eine ungeheuere Uhrkette, an welcher eine solche Masse von Siegeln und Petschaften hing, daß man einen kleinen Juwelenladen hätte damit ausstaffiren können. Gerald bewillkommte ihn und zeigte ihm seine Gemälde. Wie die meisten Besucher, bewunderte auch Herr Baillet zuerst die Judith am meisten, gab aber schließlich der Mater amabilis den Vorzug. Er sprach ziemlich laut, schien sehr aufgeräumt und sagte Gerald die größten Artigkeiten. Die Mater amabilis, meinte er, werde auf der neapolitanischen Kunstausstellung ihre fünfhundert Pfund eintragen. Gerald dankte lächelnd dem Kritiker und meinte, fünfhundert Pfund sei eine große Summe.

„Signor Mori,“ erwiderte Herr Baillet, „was ich Ihnen sage, ist wahr; ich bin davon so überzeugt, daß ich das Gemälde selbst kaufen möchte, um es mit Vortheil zu verkaufen.“

„Sie erweisen mir sehr viel Ehre.“

„Nun, ich kaufe es,“ sagte er, nachdem er das Gemälde eine Weile betrachtet hatte. „Ja, das Bild gehört mir. Es ist ein herrliches Werk. — Aber Sie müssen mit nach Neapel reisen,“ fügte er nach einer Pause hinzu.

„Nach Neapel?“

„Par dit, ja! Sie können sich leicht denken, daß ich mich nicht darauf verstehe, für das Bild in der Ausstellung den geeigneten Platz und die rechte Beleuchtung

auszuwählen, und darauf kommt doch sehr viel an. Ja, Sie müssen mit nach Neapel reisen."

„Sie überraschen mich. Wann sollen wir denn abreisen?"

„So schnell als möglich."

„In einigen Tagen?"

„Heute."

„Heute? Unmöglich!"

Herr Baillet heftete einen ernsten Blick auf Gerald. „Heute, mein junger Freund", flüsterte er ihm dann leise und feierlich zu. „Heute, denn morgen — sterben Sie!"

„Sterben!" wiederholte Gerald in seiner gewohnten ruhigen Weise. „Warum?"

„Antonio ist bereits gefallen."

Gerald sah den Fremden verwundert an.

„Sie haben drei Warnungen erhalten."

„Sie sind gut unterrichtet," bemerkte Gerald.

„Sehr gut," antwortete Herr Baillet ernst. „Ihr Diener ist gestorben, weil er Sie retten wollte."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Er hatte die Weisung, Sie zu meucheln —"

„Und —"

„Und wurde dem Tode geweiht, weil man entdeckte, daß er Sie gewarnt hatte."

„Himmel!"

„Ja, Signor Mori, Antonio ist als Ihr Vertheidiger gefallen. Er hatte schon zwei tödtliche Wunden empfangen, da ergriff er den Mörder, und beide roll-

ten, auf Tod und Leben miteinander ringend, dem Flusse zu, von keinem menschlichen Auge gesehen. Mit den Dolchen versetzten sie einander Hiebe und Stiche — Keiner flehte um Gnade. Endlich verließen Ihren Diener in Folge des Blutverlustes die Kräfte, — er starb."

„Und der Mörder?"

„Erreichte mühsam seine Hütte und hatte gerade noch Zeit, nach einem Priester zu schicken. Ein Jesuit bereitete ihn zum Tode vor."

„Aber wie wissen Sie das Alles?"

„Dieser Jesuit bin ich."

Herr Baillet war ein vorsichtiger Mann; er trug bereits die Pässe für sich und für Gerald in der Tasche. Zwei Stunden später fuhren Beide mit einem Vetturino nach Neapel.

Gegen Ende November kam eines Abends etwa um halb zwölf Uhr der baierische Gesandte in Neapel an und verlangte dringend eine Audienz beim Könige. Er überbrachte ein eigenhändiges Schreiben Pius' IX., worin dem Könige gemeldet wurde, Seine Heiligkeit sei nach Gaëta geflüchtet und wünsche zu wissen, ob der König ihm gestatten wolle, einstweilen dort zu bleiben. Der König stand sogleich auf; er vergoß Thränen bei Durchlesung des Schreibens und bat den Gesandten, ihm zur Beantwortung desselben zwei Stunden Zeit zu lassen. Zwei Stunden später kam der Gesandte wieder:

„Darf ich um die Ehre bitten, Ew. Majestät Antwort zu vernehmen?“

„Ich will sie selbst überbringen, mein Herr,“ war die Antwort.

Man hatte bereits zwei Dampfer geheizt und bepackt und noch vor drei Uhr verkündeten die Kanonen der Forts des Königs Abreise. Am nächsten Morgen knieete er schon vor dem Statthalter Jesu Christi. Er räumte dem heiligen Vater seinen Palast zur Wohnung ein, und der Papst mußte jeden Tag den König ausdrücklich einladen, da sich dieser sonst nicht herausnehmen wollte, mit Seiner Heiligkeit zu speisen. — Es ist ganz erklärlich, daß bei einer gewissen großen protestantischen Nation ein solcher „schwachköpfiger Monarch“ nicht besonders in Gnaden steht.

Aber diese Ereignisse sind Jedermann bekannt; kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

In Neapel herrschte allgemeiner Jubel über die glückliche Rettung des Papstes und über das schöne Benehmen des Königs. In dieser Zeit kamen ein Herr und eine Dame aus England mit Herrn Baillet, der ihnen viel von der Mater amabilis des „großen englischen Malers“ erzählt hatte, in die Kunstausstellung, um das Bild zu besehen. Um demselben den gebührenden Grad der Bewunderung zu sichern, zeigte der gute Pater seinen beiden Begleitern zuerst allerlei andere, theils mittelmäßige, theils ausgezeichnete Kunstwerke und machte sie bei jedem auf die besondern Vorzüge dessen aufmerksam, zu dem er sie hinführen wolle.

„Sie wurden also zu Amiens in den Schooß der Kirche aufgenommen?" fragte Herr Baillet im Laufe des Gesprächs die Dame.

„Nein, ehrwürdiger Vater, zu Paris; mein Bruder hier wurde zu Amiens aufgenommen, und zwar an demselben Tage."

„Warum denn nicht auch an demselben Orte?"

„Ich wollte die Sache vor meiner Schwester geheim halten," erwiderte der Herr.

„Und ich dachte, ich dürfte meinem Bruder von dem Schritte, den ich thun wollte, noch nichts sagen."

„Merkwürdig!" rief der Geistliche aus.

„Es ist in der That merkwürdig," antwortete der junge Mann, „und — aber mein Gott! sieh doch, Cecily!"

„Was?"

„Jenes Gemälde dort. Ist es möglich?"

„Ailey! Ailey Moore!" rief Cecily Tyrrell.

„Ei Signora, das ist ja die ‚Mater amabilis' des großen englischen Malers!" berichtigte Herr Baillet mit unverhehltem Staunen.

Es war zu viel für die arme Cecily. Neben der „Mater amabilis," einem Portrait der engelschönen Schwester Gerald's, hing die „Judith", und diese erkannte Cecily als ihr eigenes Bild, aber so vollendet, so lieblich idealisirt! Die Erinnerung flüsterte ihr die Worte zu, welche Gerald früher zu ihr gesprochen hatte: „Ich will Ihnen in meinem Herzen einen Platz neben meiner Schwester anweisen." Tief bewegt sank sie ihrem Bruder in die Arme.

Scenen, wie das Zusammentreffen Gerald's und Cecily's sollten eigentlich nie geschildert werden; mindestens glauben wir am besten zu thun, wenn wir diese Schilderung der Phantasie des Lesers überlassen.

Uebergehen wir die Ereignisse eines Jahres, um dem Schlusse der Erzählung zuzueilen.

Das Gut Kinmacarra ist von seinem frühern Besitzer wegen Ueberschuldung verkauft worden; der jetzige Besitzer heißt Sir Francis Tyrrell. Die jungen Frauen und Mädchen von Kinmacarra können sich gar nicht daran gewöhnen, seine Gemahlin „Lady Tyrrell" zu nennen, sie heißt bei ihnen noch immer: „unsere liebe Ailey Moore". Aber die Dame nimmt es nicht übel, und Sir Francis hört es gern.

Zu Moorfield wohnen Gerald und Cecily inmitten der Armen. Wer könnte glücklicher sein, als Vater Mick, wenn nicht etwa Biddy Browne in ihrem hübschen neuen Häuschen? Auch die Familie Nolan wohnt jetzt in der Nähe von Moorfield auf einem wohlcultivirten kleinen Pachtgute. Die „Soupers" aber sind sammt und sonders verschwunden, theils fortgezogen, theils zur alten Kirche zurückgekehrt. Biddy Browne konnte sich beim Abziehen der letzten „Soupers" nicht enthalten, den Wunsch auszusprechen: „Möge all unser Unglück mit ihnen verschwinden." Manchmal behauptet sie auch noch, denjenigen, welche in der schlimmen Zeit den Glauben verlassen hätten, würde man immer jenen Verrath im Gesichte ansehen können, wenn sie gleich wieder zu-

rückgekehrt seien. Eddy ist noch derselbe brave Junge, wie ehedem, und gedenkt in der allernächsten Zeit etwas recht Bemerkenswerthes zu vollbringen.

Das Neueste, was wir über Shaun a Dherk und seine beiden Gefährten mitzutheilen haben, ist folgender Brief, den Vater Mick im Februar 1849 erhielt:

„Ehrwürdiger Vater! Nach etwa zwölf Jahren voller Mühen und Gefahren, nachdem ich fast mein ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen für meine Plane geopfert habe, bin ich endlich durch Sie zu der Erkenntniß gekommen, daß ich ein elender Verbrecher war und bin. Es war Wahnsinn, zu glauben, ich könne Gutes stiften, da ich doch von der Kirche ausgeschlossen war, jeder Priester mir die Sacramente verweigerte und meine Handlungsweise entschieden mißbilligte. Ich war wie wahnsinnig. Die zerstörten Hütten der Waisen und das Jammergeschrei der Witwen, das Elend, die Noth und die Verzweiflung, welche ich rings um mich sah, das Alles brachte mich von Sinnen und machte mich so vermessen, daß ich nach meinem eigenen Urtheile den Unterdrückten Recht schaffen und die Unterdrücker züchtigen wollte. Gotteslästernd nannte ich das ‚Gottes Rathschlüsse vollziehen'. Es ist zu Ende damit. In Reue und Schmerz verlasse ich nun meine Heimath und segele mit zwei wackern Männern, die ich auch in mein Treiben hineingezogen hatte, noch heute nach dem fernen Westen. Beten Sie für uns Sünder und sagen Sie den Armen, sie möchten nicht hart über uns urtheilen. Wir haben unser armes Volk in verkehrter Weise geliebt, doch wir haben es

wahrhaft geliebt! Wir scheiden jetzt; aber so lange Irland bleibt, was es jetzt ist, wird es auch Männer haben, wie Ihr reuevoller und ergebener

Shaun a Dherk."

Alle Bemühungen, Tante Benn zu einer Uebersiedelung zu vermögen, sind vergebens gewesen; sie erklärt, sie wolle an den Ufern des Shannon ihre Augen schließen. Sie hat einmal einen Monat zu Moorfield, oder vielmehr abwechselnd zu Moorfield und zu Kinmacarra zugebracht und versprochen, dann und wann im Sommer wiederzukommen; aber alles Bitten und Drängen, sie möchte für immer ihren Aufenthalt daselbst nehmen, ist erfolglos geblieben. Wenn man davon sprach, hörte Tante Benn ruhig zu, nahm dann ihre silberne Brille ab und sah ruhig, freundlich und liebreich wie immer, wenn auch mit einem leisen Anfluge von Traurigkeit lächelnd, bald Ailey, bald Sir Francis an, indem sie sagte: „An den Ufern des Shannon ist nun einmal mein Platz; die armen Kinderchen würden mich sehr vermissen, wenn ich ihnen auch nur wenig Liebes thun kann. Und dann sind die vielen alten Leute, die ich gern besuche, und denen würde meine Abwesenheit unangenehm sein. Außerdem habe ich auch noch viele andere Gründe". Ailey kannte einen dieser „andern Gründe"; sie wußte, daß Tante Benn oft ungesehen an einem Grabe in Killalen knieete, um dort zu weinen und zu beten. Sie that das ganz in der Stille, denn sie wollte durch ihren Kummer Niemand lästig fallen; und so lebt denn Tante Benn noch immer in ihrem heimischen Limerick, der „Stadt

des gebrochenen Friedens", wo ihr allsonntäglich, wenn sie zur Kirche geht, eine Menge kleiner Mädchen das Geleite gibt, und wo kein Nachbar ist, der drei Tage lang krank danieder liegen könnte, ohne von Tante Benn einen Besuch, oder, wenn er dessen bedarf, auch Anderes zu erhalten.

Der alte Herr Moore läßt sich in seinem weich gepolsterten Rollstuhle in den Gärten von Moorfield spazieren fahren. Er fühlt sich ganz glücklich, doch kann er über die Geschichte seiner Austreibung und seiner Rückkehr nicht recht klar werden. Sonderbarer Weise weiß er sich aber des Tages ganz klar zu erinnern, wo Francis Tyrell ihn in der Villa der Tante Benn besuchte. Er behauptet, an diesem Tage habe er seine Einwilligung zur Verbindung Ailey's mit Frank gegeben, und zwar namentlich darum, weil der junge Herr an Ailey, dem Kinde seiner Mary, so viel Gefallen gefunden; auch hätte ihm Frank an jenem Tage gesagt, sie würden unverzüglich noch Moorfield zurückkehren, und das sei denn auch geschehen. Und Gerald habe Moorfield sehr prächtig eingerichtet. Aber sein Gerald sei auch immer ein braver Bursche gewesen; denn wäre er das nicht, so hätte er sicher nicht eine so gute Frau, wie Cecily, bekommen. „Ich versichere Ihnen," sagte der Alte zu Vater Mick, „sie ist gerade ein solcher Engel wie Ailey, und ich liebe sie wie meine eigene Tochter, Vater Mick, und ich glaube gewiß, Ihnen geht es eben so. Nun betrachten Sie einmal Ailey's Gatte, Vater Mick, ist er nicht ein prächtiger junger Mann?"

Der alte Herr Moore ist um die Arbeitsleute sehr besorgt, obwohl er sie um manche Arbeitsstunde bringt. Wo immer er mit ihnen zusammentrifft, fragt er sie nach ihren Namen, es müßten denn ganz altbekannte Gesichter sein; diese vergißt er nie. Von keinem derselben hat man aber je erfahren, daß er die Einfalt des braven, alten Mannes mißbrauchte. Sie halten ihn in Ehren, denn sie sehen ja auch täglich, wie der Herr von Moorfield und seine Gemahlin es nie an der dem grauen Haar gebührenden Ehrfurcht fehlen lassen.

Der alte Herr Moore ist nun die Geschäftsleute sehr be- kannt, obwohl er sie nur manche Wechselsumme brachte. Sie nannte er mit ihren Spitznamen, wenn er sie nicht beim Namen; es müßten denn junge Anfänger [illegible] früher sein; diese vergißt er nie. Von seinen [illegible] hat man aber je erfahren, daß er die Gunst des gro- ßen, alten Mannes mißbrauchte. Sie hatten ihn zu gern, wenn sie selbst so auch täglich, wie der [illegible] [illegible] [illegible] und seine Grundsätze [illegible] [illegible] ganz geschäftsmäßigen Gesichte [illegible] lassen.

Inhalt.

Neuere Verlagswerke
von J. P. Bachem in Köln.

Der himmlische Palmgarten
des Wilhelm Nacatenus S. J.

Vollständige Ausgabe. Vierte Auflage.

Nach dem lateinischen und deutschen Original bearbeitet, zum Gebrauche bequemer geordnet und mit vielen neuen Pflanzen aus dem Paradiese der Kirche bereichert

von **Theodor Wollersheim**, Pastor zu Jüchen.

Mit Erzbischöflicher Approbation.

672 S. Octav. Preis: br. mit Titelkupfer 25 Sgr. (1 Fl. 27 Kr. rh.) Gebunden in schwarzen Saffian mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Sgr., in farbigem Levantinleder mit Goldpräge 1 Thlr. 25 Sgr., in feinern Einbänden bis 2 Thlr. 15 Sgr.

Der Palmgarten des Nacatenus ist noch immer das gediegenste, populärste Gebetbuch, ganz in echt kirchlichem Geiste geschrieben und nur Bewährtes enthaltend. Die Vesper-Psalmen für alle Feste, die Hymnen, die Complet, mehrere Theile des Hochamtes u. s. w. sind lateinisch und deutsch aufgenommen. Ferner sind die Tagzeiten vom h. Aloysius, vom Herzen Jesu und vom Herzen Mariä und eine große Menge anderer Gebete dieser neuen Ausgabe beigefügt. Sie enthält namentlich sechs Meßandachten und dazu besondere Meßgebete aus dem Missale auf alle Feste. Folgende bequeme Ordnung ist für den Palmgarten getroffen worden: I. der geheiligte Tag des Christen, II. die geheiligte Woche, III. der geheiligte Sonn- und Feiertag, IV. der geheiligte Monat, V. das geheiligte Jahr, VI. Gebete für besondere Stände und Verhältnisse, VII. das marianische Officium, die Tagzeiten der Verstorbenen, die Buß- und Gradual-Psalmen So ist der Inhalt dieses neuen Palmgartens bei weitem reichhaltiger, als der alte, und hat derselbe dadurch wie durch seine kernhafte, kräftige Sprache den allgemeinsten Beifall gefunden. Vom „Verein vom h. Karl Borromäus" (zur Verbreitung guter Bücher) ist es vor allen andern Gebetbüchern empfohlen worden und jetzt

bereits in 18,000 Exemplaren verbreitet. Die vierte Auflage, mit schönem Titelkupfer und Gold-Titel, ist besonders deutlich und schön gedruckt.

Der himmlische Palmgarten
des Wilhelm Nacatenus S. J.
Auszug
aus der 4. Auflage der vollständigen Ausgabe von **Th. Wollersheim.**

Mit Erzbischöflicher Approbation.

Taschenformat. Mit Kupfer und elegantem Titel.

Preis 15 Sgr. (54 Kr. rhein.)

Gebunden in schwarzen Saffian mit Goldschnitt 1 Thlr., in Levantine mit Goldpräge 1 Thlr. 10 Sgr., in feinern Einbänden bis 2 Thlr. 10 Sgr.

Um dem vielseitigen Wunsche zu entsprechen, dies vorzügliche Buch in einem kleinern Formate zu haben, so daß auch die Männer es bequem gebrauchen könnten, hat der Herausgeber jetzt einen „Auszug" aus der vierten Auflage erscheinen lassen. Dieser Auszug ist ebenfalls ein vollständiges Gebetbuch (600 Seiten Taschenformat), da nur das daraus weggelassen ist, was bloß zur häuslichen Andacht dient.

Der himmlische Palmgarten
des Wilhelm Nacatenus S. J.
Auszug
von **Th. Wollersheim.**

Feine Ausgabe (Nr. 3) in Taschenformat

aus großer Schrift auf starkem Papier.

Mit Stahlstich und Prachttitel in Farbendruck.

Preis 24 Sgr. (1 Fl. 24 Kr. rh.)

Der große Beifall, den im Allgemeinen Gebetbücher in großer Schrift, welche gleichzeitig durch bequemes Format zum Nachtragen sich eignen, in neuester Zeit gefunden haben, veranlaßte die Verlagshandlung, diese neue schöne Ausgabe des allgemein beliebten Palmgartens erscheinen zu lassen. Dieselbe enthält auf 576 Seiten Alles, was der Christ für den gewöhnlichen Gebrauch in der Kirche im Gebetbuche zu finden gewohnt ist.

Neues zweckmäßiges Communion-Geschenk.

Die Beharrlichkeit des Christen.

Die beste Gabe an die katholische Jugend
um in ihr die Früchte der ersten h. Communion zu sichern.
Von **Abbé Icard**,
Ober-Katecheten der Pfarre zum h. Sulpiz in Paris.

2. Auflage in neuer Uebersetzung von einem kath. Pfarrer.
Mit Genehmigung der hochw. geistlichen Obrigkeit.
Mit einem Stahlstiche.

414 S. 16⁰. Preis brochirt 16 Sgr. (57 Kr. rh.)
Die Herren Pfarrer und Lehrer erhalten bei Abnahme von 10 Exemplaren ein Frei-Exemplar.

Dies Büchlein hat den Zweck, zu verhüten, daß die Jugend den Eifer für die Tugend, den Glauben, das Vertrauen und die Liebe zu Gott, welche am Tage der ersten h. Communion sie beseelen, nie in sich erkalten lasse, vielmehr das ganze Leben hindurch die Lehren unserer h. Religion zur Richtschnur nehme und besonders bei dem Eintritte in die Welt die Gefahren derselben vermeide. Es ist ein Katechismus für's ganze Leben; es enthält das Ganze der christlichen Religion, mit steter Hinweisung auf deren Anwendung im Leben und vielen Beispielen aus der Heiligen- und Welt-Geschichte begleitet. Hauptsächlich ist es zum Gebrauche der Jugend von 14—18 Jahren bestimmt, jedoch das ganze Leben hindurch sehr brauchbar und nützlich, daher allen Seelsorgern und Eltern als das passendste Geschenk bei der ersten h. Communion zu empfehlen.

Kölnisches Gesang- und Andachtsbuch

zum Gebrauche bei den
gemeinsamen Meß- und Nachmittags-Andachten
katholischer Gemeinden.
Mit Melodien nach der kölnischen Festordnung.

Bearbeitet und herausgegeben von
A. G. Stein, Pfarrer.
Vierte vermehrte Auflage.

12⁰. 684 Seiten. 1858. Preis ungebunden 8 Sgr.; in halb

lich das berühmte Zeugniß von der Person unseres Herrn Jesu Christi. Diese neue Uebersetzung, für deren Tüchtigkeit der Name des Verfassers bürgt, ist so leicht und fließend, daß sie auch von den weniger Gebildeten verstanden werden kann. Durch die beigefügten Anmerkungen aber ist Alles, was nur irgend für das christliche Volk verfänglich sein könnte, auf's Vollständigste beseitigt.

Der Priester und der Soldat.

Von einem Landmanne, einem ehemaligen Soldaten.

Aus dem Französischen übersetzt von F. v. B.

120 Seiten Octav-Format. Preis br. 12 Sgr. (42 Kr. rhein.)

„Diese Broschüre enthält einen sehr interessanten und geistreichen Nachweis", sagt die „Philothea" in Nr. 5, „daß die zwei einzigen unzweifelhaften Garantien einer bessern Gestaltung der socialen und politischen Verhältnisse — wie in Frankreich so in den andern Staaten überhaupt — in den beiden Ständen, dem Priester und dem Soldaten, dargeboten seien, indem hier das Princip der Erhaltung und jenes des Aufbaues noch in seiner ganzen Frische und Lebendigkeit vorhanden ist. Die Uebersetzung, welche selbst von einem höhern Militär sein soll, liest sich so rein und fließend, als hätte man ein deutsches Originalwerk vor sich."

Diesseit und jenseit der Linie.

Erzählungen von Philipp Poelking.

552 Seiten 8⁰. Preis geh. 1 Thlr. (1 Fl. 45 Kr. rhein.)

„Recht hübsche Erzählungen", wie Menzel's Literaturblatt in Nr. 25 sagt. „Sie enthalten viel und von Vielen Erlebtes", bemerken die Blätter für literarische Unterhaltung. „Wir folgen den Erzählungen in die verschiedensten Länder, unter die verschiedensten Zonen." Sämmtliche Erzählungen sind correct in katholischer Gesinnung.

Prospectus.

Sammlung unterhaltender Schriften

der neuern englischen Literatur

für gebildete katholische Leser.

Die Herausgeber der „Sammlung von klassischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung" haben in dem Programm jener Sammlung erklärt, belletristische Schriften sollten nur dann darin aufgenommen werden, wenn sie auf das Prädicat klassisch Anspruch machen könnten; die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur sei von jener Sammlung ganz ausgeschlossen.

Bei der Lectüre und Prüfung der Erzeugnisse der neuern katholischen Literatur Englands hatten die Herausgeber Gelegenheit, nicht wenige belletristische Schriften kennen zu lernen; denn auch auf diesem Gebiete ist die katholische Literatur Englands sehr umfassend. Manche dieser Schriften wurden ohne Bedenken bei Seite gelegt, nämlich solche, die wohl gut gemeint und in gutem Geiste, aber nicht mit gleichem Geschick geschrieben waren, Schriften, in denen die Erzählung nur als Rahmen confessioneller Controversen oder sonstiger Belehrungen dient, Erzählungen nach dem Schnitte unserer deutschen Schriften „für die reifere Jugend" u. dgl. Es fanden sich aber auch andere belletristische Schriften, welche zwar nicht auf das Prädicat „klassisch" im strengen Sinne Anspruch machen können, und welchen darum die Aufnahme in jene Sammlung verweigert wurde, welche aber doch wohl werth schienen, in Deutschland bekannt zu wer-

den. Dieser Umstand hat die Herausgeber veranlaßt, neben der „Sammlung von klassischen Werken" eine **„Sammlung unterhaltender Schriften der neuern englischen Literatur für gebildete katholische Leser"** zu beginnen.

Man kann das Romanlesen, wie es nur zu viel getrieben wird, für einen Verderb, und die übergroße Mehrzahl der unter den Namen „Roman, Novelle, Erzählung" u. dgl. erscheinenden Schriften für schlecht oder doch für bedenklich halten; aber wegen des Mißbrauchs, welcher mit dieser Form der literarischen Darstellung getrieben wird, darf man nicht auch den rechten Gebrauch derselben verwerfen. Wir theilen in dieser Beziehung ganz die Ansichten, welche ein berühmter amerikanischer Schriftsteller, Brownson, in seiner Zeitschrift ausspricht:

„Den Mißbrauch, welchen Katholiken und Nicht-Katholiken mit dieser Literatur getrieben haben, verdammen wir natürlich; aber nie ist uns eingefallen, es zu tadeln, wenn katholische Schriftsteller die Form von erdichteten Erzählungen zum Zwecke nützlicher Belehrung und unschuldiger Unterhaltung in der rechten Weise benutzen. Eine erdichtete Erzählung, die als Vehikel falscher philosophischer, sittlicher, religiöser und socialer Theorien benutzt wird, oder die unterhalten und zerstreuen soll auf Kosten der Unschuld, ist verwerflich, — aber nicht darum, weil sie eine erdichtete Erzählung ist, sondern darum, weil diese Form der Darstellung darin mißbraucht oder schlecht angewendet wird. Weit entfernt, die Benutzung dieser Form der Darstellung durch katholische Schriftsteller zu tadeln, würden wir es mit Freuden sehen, wenn dieselbe von ihnen noch kühner und freier

benutzt würde. Wir haben kein Gefallen an jenen einfältigen katholischen Romanen, in denen eine ordinäre Liebesgeschichte mit langweiligen und oberflächlichen theologischen Discussionen und Gemeinplätzen verwebt ist, wenn wir sie auch mehr vom Standpunkte des Geschmacks, als vom Standpunkte der Sittlichkeit tadeln. Aber wer Manzoni's „Verlobte" gelesen hat, kann nicht daran zweifeln, daß geistreiche, talentvolle und gelehrte katholische Schriftsteller wohl Romane und Novellen schreiben dürfen; und die Romane von Walter Scott, Bulwer und James zeigen, mit wie großem Vortheil wir den historischen Roman cultiviren könnten. Die Novelle ist jetzt die beliebteste Form der literarischen Darstellung und wir müssen sie benutzen, wenn wir auf den Geist und das Herz unserer Zeitgenossen unmittelbar einwirken wollen. Die Fabiola Sr. Eminenz des Cardinals Wiseman wird in weiten Kreisen mehr wirken, als seine trefflichen Vorträge über die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche. Nach meiner festen Ueberzeugung müssen wir in Allem, was den Glauben und die Sitten, den Geist und die Wünsche der Kirche betrifft, unbeugsam und unnachgiebig sein; aber hinsichtlich der literarischen Form dürfen wir uns der herrschenden Mode eben so unbedenklich anbequemen, wie hinsichtlich des Schnittes unserer Kleider und der Form unserer Hüte. Die Novelle ist vielleicht nicht die beste Form der literarischen Darstellung, aber sie ist hic et nunc nächst der Zeitung und der Zeitschrift das beste literarische Vehikel, welches wir wählen können, und wir sehen keinen Grund, weshalb unsere Schriftsteller nicht, soweit sie Talent und Geschick dazu haben, dieselbe

benutzen sollten. Die schöne Literatur, wie man sie nennt, ist jetzt, wo Jeder liest und das Lesen bequem und angenehm gemacht haben will, eine Macht, und zwar eine Macht, die zum Guten wie zum Bösen gebraucht werden kann. Wir können sie mit demselben Erfolge benutzen, wie unsere Feinde, und wir können sie so gebrauchen, daß wir dadurch zum großen Theile dem Bösen entgegenwirken, welches aus dem Mißbrauch derselben entsteht. Eine Novelle, welche mit Geist, Gelehrsamkeit und Geschmack geschrieben ist, welche eine richtige Auffassung einer verdunkelten Periode der Geschichte erleichtert, oder die verschiedenen Neigungen und Leidenschaften im Lichte der katholischen Moral darstellt, kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen vielleicht mehr wirken, als eine theologische Abhandlung oder eine polemische Broschüre."

Die Zahl der deutschen Schriften dieser Art ist aber bekanntlich nicht sehr groß, und es ist unbestreitbar, daß gerade die englische Literatur in dieser Hinsicht höher steht, als die unserige und als die anderer Völker. Wir haben darum geglaubt, durch die Herausgabe einer

„Sammlung unterhaltender Schriften der neuern englischen Literatur für gebildete katholische Leser"

in gediegenen Uebersetzungen, neben der andern Sammlung, welche dadurch weder ersetzt noch beeinträchtigt werden soll, eine „Lücke auszufüllen", wie der gangbare Ausdruck lautet.

Zur Orientirung über unsern Plan fügen wir folgende Bemerkungen bei:

1. Es versteht sich von selbst, daß keine Schrift in diese Sammlung aufgenommen wird, welche nach Tendenz,

Inhalt und Form für katholische Leser irgendwie anstößig sein könnte, wenn auch Schriften von akatholischen Verfassern nicht principiell ausgeschlossen sind.

2. Vorzugsweise werden Schriften in erzählender Form aber auch andere, mehr unterhaltende als belehrende Schriften gewählt werden.

3. Die Sammlung soll nicht etwa Jugendschriften bringen — an denen ist in Deutschland kein Mangel — es werden auch solche Schriften darin erscheinen, welche wohl für „gebildete Leser", aber nicht gerade auch für „die reifere Jugend" eine geeignete Lectüre bilden; ebensowenig wird sie sich auf sogenannte religiöse Erzählungen beschränken.

4. Auf die Uebersetzung wird gewissenhafter Fleiß verwendet werden. Wir glauben, daß unsere „Sammlung von klassischen Werken", von der bis jetzt zehn Bändchen, zum Theil in mehrern Auflagen, erschienen sind, dem Publicum genügende Garantie bietet, daß wir keine Fabrikarbeiten liefern werden.

Der Inhalt der bereits erschienenen 4 Bändchen ist auf der Rückseite des Umschlags angezeigt.

Die **„Katholischen Blätter für Literatur"** sagen darüber in Nr. 25: „England hat in neuerer Zeit einen Reichthum von geistigen Erzeugnissen hervorgebracht, die sich, was Brauchbarkeit und richtige Auffassung der Gegenwart anlangt, dem Besten würdig anreihen. Es ist darum ein großes Verdienst, diese neuere „katholische Literatur" dem deutschen Volke zugänglich zu machen, und zwar in einer **so durchweg gelungenen und würdigen Weise.** Diese ersten drei Bände sind ein **wirklich glänzender** Anfang, das von den Herausgebern Verheißene zu verwirklichen." „**Deutschland**" sagt in Nr. 248: „Dieses Unternehmen verdient den Dank aller für das geistige Interesse ihrer deutschen Glaubensgenossen strebsamen Katholiken." Auch Dr Lang's **„Hausbuch"** (8. Band), das „**Schlesische Kirchenblatt**" Nr. 38, die „Wiener Kirchen-Zeitung", die „Kathol. Blätter aus Tyrol", das „Kathol. Repertorium", der „Kathol. Christ" und andere Blätter sprechen sich in gleicher Weise lobend aus.

Sammlung von klassischen Werken
der neuern katholischen Literatur Englands
in deutscher Uebersetzung.

Bei der Auswahl der in diese Sammlung (in Octav-Format) aufzunehmenden Werke werden von den Herausgebern folgende Grundsätze als maßgebend angesehen:

1. Es werden nur solche Schriften darin aufgenommen, welche für gebildete Leser überhaupt, und nicht bloß für Gelehrte entschiedenes Interesse haben.

2. Es bleiben alle Schriften ausgeschlossen, welche zu wenig bedeutend sind, als daß sie über die Grenzen ihrer Heimath hinaus Verbreitung verdienten; die aufzunehmenden Schriften müssen nach Inhalt und Form auf den Namen „klassisch" Anspruch haben. Es werden vorzugsweise populäre geschichtliche, apologetische oder theologische Schriften aufgenommen, auch bellettristische dann, wenn sie unbestritten klassisch sind; die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur wird nicht berücksichtigt.

3. Aus der „Sammlung" wird Alles fern gehalten, was irgendwie anstößig sein könnte oder nicht zur katholischen Literatur gehört.

4. Es wird strenge darauf gesehen, daß die Uebersetzung nicht bloß verständlich und richtig ist, sondern alle Eigenschaften einer guten Uebersetzung hat.

Sowohl was die zweckmäßige Auswahl, als was die Güte der Uebersetzung angeht, hat das Publikum über die ersten acht Bändchen bereits das günstigste Urtheil abgegeben, indem von der Mehrzahl derselben zwei bis vier starke Auflagen nöthig wurden. Alle folgenden Bändchen werden mit derselben Sorgfalt ausgewählt und bearbeitet werden.

Bis jetzt sind folgende Bändchen erschienen und einzeln zu haben:

I. „Die Türken in ihren geschichtlichen Beziehungen zur Christenheit. Von Dr. J. H. Newman." Uebersetzt von G. Schündelen, Pfarrer in Spellen. Mit Karte. 272 S. 1855. Preis 18 Sgr.

II. „Vermischte Schriften von Sr. Eminenz Nicolaus Cardinal Wiseman, Erzbischof von Westminster. I. Abtheilung." (Spanien. — Spanische Kunst. — Briefe an John Poynder über sein Werk: „Das Papstthum im Bunde mit dem Heidenthum". — Die Agitation gegen die Frauenklöster in England. — Die Madiai's. — Anhang: Sendschreiben des Dr. Cahill an den Grafen von Carlisle.) 368 S. **2. Aufl.** 1857. Preis 22½ Sgr.

III. „Vermischte Schriften von Cardinal Wiseman. II. Abtheilung". (Das Lesen der h. Schrift in der Volkssprache. — Die Parabeln, die Wunder, die Handlungen des Neuen Testaments, als Erklärung der katholischen Lehre. — Die Gebete der Kirche. — Ueber einige Ceremonien und Andachts-Uebungen. — Alter und neuer Katholicismus. — Die Strafen des Gottesraubes. — Cardinal Raphael Fornari.) 376 Seiten. Preis 22½ Sgr.

IV. „**Fabiola** oder die Kirche der Katakomben. Von Sr. Eminenz N. Cardinal Wiseman. Mit Genehmigung Sr. Eminenz übersetzt von Lic. F. H. Reusch." Mit den englischen Original-Holzschnitten. 480 Seiten. **Vierte Auflage.** 1856. Preis 25 Sgr.

V. „**Kampf und Sieg** auf dem Wege zur katholischen Kirche. Von L. Silliman Ives, Doctor der Rechte, gewesenem Bischof der protestantischen Episkopalkirche in Nord-Carolina. Uebersetzt von G. Schündelen. 220 Seiten. **Zweite Auflage.** 1858. Preis 16 Sgr.

VI. „**Francisca Romana,** die Heilige. Von Lady Georgiana Fullerton", und: „Anna von Montmorency. Von J. M. Capes", — zwei Lebensbilder aus dem Anfange des 15. und dem Ende des 17. Jahrh. Uebersetzt von G. Schündelen. 176 S. **Zweite Auflage.** 1856. Preis 12 Sgr.

VII. „**Kallista,** eine Erzählung aus dem 3. Jahrhundert. Von J. H. Newman." Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von G. Schündelen. (Seitenstück zur Fabiola.) 336 S. mit Original-Titelbild von C. Clasen. 1856. **Zweite Auflage.** Preis 22½ Sgr.

VIII. **Vier Vorträge** über Concordate, insbesondere über das österreichische Concordat. Von Sr. Eminenz N. Cardinal Wiseman. 120 S. **2. Aufl.** 1856. Preis 12 Sgr.

IX. **Onkel Jack** und sein Neffe. Amerikanische „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche." Von O. A. Brownson, Doctor der Rechte. Uebersetzt von G. Schündelen. 216 S. 1857. Preis 16 Sgr.

X. **Die Römischen Katakomben** die Begräbnißplätze der ersten Christen in Rom. Von J. Spencer-Northcote. Uebersetzt von Dr. G. A. Rose. Mit 9 Tafeln Abbildungen. 158 Seiten. 1857. Preis 20 Sgr.

XI. „Vermischte Schriften von Sr. Eminenz N. Cardinal Wiseman III. Abtheilung." (Italienische Zustände. — Italienische Religiosität. — Der Stuhl des h. Petrus zu Rom. — Ueber christliche Kunst. — Kirchenfeste und Nationalfeste. — Cardinal Mezzofanti. — Cardinal Fransoni. — Die Verpflichtungen der englischen Nation. [Mit Rücksicht auf die Ereignisse in Ostindien. Als Anhang ein Hirtenbrief des Cardinals über diese Ereignisse.] — Ueber den Sinn für die Naturschönheit bei den Alten und bei den Neuern. — Ueber die Blüthe der Wissenschaft unter dem Einflusse der katholischen Religion.) 330 Seiten. 1857. Preis 22½ Sgr.

XII. **Rom**, sein Beherrscher und seine Institutionen. Von J. Fr. Maguire, Mitglied des englischen Parlaments. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Dr. G. A. Rose. 420 Seiten. 1858. Preis 28 Sgr.

Ueber die Zahl und den Umfang der jährlich erscheinenden Bändchen läßt sich nichts bestimmen, da vorzüglich neu erscheinende Schriften geliefert werden sollen. Jedenfalls aber werden im Laufe dieses Jahres drei neue Werke von Cardinal Wiseman, Dr. Newman und O. A. Brownson erscheinen.

Köln, im Februar 1858.

J. P. Bachem.